Dr. Heinrich Wolf:

Der antike Sozialismus und Individualismus.

Gymnasial-Bibliothek.

Herausgegeben von

Prof. Hugo Hoffmann,
Gymnasialoberlehrer in Erfurt.

---

50. Heft:

Geschichte des antiken Sozialismus und Individualismus.

Von

Prof. **Dr. Wolf.**



Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1909.

Geschichte
des
antiken Sozialismus und Individualismus.

Von
Dr. Heinrich Wolf,
Professor am Städt. Gymnasium in Düsseldorf.

Motto: „Freiheit! ruft die Vernunft,
Freiheit! die wilde Begierde.“
Schiller.



Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1909.

Herrn Wilhelm Marx,

dem

Oberbürgermeister und Mehrer der Stadt Düsseldorf,

gewidmet.

Das vorliegende Buch soll ein Beispiel sein für die Verknüpfung von Altertum und Gegenwart im Unterricht auf den Oberklassen des Gymnasiums.

Das griechisch-römische Altertum stellt uns eine vollständig in sich abgeschlossene Entwicklung vor Augen: zuerst ein allmähliches Steigen und Wachsen bis zu einer wunderbaren Höhe der Kultur; dann ein Zurücksinken zu so primitiven Zuständen, wie sie weit, weit vor der homerischen Zeit gewesen waren. Die Freiheit hat die Griechen und Römer groß gemacht; die Entartung derselben Freiheit hat sie zugrunde gerichtet. Und zwar war es eine Entartung zum extremen Individualismus, der keine Rücksichten auf die gemeinsamen Interessen in Stadt und Staat mehr kannte.

Die Lektüre der griechischen und römischen Historiker und Philosophen, sowie der Geschichtsunterricht geben reichlich und oft Gelegenheit, die Schüler über die Grundbegriffe des politischen Lebens der Gegenwart aufzuklären.

Professor Dr. Wolf.

Inhaltsverzeichnis.

Rom und das römische Reich. Seite

Literatur.

Vor allem habe ich die bahnbrechenden Werke von Pöhlmann benutzt:

Pöhlmann: Übervölkerung antiker Großstädte.

Pöhlmann: Antiker Kommunismus und Sozialismus, 2 Bde. München 1893, 1901, Beck.

Pöhlmann: Aus Altertum und Gegenwart. München 1895, Beck.

Außerdem:

Lange: Römische Altertümer, 3 Bde. Berlin, Weidmann.

Niese: Römische Geschichte.

Seeck: Geschichte des Untergangs der antiken Welt, 2 Bde. Berlin, Siemenroth u. Troschel.

Schmoller: Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre, 2 Bde. Leipzig, Duncker u. Humblot.

E. Meyer: Geschichte des Altertums.

Beloch: Griechische Geschichte.

Auch einzelne Artikel des Lexikons für Staatswissenschaften.

Einleitung.

Zwei Weltanschauungen, zwei Ansichten über die höchsten Zwecke unseres Seins stehen sich schroff gegenüber:

1. Der Sozialismus, d. h. der Glaube, daß die Gemeinschaft, sei es Stamm oder Volk, Stadt oder Staat, der oberste Zweck sei und daß der Einzelmensch, das Individuum, nur als Glied und Organ des größeren Ganzen Wert habe.

2. Der Individualismus, die entgegengesetzte Überzeugung, daß das Individuum, das Ich, der oberste Zweck sei und daß Stadt, Staat, Volk und Gesellschaft nur in meinem Interesse da sind und da sein dürfen.

Zwischen diesen beiden Polen bewegt sich die ganze Weltgeschichte. Natürlich gibt es viele Abstufungen und Mittelglieder, Übergänge und Schattierungen. Je mehr Gemeinsinn, gemeinsame politische und wirtschaftliche Interessen vorhanden sind und Produktion, wie Konsumtion sich nach dem Gesamtwohl richtet, desto mehr Sozialismus; das kann so weit gehen, daß jeder Einzelbesitz aufhört. — Umgekehrt, je mehr das Individuum oder Gruppen von Individuen ihre eigenen Bestrebungen und Ziele über die Interessen von Staat und Gesellschaft stellen, je mehr die Überlegenheit, welche ihnen körperliche Kraft, geistige Fähigkeit oder materielle Mittel, namentlich Geld, verleihen, dazu benutzt wird, um sich von allen Fesseln zu befreien oder gar auf Kosten der Mitmenschen politische Macht oder materiellen Gewinn und Genuß zu verschaffen, um so mehr Individualismus.

Die Größe und Bedeutung der griechischen Geschichte liegt in der wachsenden Befreiung des Individuums von zahlreichen Fesseln und Hemmungen, in der Möglichkeit, die von Natur verliehenen Anlagen zur vollen Entfaltung zu bringen. Es ist

ein stetig zunehmender Individualismus. — Der entsetzliche Untergang und die Selbstzerfleischung der Griechen ist darauf zurückzuführen, daß man, namentlich seit dem Ende des 5. Jahrhunderts v. Chr., mehr und mehr allen Gemeinsinn verlor und stufenweise zum extremen Individualismus gelangte. Vergebens haben die großen Sozialphilosophen, Plato, Aristoteles und die Stoiker, dagegen angekämpft.

Für die Römer war es verhängnisvoll, daß sie mit dem Griechentum erst spät, als es bereits völlig entartet war, in engere Beziehungen traten. Sie nahmen, nach dem 2. Punischen Krieg, den extremen Individualismus an und wurden in das allgemeine Verderben mit hineingerissen.

In der römischen Kaiserzeit beginnt der allmähliche Umschlag in den entgegengesetzten Fehler, in den extremen Sozialismus.

Griechenland.

Vorbemerkung. Unsere Kenntnisse über die älteste Geschichte Griechenlands, vor allem über die Agrarverhältnisse, über die Entwicklung der sozialen Unterschiede und des Privateigentums an Grund und Boden sind sehr dürftig. Deshalb ist äußerste Vorsicht geboten; wir werden uns bescheiden müssen, folgende Stufen anzunehmen:

1. Die Griechen sind wahrscheinlich als ein nomadisierendes Volk in ihre spätere Heimat gekommen. Sie führten ein Hirtenleben mit kommunistischer Organisation; das Weideland war Gemeinbesitz der einzelnen Geschlechtsverbände.

2. Später erfolgte der Übergang zum Ackerbau; man wurde seßhaft und baute feste, bleibende Wohnsitze. Nach dem Zeugnis des Thukydides (I, 2 ff.) dürfen wir behaupten, daß die einzelnen zusammengehörenden Geschlechtsverbände, die Verwandtschaften, sich in geschlossenen Dorfgemeinden ansiedelten, daß das Dorfsystem die primitive Art der Ansiedlung war und nicht, wie Aristoteles behauptet, die Dorfgemeinde erst aus dem Einzelhof entstanden und erwachsen ist.[1]

---

[1]) E. Meyer sagt in seiner Geschichte des Altertums II, S. 294 f.: „Der ursprünglichen griechischen Siedlungsweise ist der Einzelhof ebenso fremd wie die Stadt. Jede Landschaft zerfällt vielmehr in eine Anzahl ziemlich großer offener Dörfer, denen das umliegende Ackerland zugeteilt ist."

3. Es ist nun sehr unwahrscheinlich, daß die Griechen, als sie seßhaft wurden, noch lange an einer kommunistischen Wirtschaftsordnung festgehalten haben. Vielmehr spricht alles dafür, daß die Losanteile, welche die einzelnen Familien an dem Grund und Boden erhielten, alsbald bleibendes Privateigentum wurden: zunächst Haus und Hof, bald alles Kulturland. Dabei müssen wir uns aber vor der Annahme hüten, als wäre das überall nach der Schablone gleichförmig und gleichzeitig geschehen; im Gegenteil, Ort und Zeit, Land und Leute werden viele Unterschiede bedingt haben. Namentlich wo der Grund und Boden große gemeinsame Arbeiten des Rodens, der Bewässerung und Entwässerung erforderte, wird man länger am Gemeinbesitz festgehalten haben.

I.

Die Zeit der Adelsherrschaft.

A. Homer und Hesiod.

Die ältesten literarischen Urkunden der Griechen sind die epischen Gedichte Homers und Hesiods. Hier haben wir schon eine hochentwickelte Kultur vor uns: wir hören nicht mehr von Dörfern; die freie Bevölkerung wohnt in Städten; der Stadtstaat ist entstanden. Auf der Stufenleiter des wachsenden Individualismus ist man bereits hoch emporgestiegen: über der Masse des Volkes, den Bauern, steht ein reicher Adel, und die einzelnen adeligen Herren treten uns in scharf ausgeprägter Eigenart entgegen. Abgesehen von zahlreichen unfreien Arbeitskräften besteht also innerhalb der freien Bevölkerung eine tiefe Kluft, eine große soziale Ungleichheit zwischen Adel und Bauern.

Da ist es nun von höchstem Interesse, daß Homer ausschließlich für die adeligen Herren dichtet und sich an sie wendet, Hesiod dagegen zu den Bauern spricht und für ihre Interessen eintritt. Dort Adels-, hier Bauernpoesie.

Homer:

Man hat in einzelnen Stellen der Ilias und Odyssee Spuren einer Feld- und Flurgemeinschaft erkennen wollen. Eine solche Annahme ist verkehrt; im Gegenteil, wer die homerischen Epen unbefangen und vorurteilsfrei liest, wird zugeben müssen, daß der Grund und Boden völlig, oder wenigstens soweit er Kulturland war, **Privateigentum** geworden ist.

Dabei tritt vor allem der Großgrundbesitz des Adels hervor. Wir hören von sorgfältiger Düngung, von intensiver Ackerwirtschaft, von Gartenbau, Baumzucht, Weinbau, Ölkultur. Besonders lehrreich sind die Bilder, welche der Dichter den Gott

Hephästos auf dem Schild des Achilleus anbringen läßt. Was diese Szenen zur Anschauung bringen, ist wesentlich das Leben des Adels, neben dem die Masse des Volkes gar keine Bedeutung hat (Hom. Il. XVIII, 478 ff.).

Bei der glänzenden Hochzeit stehen die Frauen des Volkes vor ihren Wohnungen und schauen bewundernd dem Festzug, dem Tanz und Spiel der vornehmen Herrschaften zu. Daneben ist ein Rechtsstreit dargestellt: die Entscheidung bringen die Begüterten, die Spruchberechtigten; das Volk schreit zwar bald diesem, bald jenem Beifall, wird aber von den Herolden zur Ruhe gewiesen. Auf der anderen Seite sehen wir, wie ein Haufe feindlicher Krieger den Herolden der Stadt auflauert und sie räuberisch überfällt.

Den weitesten Raum aber nehmen offenbar die vier Bilder ein, welche uns ein großes Herrengut vor Augen führen. Auf dem ersten Bild wird das Feld gepflügt; viele ackernden Männer treiben ihre Gespanne und ziehen die langen Furchen aufwärts und abwärts. So oft sie des Fruchtlands Grenzen erreichen,

„Nahte ein Mann, den Pokal mit dem lieblichen Wein in den Händen,
Gab ihn den Pflügern, und diese zurück zu den Furchen gewendet,
Strebten von neuem die Grenzen der üppigen Flur zu erreichen."

Daneben sind die Ernte und das Erntefest dargestellt: mehrere Mäher, dahinter Knaben, welche die Garben den Bindern bringen. Unter den Arbeitern steht der Herr, den Stab in den Händen und freut sich herzlich.

„Seitwärts unter der Eiche bereiteten Diener die Mahlzeit
Emsig; sie hatten 'nen Ochsen geschlachtet; Weiber indessen
Streueten weißes Mehl zum labenden Mus für die Ernter."

Das Gegenstück dazu bildet die fröhliche Weinlese, mit der eine religiöse Feier verbunden ist. Natürlich mußte auch der Reichtum der Viehherden zur Darstellung kommen.[1])

Aber es ist noch eine Zeit der **Naturalwirtschaft.** Auf den Edelsitzen, auf dem Großgrundbesitz des Adels wird wesentlich für den eigenen Bedarf gearbeitet; die abhängigen Leute müssen das Notwendige an Getreide und Vieh abliefern; dienende Mägde mahlen das Getreide; Sklavinnen spinnen und weben zusammen mit der gebietenden Herrin. Freilich zeigen sich auch Anfänge des Handels; und wenn in den Gedichten als Preis der Waren in der Regel Vieh angegeben ist, so müssen wir nicht denken, daß das Vieh damals noch das einzige Tauschmittel gewesen sei; vielmehr spielen Gold, Erz, Eisen daneben eine

---

[1]) Andere Stellen, die von Viehzucht und Ackerbau handeln, sind: Hom. Il. XIV, 122 ff., Odyssee IV, 318 ff., 601 ff., XIV, 96—108, XVII, 297 ff., auch die Milchwirtschaft des Kyklopen im IX. Buch.

bedeutende Rolle. Aber das Vieh ist noch der gebräuchlichste Wertmesser, und man könnte von einer **Viehwährung** sprechen. Bekannt ist die berühmte Stelle, wo mitten in der Schlacht Diomedes und Glaukos sich als Gastfreunde erkennen und ihre Rüstungen tauschen:

„Doch den Glaukos betörete Zeus, daß er ohne Besinnung
Gegen den Held Diomedes die Rüstungen, goldne mit ehrnen,
Wechselte, hundert Rinder sie wert, neun Rinder die andern."
(Hom. Il. VI, 234—236.)

Auch bei den Leichenspielen zu Ehren des Patroklos wird der Wert der Preise zum Teil nach Rindern angegeben, z. B. beim Ringkampf:

„Erst dem Sieger ein groß dreifüßig Geschirr auf dem Feuer,
Welches an Wert zwölf Rinder bei sich die Danaer schätzten:
Doch dem Besiegten stellt' er ein blühendes Weib in den Kampfkreis,
Klug in mancherlei Kunst und geschätzt vier Rinder an Werte."
(Hom. Il. XXIII, 702 ff.)

An den Fürsten- und Herrenhöfen sind die homerischen Lieder im 10., 9. und 8. Jahrhundert gesungen und haben die Gestalt erhalten, in der sie uns heute vorliegen. Das Leben des Adels kommt hier zur Darstellung; die Masse des Volkes tritt völlig zurück. Das zeigt sich besonders in der geringen Bedeutung, die das Volk sowohl im Kampfe wie bei den Beratungen einnimmt. Die Schlacht löst sich in Einzelkämpfe auf, in denen Könige und adelige Herren einander gegenübertreten; die ungeordnete Masse des Fußvolkes wirkt fast nur wie der Ballast im Schiff.[1]) Ebenso ist es bei den Beratungen und Versammlungen; das erkennen wir deutlich aus der köstlichen Schilderung des II. Buches der Ilias: Agamemnon ist infolge seines Traumes voll stolzer Siegeszuversicht; im Rate der Edeln, der „szeptertragenden Fürsten", eröffnet er seinen Plan, das Volk zu „versuchen". Aber als er dann in der Volksversammlung von der Aussichtslosigkeit des langen Krieges spricht und von der Absicht nach Hause zu fahren, da wird in den Griechen heiße Sehnsucht nach der Heimat geweckt, und mit stürmischer Hast eilen sie zu den Schiffen. Nur mit Mühe

---

[1]) In den jüngeren Teilen des Epos tritt der Einzelkampf zurück, und es beginnt eine neue Heeresordnung.

gelingt es dem Odysseus, die Achäer zur Versammlung zurückzuführen. Und wie verschieden behandelt er dabei die Leute, je nachdem sie zum Adel oder zum Volk gehören!

„Welchen der Fürsten nun und adligen Herren er antraf,
Freundlich hemmte er diesen, mit schmeichelnden Worten ihm nahend ...
Welchen Mann des Volkes er sah und schreiend wo antraf,
Diesen schlug sein Szepter und laut bedroht' er ihn also:
‚Halt du! rege dich nicht! und höre auf anderer Rede,
Die mehr gelten denn du! Unkriegerisch bist du und kraftlos,
Nie auch weder im Kampf ein Gerechneter noch in dem Rate'."

(Hom. Il. II, 188 ff.)

Doch Einer wagt es, sich den Fürsten zu widersetzen; es ist Thersites. Wie sehr nimmt der Dichter hier von vornherein die Partei der Herren! wie kann er sich nicht genug tun, den Thersites als einen häßlichen, widerlichen Menschen zu schildern! Und als Odysseus den Schreier mit harten Worten und schmerzlichen Schlägen zur Ruhe bringt, wie jubelt ihm das Volk Beifall!

„Rings, wie betrübt sie auch waren, doch lachten sie herzlich um jenen;
Also redete mancher, zu seinem Nachbar gewendet:
‚Traun, gar vieles bereits hat Odysseus Gutes vollendet,
Tüchtig, heilsamen Rat zu reden und Schlachten zu ordnen;
Aber jetzt vollbracht' er das Trefflichste vor den Argeiern,
Daß er dem lästernden Redner das freche Maul hat gestopfet.
Schwerlich möcht' er hinfort, wie das trotzige Herz ihn auch antreibt,
Wider die Könige sich mit schmähenden Worten erheben'."

(Hom. Il. II, 270 ff.)

Es ist diese Stelle charakteristisch und entspricht dem übrigen Kulturbild, das wir in den homerischen Gedichten gewinnen. Wohl ist ein gewaltiger Abstand zwischen den Herren und dem Volk; aber von einem Gegensatz, von einer Auflehnung des Volkes hören wir nichts. Man kann von einem patriarchalischen Schutz- und Vertrauensverhältnis sprechen, wo die Masse sich willig dem Gebot der Herrscher beugt. Andrerseits wird wiederholt darauf hingewiesen, wie ein gerechter Herr sich seinen Untertanen gegenüber stellen soll. Auch im 2. Buch der Odyssee haben wir eine Volksversammlung; dort schilt Mentor die Leute, daß sie so untätig dem schamlosen Treiben der Freier zusehen, und spricht:

„Höret mich jetzt, ihr Männer von Ithaka, was ich euch sage!
Künftig befleiß'ge sich keiner der szeptertragenden Fürsten,
Huldreich, mild und gnädig zu sein und das Rechte zu schützen;
Sondern er wüte nur stets und frevle mit grausamer Seele!
Niemand erinnert sich ja des göttergleichen Odysseus
Von den Leuten, die er mit Vaterliebe beherrschte!"
(Hom. Od. II, 230 ff.)

Und als Odysseus in Bettlergestalt vor seiner trauernden Gattin sitzt, vergleicht er sie mit einem gerechten König:

„Keiner, o Königin, lebt auf der unermeßlichen Erde,
Der dich nicht preise; dein Ruhm erreicht die Feste des Himmels,
Gleich dem Ruhme des guten und gottesfürchtigen Königs,
Welcher ein großes Volk von starken Männern beherrschet
Und die Gerechtigkeit schützt. Die fetten Hügel und Täler
Wallen von Weizen und Gerste, die Bäume hangen voll Obstes,
Lämmer umhüpfen die Schafe, die Wasser wimmeln von Fischen,
Unter dem weisen König, der seine Völker beglücket."
(Hom. Od. XIX, 107 ff.)

Es ist die gute Zeit der ritterlichen Adelsherrschaft, die sich in den homerischen Gedichten widerspiegelt. Das Ideal dieser Herren zeichnet der Dichter in dem Bild, welches er uns von dem Leben der Phäaken gibt: das Volk lebt heiter und vergnügt, und im Palast versammeln sich die Edlen um ihren König täglich zu fröhlichem Schmause, wobei das Lied des Sängers den Glanzpunkt bildet; draußen üben sie sich in ritterlichen Spielen. Odysseus beginnt die lange Erzählung seiner Abenteuer mit den schönen Worten:

„Weitgepriesener Held, Alkinoos, mächtigster König,
Wahrlich, es füllt mit Wonne das Herz, dem Gesange zu horchen,
Wenn ein Sänger, wie dieser, die Töne der Himmlischen nachahmt.
Denn ich kenne gewiß kein angenehmeres Leben,
Als wenn im ganzen Volk stets herrschet heiterer Frohsinn,
Und im Palast ringsum, in Reihen sitzend, die Edlen
Horchen den Liedern des Sängers, und alle Tische bedeckt sind
Mit Gebacknem und Fleisch, und der Schenk den Wein aus dem Kelche
Fleißig schöpft und ringsum die vollen Becher verteilet.
Siehe, das nennet mein Herz die höchste Wonne des Lebens!"
(Hom. Od. IX, 2 ff.)

Und die Freude an den ritterlichen Wettkämpfen kommt, außer im 8. Buch der Odyssee, besonders bei den Leichenspielen zu Ehren des Patroklos zum Ausdruck (Hom., Il. XXIII).

Hesiod:

Ganz anders sind die Töne, die Hesiod anschlägt: bei Homer Adelsethik, hier Bauernethik; dort sehen wir in schönster Beleuchtung das Leben der adeligen Herren, die im Krieg allen anderen voraus tapfer streiten, im Frieden am Schmaus, Gesang und Wettkampf sich freuen; hier hören wir vom Segen der Arbeit. Seinem Bruder Perses sagt der Dichter:

„Es ist nicht richtig, was ich damals gesagt habe, daß es nur eine Eris, nur einen Streit gäbe, das scheußliche Kind der bösen Nacht: es gibt neben der bösen Eris noch eine zweite, die gute, die den Bedürftigen antreibt, die Hände zu rühren und zu arbeiten, im Wettstreit mit den Reichen."

„Die Götter haben dem Menschen das, was er zum Leben braucht, nicht auf den Tisch gelegt: wenn das so wäre, dann brauchte man freilich nicht sich das ganze Jahr zu plagen, könnte das Steuerruder in den Rauchfang hängen, und es wäre eitel, Ochs und Maultier zu bemühen."

„Perses, du großer Narr, ich will dir segensreiche Wahrheit sagen. Leicht ist der Weg zum Verderben, zum wirtschaftlichen Untergang: die wohnen jedem nahe. Vor das Gedeihen haben die Götter den Schweiß gesetzt; weit und steil ist der Weg der Arbeit; aber ist die Höhe erreicht, dann wandert's sich leicht. Kannst du selbst dich nicht richtig beraten, so höre auf den Rat eines anderen: bau deinen Acker und sei keine faule Drohne, daß sich deine Scheuern füllen." (Werke u. Tage, V. 11 ff.)

Hesiod hat bittere Erfahrungen im Leben gemacht und ist darüber zum grübelnden Dichter geworden. Sein Vater war aus Kleinasien nach Böotien ausgewandert und hatte zu Askra ihm und seinem Bruder Perses ein mageres Gut hinterlassen. Schon bei der Teilung übervorteilte ihn sein Bruder Perses und fand hierbei die Unterstützung der adeligen Richter, die das Recht beugten. Später suchte Perses den Bruder noch um den Rest seines Vermögens zu bringen.

Deshalb klagt der Dichter über die Bestechlichkeit der adeligen Herrscher, der „spendenfressenden" Richter. Er ist der erste, der Kritik übt an der Adelsherrschaft. Zwar denkt er nicht daran, zur Empörung gegen ihre Ungerechtigkeit aufzurufen; vielmehr ermahnt er sie zur Gerechtigkeit:

„O ihr Fürsten, bedenkt, ja bedenkt auch selber im Innern
Dieses Gericht! denn nah und mitten im Kreise der Menschen
Sind die Unsterblichen, achten darauf, wer krumme Gericht' übt,
Und wie sie plagen einander, die göttliche Rache verachtend.
Drei Myriaden ja gibt's auf reichlich ernährender Erde

Ewige Diener des Zeus und Wächter der sterblichen Menschen,
Welche die Taten des Rechts und schmähliche Werke beachten,
Dunkelumhüllt allwärts hinwandelnd über die Erde.
Und die Gerechtigkeit ist des Zeus jungfräuliche Tochter,
Heilig und hoch in Ehren den Göttern auf dem Olympos.
Wenn sie einer verletzt, durch bösliche Ränke beschimpfend,
Alsbald setzt sie darauf zum Vater sich, Zeus, dem Kroniden,
Klaget der Menschen frevle Gesinnung, damit sie es büßen.
Meidet, o Fürsten, dies! macht euere Worte gerade,
Spendengefräßige! Ganz müßt ihr Trugsprüche vergessen!"
(Werke u. Tage, V. 248 ff.)

In einem rührenden Bild vergleicht er den Übermut des Adels gegen die Bauern mit dem Habicht, der die Nachtigall in den Klauen hält:

„So zur Nachtigall, der melodischen, sagte der Habicht,
Da er gar hoch in den Wolken sie trug mit den packenden Krallen,
Diese jedoch wehklagte, zerfleischt von den Krallen, den krummen,
Jämmerlich, — jener nun sprach zu ihr, bewußt seiner Stärke:
‚Törin, wozu das Geschrei? Ein Stärkerer hält dich gefangen.
Und so schön du auch singst, wie ich dich führe, so gehst du.
Je nach Belieben erwähl' ich zum Schmaus dich oder entlaß dich'."
(V. 203 ff.)

Wehr- und schutzlos ist der Bauer der Willkür der Herren preisgegeben.

Der Dichter preist die Wirkungen der Gerechtigkeit: Wo gerechte Regierung ist,

„Da gedeihet die Stadt und blühen die Leute darinnen;
Fried' im Lande, der nähret die Jugend; ihnen erreget
Nimmer der weithinblickende Zeus Drangsale des Krieges,
Wie zu gerad' Urteilenden auch nie Hunger herankommt
Oder ein Fluch; sie tun nur Dinge, die Feste bereiten;
Ihnen erzeuget die Erde genug Brot; Eichen am Berge
Tragen am oberen Ende die Eicheln, mitten die Bienen;
Dort sind auch viel wollige Schafe, beschweret vom Vließe.
Und es gebären die Frauen den Vätern ähnliche Kinder;
Und sie erblühen im Glück stets fort, und Schiffe besteigt man
Nimmer zur Fahrt, und Früchte gedeihn im sprossenden Erdreich."
(V. 227 ff.)

Aber seine persönlichen Erfahrungen haben in ihm einen finsteren Pessimismus erzeugt. Bei den Geknechteten und Gedrückten, den Schutz- und Rechtlosen entstand die Sage von einer bessern Zeit; nicht Homer, sondern der Bauerndichter Hesiod hat

uns das Lied von dem goldenen Zeitalter und von der beständigen Verschlechterung der Welt gesungen (V. 109—211):

„Im Anfang schufen die Götter des Olympos das goldene Geschlecht, dessen Angehörige wie die Götter lebten, ohne Sorge, Krankheit und Altersmühe, im Genuß reichen Besitzes."

Aber jene schöne Zeit ist dahin; auch das zweite, dritte und vierte Geschlecht lebt nicht mehr; jetzt ist das eiserne Zeitalter:

„Möchte ich doch nicht gehören zum fünften Geschlecht! wäre ich lieber vorher gestorben oder später erst geboren! Denn jetzt ist das eiserne Zeitalter, wo Mühe und Sorgen den Menschen nicht loslassen, Feindschaft aller gegen alle herrscht, Gewalt das Recht beugt, schadenfroher, übelredender, häßlich blickender Wettbewerb alle antreibt. Nun entschweben Scham und die Göttin der Vergeltung, Nemesis, zu den Göttern; alle Übel verbleiben den Menschen, und es gibt keine Abwehr des Unheils." [1])

Pöhlmann sagt II, S. 130: „Es ist fin de siècle-Stimmung, die an und für sich ja sozialpolitisch unfruchtbar war. Und doch! welch eine revolutionierende Kraft lag in dieser hesiodischen Dichtung! Was in den Herzen Tausender gärte und nach Entäußerung rang, hier fanden sie es mit der hinreißenden Gewalt einer elementaren Leidenschaft zum Ausdruck gebracht. Wie aufreizend ist allein die Erzählung von dem Habicht und die rührende Klage der von den Krallen des Raubtiers zerfleischten Nachtigall! Welch ergreifendes Bild gibt sie von den Seelentragödien zahlloser Unbekannter, die keines Sängers Leier besungen hat! Der Arme, der unter dem Druck der Lasten zu erliegen drohte, der Geknechtete, der durch die Flucht vor dem Schuldzwang heimatlos Gewordene, was müssen sie empfunden haben, wenn etwa ein wandernder Rhapsode diese Töne anschlug! Das war in der Tat, wie der große Alexander und Kleomenes von Sparta gesagt haben sollen, der Dichter für den Mann der Handarbeit, für Hirten, Bauern und Knechte! Und Hesiod selbst wendet sich ja mit seinem Leid an die Masse; ihr trägt er seine Sache vor, die Stimme des Volkes soll ihm in seinem Kampf ums Recht zu Hilfe kommen. So sind seine Verse gleichsam die poetischen Sturmvögel, mit denen sich das über die Herrschenden heraufziehende Ungewitter, das Herannahen der

---

[1]) Anknüpfend an Schillers Aufsatz über „naive und sentimentale Dichtung" möchte ich nicht Horaz, sondern Hesiod den ersten sentimentalen Dichter nennen. Er empfindet die Zustände seiner Zeit als unnatürlich und sehnt sich zurück nach der Natur.

Revolution schon deutlich voraus verkündigt. — Der Kampf, den hier ein einzelner aufnahm, mußte sich ja sehr bald mit innerer Notwendigkeit zum Klassenkampf entwickeln."

B. Geldwirtschaft. Niedergang des Adels.

(Theognis und Solon, Megara und Athen.)

Freilich waren es „Übermenschen", diese adeligen Herren. Aber wir dürfen nie vergessen, daß Griechenland, ja die ganze Welt unendlich viel dieser Adelsherrschaft des 10.—8. Jahrhunderts verdankt. Ohne sie hätten wir keine homerischen Gedichte. Damals ist die Grundlage gelegt worden für das, was für das Griechentum immer charakteristisch geblieben ist, die Freude an der Kunst, besonders am Gesang, Tanz und Spiel. In dem heiteren Dasein der adeligen Herren waren zwei Höhepunkte: 1. wenn beim festlichen Mahl der Sänger auftrat und, unter Begleitung der Kithara, die Heldentaten besang, 2. wenn die Herren sich zu den ritterlichen Wettspielen versammelten. Das 8. Buch der Odyssee gibt uns ein anschauliches Bild von diesem Leben.

Dies Vermächtnis aus den Tagen der Adelsherrschaft haben die Griechen zu allen Zeiten hoch gehalten, auch als die Verfassung demokratisch geworden, ja vielfach zur Pöbelherrschaft entartet war, sogar als sie ihre politische Freiheit verloren hatten.

1.
Die großen Wandlungen des 8. und 7. Jahrhunderts.

Im 8. und 7. Jahrhundert bereitete sich allmählich eine ganz neue Zeit vor; infolge eines völligen Umschwungs aller Verhältnisse mußte die Adelsherrschaft veralten, entarten und verschwinden.

a) Schon die homerischen Gedichte kannten als politische Einheiten nur die Städte. Der Stadtstaat, der für das griechische Leben so bedeutungsvoll geworden ist, scheint sich zuerst in Kleinasien gebildet und von dort aus weiter in der griechischen Welt, vor allem im griechischen Mutterland ausgebreitet zu haben. Die Dörfer, welche einen Stammesverband

bildeten, schlossen sich zu einer Stadt zusammen (συνοικία); der Gau wurde zum Stadtgebiet, und erst in der Stadt bildete sich ein wirklich staatliches Leben. Die Begriffe „Stadt" und „Staat" deckten sich (πόλις). Ganz gewaltig war die Zunahme der Staatsgewalt, das Wachstum des Rechts.

Was nun dem 8. Jahrhundert sein besonderes Gepräge gibt, das ist die Entfesselung des Verkehrs, die gewaltige Expansionskraft und staunenswerte Unternehmungslust. Die Bevölkerung nahm rasch zu; die engen Staaten boten nicht Raum genug für den kräftigen Nachwuchs. Da zog man mutig hinaus übers Meer und suchte sich eine neue Heimat. Zahlreiche Kolonien entstanden auf den Inseln rings um Griechenland; an den Küsten Makedoniens, Thrakiens, an der Propontis und am Schwarzen Meer, in Sizilien und Unteritalien reihte sich eine griechische Ansiedlung an die andere. Die Phöniker wurden aus diesen Gebieten verdrängt.

Die Ausdehnung des geographischen Horizontes, die Beziehungen zwischen den einzelnen Städten, die zunehmende Bedeutung der Schiffahrt, durch welche allmählich das Meer zum eigentlichen Lebenselement der Griechen wurde, hatte die wichtige Folge, daß neben der Landwirtschaft Industrie und Handel emporkamen, daß die Griechen nicht nur Bauern, sondern auch Kaufleute wurden.

Da genügte denn die Viehwährung nicht mehr. Man bedurfte bequemerer Tauschmittel. Zunächst haben Kupfer und Eisen, nach dem Gewicht, diese Rolle gespielt. Aber je mehr der Großhandel sich entwickelte, war auch dies nicht bequem genug. Die Edelmetalle wurden das hauptsächlichste Tauschmittel, und da war es denn eine folgenschwere Erfindung des 7. Jahrhunderts, daß im lydischen Königreich Münzen geprägt wurden, d. h. daß der Staat die Garantie für den Wert übernahm. Damit beginnt die Geschichte des **Geldes**.

b) Es gibt wenig Erfindungen, die ähnliche Wirkungen ausgeübt haben, wie das Geld; diese Wirkungen machten sich zunächst an den Handelsplätzen, dann im Großgrundbesitz des Adels, schließlich bis in das entlegenste Dorf, bis in die kleinste Hütte geltend:

1. Der Verkehr, der Handel, Güteraustausch und Warenumsatz erfuhr eine gewaltige Erleichterung und infolgedessen un-

geahnte Ausdehnung. Dadurch trat eine völlige Verschiebung in den Bevölkerungsverhältnissen ein; früher gab es nur zwei Stände: den Adel und die von ihm beherrschten Bauern, Pächter und Arbeiter. Jetzt schob sich ein neuer, dritter Stand dazwischen, der zu einem größeren Wohlstand und Einfluß gelangte, der Stand der Gewerbetreibenden, der Kaufleute, der Schiffsbesitzer.

2. Der Umschwung des Wirtschaftslebens und die zunehmende Bedeutung des Geldes konnten nicht ohne Einfluß auf den Adel bleiben. Es vollzog sich eine kapitalistische Ausgestaltung der Landwirtschaft. Der Grundbesitz wurde zu einer Geldquelle: man wirtschaftete nicht mehr für den Bedarf und Unterhalt, sondern für den Markt. Früher hatten der Besitz, die Produktion und das Einkommen ihre Grenze an dem, was der kleinere oder größere Haushalt zum Leben nötig hatte. Jetzt suchte man Reichtum, suchte immer mehr Geld und Vermögen zu gewinnen; es gab keine Grenze mehr. Solon klagt:

„Aber der Reichtum, er hat kein Ziel, das den Menschen erkennbar;
Denn die zuletzt unter uns grade den meisten Besitz
Haben, verdoppeln die Hast; wer möchte sie alle befried'gen!"

Landwirtschaft und Industrie verbanden sich: in Megara trieben die großen Grundbesitzer wesentlich Schafzucht, und damit entwickelte sich eine bedeutende Tuchmanufaktur und Gewebeindustrie. Auch hören wir, daß der Adel sich an dem Großhandel und an den überseeischen Unternehmungen beteiligte. Wir wissen von dem Dichter Theognis aus Megara, der dem aristokratischen Standesbewußtsein den schroffsten Ausdruck gegeben hat, daß er durch den unglücklichen Ausgang eines überseeischen Handelsunternehmens sein Vermögen verlor. Derselbe Theognis klagt über die Vermischung der Stände, über die Erscheinung, die wir auch in der Gegenwart oft genug beobachten können, daß alter Adel die Verbindung mit dem Geld reicher Emporkömmlinge nicht scheut:

„Bei den Widdern und Eseln verlangen wir, Kyrnos,[1]) und Rossen
Adlige Zucht, und es will jeder aus tüchtigem Stamm
Nur sie erziehn. Doch zu frein des Niedrigen niedrige Tochter
Kümmert den Edelen nicht, bringt sie nur Güter genug.

---

[1]) An Kyrnos richtet Theognis seine Gedichte.

Auch verschmäht nicht das Weib die Ehe mit niedrigem Manne,
Ist er nur reich; es erfreut mehr als die Tugend sie Gold.
Reichtum ehrt man allein: aus des Schurken Haus freit der Edle,
Aus des Edlen der Schurk; Mammon verbindet die Art."

Natürlich wuchsen beim Adel die Bedürfnisse von Tag zu Tag; der Luxus nahm immer mehr zu.

3. Geradezu verheerend waren die Wirkungen der Geldwirtschaft für den Kleinbauer und Pächter. Für ihn hatte es früher eine bestimmte, festgesetzte Abgabe an Naturalien, an Vieh, Getreide, Öl, gegeben; Geld hatte er nicht gekannt. Aber jetzt konnte auch er des Geldes nicht entbehren, und dabei stand er ratlos den neuen Einrichtungen des Verkehrs und des Umsatzes gegenüber, denen er nicht gewachsen war. Das patriarchalische Verhältnis zu dem regierenden Adel schwand immer mehr dahin, je mehr der Gelddurst und die Habsucht die Edelleute ergriff, je mehr der Adel dahin strebte, seinen Besitz auszudehnen und seine politische Machtstellung für sein Klasseninteresse auszubeuten. Da hören wir denn, wie kein Mittel gescheut wurde, um den Bauer und Pächter zu einem Werkzeug der Bereicherung herabzudrücken:

Ausbeutung augenblicklicher Notlage,
Vorschußwirtschaft,
Wucherzinsen,
Auskaufen von Bauerngütern.

Durch die kapitalistische Wirtschaft, z. B. die Schafzucht und Tuchindustrie in Megara, wurden die Kleinbauern und Pächter zurückgedrängt.[1]) Das Schlimmste aber war, daß die Edelleute die Regierungsgewalt, die Rechtsprechung und die priesterlichen

---

[1]) Genau ebenso hatten sich im Anfang des 16. Jahrhunderts n. Chr. die Verhältnisse der englischen Landwirtschaft gestaltet, wo Thomas Morus, der bekannte Verfasser der Utopia, klagt: „Von den Schafen werden die Menschen aufgefressen. Barone, Ritter und Prälaten, sie alle sind nicht mehr zufrieden mit dem ruhigen Auskommen ihrer Vorfahren; die Wolle zeigt ihnen viel höheren Gewinn als das Korn: so verwandeln sie das Ackerland in Viehweiden, die sie einhegen; Häuser und Dörfer reißen sie nieder bis auf die Kirche, die sie als Schafstall benutzen. So machen diese braven, heiligen Leute zu Einöden die Stätten, wo früher glückliche Menschen zufrieden wohnten, und über die einstmals segenbringend der Pflug ging. Ein einziger gieriger Vielfraß kann als wahre Landplage Tausende von Äckern Landes zusammenwuchern, indem er die kleinen Besitzer auskauft oder mit Unrecht, Gewalt oder Betrug so lange verfolgt, bis sie freiwillig abziehen. Dann müssen sie,

Ämter in Händen hatten, daß also die kleinen Leute rettungslos ihrer Willkür preisgegeben waren.

2.

Klassenkämpfe (Megara).

Die Folgen dieser Zustände, der Entstehung eines wohlhabenden Handelsstandes, der Entartung des regierenden Adels, der Notlage der Bauern und Pächter waren lange, erbitterte Klassenkämpfe. In den Massen erwachte das Bewußtsein von dem großen sozialen Unrecht; man schloß sich zu starken Verbänden zusammen. Hie und da kam es zu explosiven Ausbrüchen des Hasses und der Leidenschaft des gequälten Volkes. Um das Jahr 640 v. Chr. fielen in Megara die kleinen Leute über die Herden der reichen Gutsbesitzer her und schlachteten sie ab; bald darauf drangen sie in die Häuser der Reichen ein, verlangten, daß man ihnen gute Mahlzeiten vorsetzte, und drohten mit Gewalt. Ein Anhänger des Adels, Theagenes, benutzte die Gegensätze, um sich zum Alleinherrscher, zum Tyrannen zu machen.

Aber in der ersten Hälfte des nächsten (6.) Jahrhunderts finden wir zu Megara abermals die Adelsherrschaft; von neuem stehen sich Adel und Volk schroff gegenüber; es ist eine Zeit allgemeiner Gärung. Bei den Edelleuten entwickelt sich eine rücksichtslose Standes-Herrenmoral, ein maßloser Klassenstolz. Mit welcher Verachtung sieht der Dichter Theognis auf das Volk herab, das „Gesindel", das „aus Gemeinen, Memmen, Schuften" besteht.[1]) Er fordert seine Standesgenossen auf:

Männer und Weiber, Witwen und Waisen, arm und elend in die weite Welt hinauswandern. Sie finden keine andere Ruhestätte, und wenn sie ihren täglichen Hausrat um ein Spottgeld veräußert haben, so bleibt ihnen, ihren und der Ihrigen Hunger zu stillen, nichts mehr, als Betteln oder Stehlen, um dann entweder dem Gefängnis oder dem Galgen zu verfallen. Denn Arbeit können sie ja nicht finden, weil ein einziger Hirte oder Schäfer da genügt, wo früher viele fleißige Hände vonnöten waren."

[1]) In den Zeiten der Adelsherrschaft hat die griechische Sprache sich daran gewöhnt, die Wörter „schön" und „tüchtig" (καλὸς κἀγαθός) auf den Adeligen, dagegen „schlecht" und „feig" (κακὸς und δειλός) auf die gemeinen Leute als stehende Bezeichnung zu verwenden. Der „schlichte" Mann wurde zum „schlechten" Mann.

„Tritt das törichte Volk mit dem Fuß nieder, schlage es mit scharfem Stachel und lege ihm das Joch fest auf den widerspenstigen Nacken. Du findest kein so Despoten liebendes Volk, wie dieses unter allen, welche die Sonne bescheint.“ [1])

Er wünscht, „der Widersacher dunkles Blut zu trinken“.

Als der Adel unterlag, da klagt der Dichter:

„Kyrnos, die Stadt ist zwar noch die Stadt, aber das Volk ist ein anderes. Die vorher weder Rechte noch Gesetze kannten, sondern mit Ziegenfellen bekleidet waren und außerhalb unserer Stadt wie die Hirsche weideten, sie sind jetzt die Edlen. Die aber früher die Edlen waren, sind jetzt die Gemeinen. Wer kann solchen Anblick ertragen? Sie betrügen einander und lachen übereinander, da sie nicht wissen, was gut und schlecht ist.“

„Die Scham ist untergegangen; Schamlosigkeit und Übermut haben das Recht besiegt und das ganze Land eingenommen.“

„Alles gehört nun den Raben und dem Verderben. Aber keiner der unsterblichen, seligen Götter hat uns, Kyrnos, das verschuldet, sondern der Menschen Gewalt und schnöde Habgier und Übermut haben uns aus großem Glück ins Unglück geworfen.“

„In schreckliches Unheil sind wir geraten, Kyrnos; möchte uns beide doch des Todes Los dahinraffen!“ [2])

Ein dauernder Ausgleich zwischen den Interessen der streitenden Parteien wurde in Megara nicht gefunden; deshalb ging die Stadt auch mehr und mehr zurück und sah sich bald von dem benachbarten Athen überflügelt.

Bei der Dürftigkeit unserer Quellen über die Geschichte des 6. Jahrhunderts v. Chr. ist eine Nachricht, welche wir über ähnliche Klassenkämpfe in Milet haben, von großer Bedeutung; es sind entsetzliche Greuel, die uns erzählt werden. „In Milet hat einmal das siegreiche Volk die Kinder der vertriebenen Plutokraten in die Scheunen geschleppt, um sie von wilden Stieren zertreten zu lassen; wofür denn später die Gegner dadurch Vergeltung übten, daß sie die Kinder der Demokraten mit Pech bestrichen und den Feuertod sterben ließen“ (Pöhlmann II, S. 134).

Im allgemeinen können wir folgendes als typisch bezeichnen. Zwei verschiedene Bestrebungen verbinden sich gegen das

---

[1]) Vielleicht stammen die Worte nicht von Theognis, sondern von einem gleichgesinnten Dichter; das ist aber für unser Stimmungsbild gleichgültig.

[2]) Es ist bemerkenswert, daß Nietzsche, der sich ja allmählich zum exklusivsten Aristokraten entwickelte, zum erbitterten Verächter der Masse, „der „Allzuvielen“, „der Überflüssigen“, schon als Gymnasiast und Student sich viel mit Theognis beschäftigt hat.

Adelsregiment: der neue Stand der wohlhabenden Kaufleute und Gewerbetreibenden verlangt nach Gleichberechtigung mit dem Adel, nach politischer und sozialer Emanzipation, fordert geschriebene Gesetze und Gleichheit vor dem Gesetz. Gleichzeitig streben die recht- und schutzlosen Kleinbauern, Pächter und Arbeiter immer stürmischer nach Linderung ihrer Not und verlangen Brot. Wiederholt hat ein Edelmann, auf die unzufriedenen Massen gestützt, sich zum Alleinherrscher, zum „Tyrann" gemacht.

Das Ende ist schließlich der Sturz der Adelsherrschaft.

3.

Solon (Athen).

Von unermeßlichen Folgen ist die eigenartige Entwicklung Athens und das Auftreten Solons gewesen:

a) Auch im athenischen Staat, in Attika, zeigten sich dieselben Wirkungen der Geldwirtschaft: Aufschwung der Handeltreibenden, Entartung des Adels, Notlage der Bauern und Pächter. Die Verhältnisse wurden dadurch noch verwickelter, daß innerhalb des Adels zwischen den mächtigen Familien im 7. Jahrhundert heftige Streitigkeiten waren.

Wie um 600 v. Chr. die Zustände waren, erfahren wir aus der 1891 gefundenen *Ἀθηναίων πολιτεία* („Verfassungsgeschichte Athens") des Aristoteles, Kap. 2:

„Adel und Volk lagen lange Zeit im Streit. Denn die athenische Verfassung war für alle oligarchisch; besonders aber lebten die Armen in der Dienstbarkeit der Reichen, sie selbst mit Weib und Kind, und wurden *πελάται* und *ἑκτήμοροι* genannt.[1] Denn gegen diese Pacht bearbeiteten sie die Äcker der Reichen (das Land war aber unter wenige verteilt), und wenn sie die Pacht nicht zahlten, so wurden sie mit ihren Kindern in die Sklaverei geführt. Denn bis zu Solons Zeit wurde das Geld so ausgeliehen, daß der Schuldner mit seinem Leib haftete. Solon aber wurde der erste Vertreter der Volksrechte. Das Schlimmste und Bitterste nun von den politischen Zuständen war den meisten die Dienstbarkeit; aber auch über das andere waren sie unwillig; denn sie hatten sozusagen an nichts Anteil."

Als die Zustände ganz unerträglich wurden, da stand das Volk gegen den Adel auf. Es folgten lange Kämpfe, und schließlich einigten sich die streitenden Parteien dahin, gemein-

---

[1]) *πελάται* sind nach Wilamowitz „freie Arbeiter", *ἑκτήμοροι* „Bauern, die noch eigenes Land haben, aber nur den sechsten Teil des Ertrages behalten".

sam den Solon zum Vermittler und Archon zu machen, und sie übertrugen ihm die Regierung.

b) Solon als Diktator:

Wir müssen annehmen, daß es außerordentliche, unbeschränkte Vollmachten waren, die man Solon gab, um den inneren Frieden herzustellen und die staatlichen Verhältnisse zu ordnen.

Solon ist die erste große historische Persönlichkeit der Griechen, die uns in greifbarer Gestalt entgegentritt. Er gehörte dem vornehmsten Adelsgeschlecht an; aber er war nicht nur Aristokrat, sondern auch Kaufmann und hatte als solcher mehrere große Handelsreisen gemacht. Sein Wahlspruch war *μηδὲν ἄγαν*, d. h. „Halte in allen Dingen Maß"; er kannte den Wert des Geldes sehr wohl; aber nichts haßte er so sehr, als die *πλεονεξία*, die Unersättlichkeit im Erwerb, die materielle Gier, die Habsucht, die kein Ziel kennt; ja, der Habsucht seiner adeligen Standesgenossen schob er in erster Linie die staatliche Zerrissenheit und die inneren Unruhen zu.

Als Diktator machte er es sich nun zum Grundsatz, „für beide gegen beide zu kämpfen", d. h. die berechtigten Ansprüche sowohl des Adels als auch des Volkes zu erfüllen, die unberechtigten zurückzuweisen, vor allem aber das Ganze, das Vaterland, zu retten.

Wie verschiedenartig waren die Erwartungen und Hoffnungen, die man auf ihn setzte! Das Volk dachte, er würde alles Land konfiszieren und in gleichen Stücken an alle Bürger verteilen. Hier tritt uns also eine extreme agrarrevolutionäre Bewegung entgegen: die großen Güter sollen zerschlagen werden; die Arbeiter wollen nicht mehr auf fremdem Gut und Boden für Fremde arbeiten. Das Privateigentum am Grund und Boden soll für alle gleich sein. — Ein großer Teil des Adels erwartete von der Tatkraft des Solon, daß es ihm gelingen würde, mit kleinen Mittelchen das Volk zufriedenzustellen, im wesentlichen aber die Adelsherrschaft und Adelsherrlichkeit, ihre Vorrechte und Privilegien bestehen zu lassen. — Einige Freunde drängten ihn, sich zum Alleinherrscher, zum Tyrannen zu machen:

In einem Gedicht legt Solon seinem Freund Phokos den Vorwurf in den Mund: „Solon war kein verständiger und kluger Mann; denn als die Gottheit ihm edle Gaben anbot, hat er sie nicht angenommen. Als er die

Jagdbeute im Netz fing, war er so starr vor Staunen, daß er das Netz nicht zuzog, sondern Entschlußfähigkeit und Besinnung verlor. Ich würde Tyrann geworden sein." Solon erwiderte darauf: „Wenn ich die vaterländische Erde geschont und mich nicht mit Tyrannis und harter Gewalt befaßt habe, so schäme ich mich nicht, daß ich deiner Meinung nach meinen Ruhm befleckt und geschändet habe; denn ich glaube, so werde ich mehr alle Menschen besiegen."

Immer das Ganze, das gemeinsame Vaterland, im Auge haltend, strebte Solon nach einem gerechten Ausgleich:

1. Wenn er auch die revolutionären Forderungen des Volkes mit Entrüstung zurückwies, so waren doch seine Maßregeln noch radikal genug. Bei Aristoteles heißt es in Kap. 6:

„Da Solon Herr der Regierung geworden war, befreite er das Volk, für Gegenwart und Zukunft, indem er verbot, Geld in der Weise zu leihen, daß der Schuldner mit seiner Person haftete; er schlug sämtliche Schulden nieder, private und öffentliche, was man σεισάχθεια nennt, da man die Last von sich abgeschüttelt habe."

Solon selbst äußert sich in einem Gedicht folgendermaßen darüber:

„Welches von den Zielen, um deretwillen ich das Volk einte, habe ich unausgeführt gelassen? Das wird mir vor dem Richterstuhl der Zeit am besten die große Mutter der Olympischen Götter bezeugen, die schwarze Ge (Erde), aus der ich die vielerorten eingegrabenen Hypothekensteine zog, die vorher geknechtet, jetzt frei ist. Viele, die in die Sklaverei verkauft waren, habe ich nach Athen, in ihre gottgebaute Vaterstadt, zurückgebracht; andere, die wegen der Schuldennot geflohen waren und nicht mehr die attische Sprache redeten, da sie allenthalben umherirrten, und wieder andere, die eben hier in unziemlicher Sklaverei lebten, zitternd vor den Launen ihrer Herren, habe ich frei gemacht. Dieses habe ich mit gesetzlicher Machtvollkommenheit, Gewalt und Recht verbindend, ausgeführt und vollendet, wie ich versprochen. Gesetze habe ich geschrieben, gleich für Adel und Volk, einem jeden das gerade Recht anpassend."

Auch hat Solon ein Höchstmaß für den Grundbesitz festgesetzt, über welches niemand hinausgehen durfte.

Wie starke Eingriffe in das Privateigentum! mit welch rücksichtsloser Energie hat hier die Staatsgewalt eingegriffen, wo es sich um Gesundung und Erhaltung des Ganzen handelte! War das recht? Heute erklären wir die eine Hälfte dieser Maßregeln für selbstverständlich, die Freiheit aller Bürger, die Gleichheit vor dem Gesetz. Dagegen fängt unsere Zeit erst zögernd an, auch die andere Hälfte für recht anzusehen, die Befreiung des Grund und Bodens von einem extremen Individualismus. Der Grund und Boden darf doch nicht in

derselben Weise zu einer Ware werden, wie die beweglichen Güter; das Eigentumsrecht daran muß durch die Interessen der Gesamtheit beschränkt sein. Unsere Bodenreformer können in Solon ihren ersten Vorläufer sehen.

2. Man hat die Anfänge der demokratischen Verfassung Athens auf Solon zurückführen wollen; aber das ist doch nur teilweise richtig. Zwar sagt Aristoteles in Kap. 9:

„Von der Verfassung Solons erscheinen folgende drei Bestimmungen am volksfreundlichsten:

1. vor allem, daß kein Geld mehr in der Weise verliehen werden darf, daß der Schuldner mit seiner Person haftet;

2. daß jeder Bürger für Leute eintreten darf, die Unrecht erleiden;

3. daß man von dem Spruch des richtenden Beamten an das Volksgericht appellieren darf; hierdurch erhielt das Volk besonders große Macht; denn wenn das Volk Herr über die Gerichte ist, so ist es auch Herr über den Staat."

Aber wenn wir genau zusehen, so macht Solon einen scharfen Unterschied zwischen persönlicher und politischer Freiheit. Vor dem Gesetz sind alle Bürger gleich; Solon hat den Bauernstand aus einer unwürdigen Abhängigkeit befreit, hat ihn wieder gesund und lebenskräftig gemacht; sein Werk ist eine soziale Emanzipation des Volkes. Es hängt damit zusammen, daß er über die Form des Stadtstaates hinausgegangen ist; indem alle Bauern des attischen Landes Vollbürger wurden, erweiterte sich der Stadtstaat zu einem Territorialstaat. Aber die Herrschaft hat er nicht dem Volke übertragen; die Republik blieb eine aristokratische.

Hier erkennen wir besonders die Größe des Solon. Er ist weder ein Revolutionär, der alle geschichtlich gewordenen Verhältnisse umstürzt, um einseitig dem Interesse der Masse zu dienen; noch ein Reaktionär, der dem Zeitenrade, der natürlichen Entwicklung in die Speichen fallen will, wie es andere Gesetzgeber versucht haben. Er weiß, daß mit der Geldwirtschaft manches anders geworden ist; er schätzt die Tätigkeit der Gewerbetreibenden und der Kaufleute, und es scheint, daß er sich besonders auf diesen neuen Stand bei seinen Reformen hat stützen können. So geht er denn dazu über, einerseits die bisherigen Privilegien der Geburtsaristokratie zu beseitigen, andrerseits die politischen Rechte und Pflichten nach dem Besitz ab-

zustufen, wobei es jedem Bürger möglich war, durch persönliche Tätigkeit von der untersten Stufe zur höchsten emporzusteigen, ohne Ansehung der Abstammung und Geburt.

Man nennt diese Verfassung „Timokratie“. Nach dem Einkommen, nach der Schätzung (census) wurden die Bürger in vier Klassen eingeteilt. Sowohl die Pflichten und Leistungen in bezug auf Steuern und Waffendienst, als auch die politischen Rechte waren nach diesen Klassen verschieden. Die unterste Klasse hatte nur das Recht, an der Volksversammlung und am Volksgericht teilzunehmen; die obersten Beamten und die Mitglieder des obersten Gerichtshofes, des Areopags, mußten zur ersten Klasse gehören. Dabei machte Solon auch einen Unterschied zwischen aktivem und passivem Wahlrecht.

Wir wissen, und Solon selbst klagt bitter darüber, daß er sich bei beiden, dem Adel und dem Volk, Feinde zugezogen hat; ein Vermittler wird ja immer in diese Lage kommen. Wir wissen auch, daß die Klassenkämpfe im 6. Jahrhundert noch nicht zur Ruhe gekommen sind, daß sie vielmehr zur Tyrannis des Peisistratos geführt haben. Trotzdem ist es Solons Verdienst, daß der Ausgleich der widerstreitenden Interessen angebahnt und auch schließlich erreicht ist; es ist sein Verdienst, daß, während andere griechische Staaten schon im 6. und 5. Jahrhundert an den sozialen Kämpfen verbluteten, Athen einen unvergleichlichen Aufschwung genommen hat, der die Bürger fähig machte, den gewaltigen Perserheeren entgegenzutreten, und der Athen die geistige Hauptstadt der Welt werden ließ.

In Anlehnung an Schmoller schreibt Pöhlmann (I, S. 441):

„Die Solonische Wirtschafts- und Sozialreform, das Werk des größten Sozialreformers der antiken Welt, und die modernen Agrarreformen und die Stein-Hardenbergische Gesetzgebung sind Beispiele der großartigsten Art, wie eine hochherzige Politik in die Eigentumsordnung eingreifen kann und soll, wie die Sühne für jahrhundertelanges Unrecht die Verletzung tausendfacher Einzelinteressen, ja sogar Maßregeln unvermeidlich machen kann, die man geradezu als eine Neuverteilung des Eigentums bezeichnen darf, die aber darum noch keine sozialistischen Maßregeln im schlimmen Sinne des Wortes waren. Insofern hat die Geschichte des athenischen, wie des modernen deutschen Staates seit den Agrarreformen des letzten Jahrhunderts einer wahrhaft sozialen Auffassung der Dinge in gleich hohem Grade vorgearbeitet, als sie unwiderleglich dargetan hat, daß das zu allen Zeiten gegen eine kraftvolle Durchführung des Sozialprinzipes erhobene Geschrei über Eigen-

tumsverletzung und Beraubung, über Verwirrung und Erschütterung der Rechtsbegriffe verstummen wird und muß, wenn nicht Pöbelleidenschaft, sondern eine ihrer Pflicht voll und ganz bewußte Staatsgewalt solche Maßregeln durchführt, wenn nicht die Willkür da nahm, um dort zu verschenken, sondern systematisch nach festen Grundsätzen die neuen Eigentumslinien gezogen werden."

Es sei gestattet, noch folgende Bemerkung hinzuzufügen:

Bei Solon drängt sich uns ein Vergleich mit dem ausgehenden Mittelalter auf:

Man war völlig zur Naturalwirtschaft zurückgekehrt; aber seit dem 13. Jahrhundert gewann das Geld, das Kapital allmählich seine frühere Bedeutung wieder. Durch die Kreuzzüge hatte sich der geographische Horizont erweitert und hatten Handel und Gewerbe einen ungeahnten Aufschwung genommen. In Italien und Deutschland blühten die Städte auf. Zwischen den Adel und die Bauern schob sich als neuer Stand das gewerbe- und handeltreibende Bürgertum der Städte. Ein individualistischer Zug ging durch die Zeit. Den Wirkungen des Geldes konnten der Adel und die Grundherren, weltliche und geistliche, sich nicht entziehen.

Alles blühte auf. Nur die Bauern hatten den Schaden von der Entwicklung; sie wurden entrechtet. Wäre damals, im Anfang des 16. Jahrhunderts, als die Bauern (zuerst sehr maßvoll) sich gegen den Druck erhoben, ein Solon in Deutschland aufgetreten, wie wäre dann alles anders geworden!

C. Sparta.

Ganz eigenartige Verhältnisse entwickelten sich im spartanischen Staate, wo die dorischen Eroberer sich als ein geschlossener Kriegsadel über die unterworfenen Achäer setzten. Die besonderen politischen und sozialen Zustände haben später zu einer umfangreichen Legendenbildung Anlaß gegeben und bei den kommunistischen Bestrebungen des 4. und 3. Jahrhunderts v. Chr. eine große Rolle gespielt. Um so mehr ist es unsere Aufgabe, Wahrheit von Dichtung zu scheiden und das geschichtlich Sichere festzustellen.

Ein Gesetzgeber Lykurg hat nie gelebt, und doch entspricht die sogenannte Lykurgische Verfassung im wesentlichen durchaus den Tatsachen. Nur müssen wir aufs nachdrücklichste betonen, daß wir es hier nicht mit einem einmaligen Gesetzgebungsakt zu tun haben; es ist ungeschichtlich, daß um 880 oder 820 v. Chr. ein einzelner Mann allen Grundbesitz in Lakedämon eingezogen

und neu verteilt habe, daß er dann über das Wirtschaftsleben, die Staatsverwaltung, die Erziehung bestimmte Gesetze gegeben habe. Vielmehr sind die merkwürdigen Einrichtungen des spartanischen Staates allmählich, im Laufe von vier oder fünf Jahrhunderten aus den besonderen Verhältnissen erwachsen.

Folgendes erscheint mir vor allem erwähnenswert:

a) Der spartanische Staat ist durch Eroberung entstanden, und Krieg und Eroberung ist bis zu seiner Entartung und Erstarrung das eigentliche Lebenselement geblieben. Die blühenden Kulturstaaten des 2. Jahrtausends waren erschlafft: da drangen die rohen, kriegerischen Gebirgsstämme vor; die dorische Wanderung warf die alte Kultur über den Haufen und führte die Zustände Griechenlands wieder um Jahrhunderte zurück. Als die dorischen Spartiaten nach Lakedämon zogen und sich zu Herren des Landes machten, kam es zu langwierigen, sich immer erneuernden Kämpfen. Ein Teil der einheimischen, achäischen Bevölkerung wanderte aus; andere wurden vernichtet; andere würden langsam, schrittweise, von Position zu Position, zurückgedrängt ins Gebirge und an die Küste; andere zu Sklaven gemacht. Allmählich aber gestalteten sich die Verhältnisse so, daß drei politisch und sozial scharf gegliederte Bevölkerungsschichten nebeneinander wohnten:

1. die spartanischen Herren in ihren vier oder fünf offenen, nahe beieinander liegenden Dörfern (Sparta);

2. auf den umliegenden Gehöften derselben die leibeigene Bauernschaft, die Heloten;

3. weiter die zahlreichen halbfreien Periöken, welche persönlich frei und zu allen Leistungen verpflichtet waren, aber keine politischen Rechte hatten.

Es ist nun wahrscheinlich, daß die Spartiaten gleich bei der ersten Ansiedlung so viel Ackerland okkupierten, daß auf jeden 30 bis 40 Morgen fielen; sie teilten dies in ziemlich gleiche Hufen oder Meierhöfe ein und gaben jedem sein Losanteil. Dieses Gut wurde Privatbesitz; aber das Eigentumsrecht wurde von vornherein beschränkt, weil die Interessen der Allgemeinheit höher standen, als jedes Sonderinteresse. Die einzelnen Güter durften weder geteilt noch verkauft werden; eine strenge Erbfolge wurde festgesetzt, die Auswanderung verboten. — Weil die Spartaner von der sogenannten

Mykenischen Kultur unberührt geblieben waren, so scheinen uralte Ordnungen des griechischen Stammeslebens hier vorzuliegen.

Die Zunahme der Bevölkerung, die Sorge für die jüngeren Söhne drängte zu immer neuen Eroberungen, und so hören wir, wie sie ihr Gebiet langsam erweitern, die Küstenstädte unterwerfen, den Arkadern und Argivern ein Gebiet nach dem anderen entreißen, die fruchtbaren Gefilde Messeniens erobern. Überall werden neue Landhufen gebildet; das Zentrum aber bleiben die fünf Dorfgemeinden, aus denen Sparta besteht.

b) Jahrzehnte-, jahrhundertelang haben die Spartiaten zuerst in Lakedämon, dann in den umliegenden Landschaften gekämpft. Sie waren in steter Kriegsbereitschaft. Dadurch hat sich ihr Staat zu einem einzigartigen Militärstaat entwickelt. Die Spartaner führten von Jugend auf ein Lagerleben; sie hatten gemeinsame Mahlzeiten, zu denen jeder beisteuern mußte; es wurde ihnen befohlen, wann sie zur Ehe schreiten sollten. Das ganze Leben gehörte dem Staate; sie waren zu nichts anderem geboren, als zum Krieg.

c) Hierdurch entwickelten sich nun ganz besondere Verhältnisse:

einerseits ist von Sparta der Anstoß zu mannigfachen demokratischen Einrichtungen ausgegangen. Denn es gab innerhalb der Spartiaten keine Standesunterschiede; sie waren gleich (ὅμοιοι). Thukydides hebt (I, 6) ausdrücklich hervor:

„Zuerst haben die Spartaner den Kleiderluxus der älteren Zeit (der Adelsherrschaft) aufgegeben, und auch im übrigen haben hier die Vermögenden ihre Lebensführung der Masse gleichartig gestaltet."

Von größter Bedeutung ist ihr Einfluß auf das griechische Kriegswesen gewesen. Früher löste sich die Schlacht in Einzelkämpfe der adeligen Herren auf, die auf ihren Streitwagen schwergerüstet gegeneinander fuhren. Diese Kampfesweise beruhte auf dem Standesunterschiede, und die Masse der Krieger kam nicht in Betracht. Erst bei den Spartanern ist das geschlossene Fußvolk zur Geltung gekommen, wo der eine so viel wert ist als der andere, wo es darauf ankommt, daß der einzelne sich dem taktischen Ganzen eingliedert, wo Unterordnung, Disziplin, Übung alles bedeutet. „Die Ausbildung für das

Kriegsheer, die Einübung des Exerzierreglements, die unerbittliche Durchführung der Disziplin sind fortan die Hauptaufgabe des Staates, ihre Vorschriften bilden den Inbegriff der Ordnung, der die Spartaner gehorchen."[1]) Die Schlacht- und Kriegsgesänge des Tyrtäos richten sich an das schwerbewaffnete, in geschlossener Phalanx kämpfende Fußvolk:

„Ja, die im Kampfe mutig und fest beieinander verharren,
Stets in den vordersten Reihn, gegen die Feinde gekehrt,
Retten das hintere Volk, und sie selbst trifft selten der Tod nur.
Aber den Bebenden weicht jegliche Tugend und Kraft.
Niemand könnte mit Worten fürwahr wohl alles erzählen,
Was, wer Schimpfliches tut, Schimpfliches wieder erfährt.
Also stelle sich jeglicher fest und, die Füße mit starkem
Ausschritt wacker gestützt, beiß' er zusammen den Mund.
Aber die Brust und Schultern und Bein' und Schenkel darunter
Wahre sich jeder, bedeckt mit dem geräumigen Schild;
Schwing' auch mächtiger Lanze Gewicht in der kräftigen Rechten,
Und ihm über dem Haupt flattre der schreckliche Busch.
Also erlernend die Werke des Kriegs in der Taten Vollbringung
Und mit dem Schilde bewehrt, weich' er den Pfeilen nicht aus.
Sondern mutig dringe er vor! mit der Schärfe des Schwertes
Oder der ragenden Lanz' schlage er Wunden dem Feind!
Fuß an Fuß ihm setzend und Schild mit dem Schilde gestoßen,
Helm an den ehernen Helm stützend und Busch an den Busch,
Brust an Brust: so nah' er im rüstigen Kampfe dem Feind sich,
Fassend des Schwertes Griff oder die ragende Lanz'."[2])

Der Einzelkampf verschwindet, ebenso die Reiterei; das Volk, die Masse wirkt zusammen als eine Einheit. „Ein Staat, dessen Träger das Hoplitenheer ist, muß notwendig eine demokratische Gestalt annehmen." Von Sparta aus hat sich die neue Kampfesweise über das übrige Griechenland verbreitet, und jedesmal war es ein Zeichen fortschreitender Demokratisierung, wenn sie aufgenommen wurde.

Und doch kann man andrerseits in Sparta von einer Aristokratie, einer Adelsherrschaft, sprechen, allerdings in ganz anderem Sinne wie sonst. Die Spartiaten waren den Periöken und Heloten gegenüber sehr in der Minderzahl; sie bildeten eine geschlossene, herrschende Kriegerkaste, die als ein Kriegsadel über der anderen Bevölkerung stand. So ist es denn

---

[1]) E. Meyer, Geschichte des Altertums II, S. 558.
[2]) Tyrtäos, „Kriegslied". V. 11—30.

gekommen, daß, als sich später allenthalben die demokratischen Verfassungen zu immer größerer Souveränität des Volkes entwickelten, die spartanische Verfassung als der Typus der Aristokratie oder Oligarchie erschien.

Wenn wir uns diese Entwicklung des spartanischen Staates vergegenwärtigen, so müssen wir freilich gestehen, daß sich hier eine Art von Staatssozialismus, von kommunistischer Gemeinschaft gebildet hat: das Lagerleben, die gemeinsamen Mahlzeiten, das Erziehungswesen, die staatliche Regulierung der ganzen Volkswirtschaft, die Beschränkung des Eigentumsrechts. Bei Homer finden wir einen Individualismus, hier Sozialismus; dort trat der einzelne hervor, hier verschwindet er in der Masse. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß die Motive für die spartanischen Einrichtungen nicht wirtschaftliche, sondern rein militärisch-politische gewesen sind. Nicht um seiner selbst willen ist dieses Gemeinschaftsleben entstanden, sondern als Folge des andauernden Kriegszustandes.

II.

Freiheit und Gleichheit.

(Besonders die Geschichte Athens im 5. und 4. Jahrhundert.)

Vorbemerkung. Bei der weiteren Geschichte des Individualismus müssen wir zwei ganz verschiedene Arten unterscheiden, die man heute mit den Namen „Rechtstheorie" und „Machttheorie" bezeichnen würde. Übereinstimmend ist bei beiden die Anschauung, daß die sozialen Gebilde, Familie, Stand, Genossenschaft, Staat nur um der Individuen willen da sind. Aber die Rechtsdoktrin geht davon aus, daß alle Individuen gleich sind und gleichen Anspruch auf Vollgenuß des Lebens haben; die Machtdoktrin davon, daß die Individuen ungleich sind und daß die Stärkeren sich die Schwächeren unterwerfen.

Die Entartung des Individualismus wird um so größer, je mehr die Rücksicht auf das Ganze, auf die Gesamtheit, auf die gemeinsamen Interessen schwinden. Dann führt die Rechtsdoktrin zur extremen Demokratie, zur Herrschaft der Masse; die Machtdoktrin zur Oligarchie oder Tyrannis. Dieselben Grundsätze führen im Verhältnis der Städte untereinander: einerseits zur Forderung völliger Gleichheit, zur Autonomie, andrerseits zur Unterdrückung der Schwächeren, wobei das Gefühl gemeinsamer nationaler Interessen zuletzt ganz verloren geht.

Das 5. Jahrhundert v. Chr. ist eine der allerwichtigsten Perioden der Weltgeschichte. Es zeigt uns, wie das begabteste Volk des Altertums zur höchsten Stufe seiner Kultur hinaufsteigt, und zugleich, wie es die abschüssige Bahn zu einem beispiellosen Verfall und Untergang betritt.

Freiheit und Gleichheit ist die Ursache für seine Größe; dieselbe Freiheit und Gleichheit hat es zugrunde gerichtet, indem sie zum extremen Individualismus führte und
einerseits in Oligarchie und Tyrannis,
andrerseits in Pöbelherrschaft
entartete.

A.

Mit Recht verweilt der Historiker mit besonderer Vorliebe bei dem gewaltigen Wachstum des athenischen Volkes und seiner Kultur. Solon hat das starke Fundament für diese Entwicklung gelegt, indem er zwischen Adel und Volk vermittelte, einen gesunden Bauern- und Mittelstand begründete, den Handel förderte und den kleinen Staat durch seine Gesetze zu einem geordneten Rechtsstaat machte. Nach dem Sturz der Tyrannis (510) ist Kleisthenes der eigentliche Schöpfer der demokratischen Verfassung geworden. Und als Themistokles den Athenern den Weg aufs Meer wies und den Bau einer starken Kriegsflotte durchsetzte, als dann die Besitzlosen zum Flottendienst herangezogen wurden, da war die notwendige Folge der allgemeinen Dienstpflicht die politische Gleichstellung aller Bürger. — Nach den großen Siegen über die Perser (480/479) wurde die Verfassung immer demokratischer: alle Ämter wurden allen Bürgern zugänglich; der Areopag verlor seine Bedeutung; die wichtigsten Entscheidungen fielen in den Volksversammlungen; die Rechtsprechung geschah in Volksgerichten; die Beamten wurden erlost und waren von dem souveränen Volk abhängig.

Seitdem sahen die Athener ihre Freiheit wesentlich in der politischen Gleichheit; sie unterschieden:

die *ἰσηγορία*, gleiche Freiheit der Rede,
die *ἰσονομία*, Gleichheit vor dem Gesetz,
die *ἰσοτιμία*, Gleichberechtigung zu den Ämtern.

Staunenswertes hat dieser kleine demokratische Staat geleistet. Zu welchen Anstrengungen und Opfern ist die freiheitliebende Bürgerschaft bereit gewesen! Sie hat Griechenland von der Persergefahr gerettet, hat mit einer kleinen Kriegerschar Riesenheere zu Land und Wasser besiegt, ist dann mutig zum Angriffskrieg gegen das gewaltige Weltreich vorgegangen. Und welch ein ungeahnter Aufschwung folgte auf die glorreichen Freiheitskämpfe! Wenn auch die Hoffnung auf eine Einheit der Hellenen um das Ägäische Meer sich nicht erfüllte, so wurde doch Athen die politische Hauptstadt eines großen Seebundes, die geistige Hauptstadt aller Griechen. Hier war nicht nur das Zentrum für Industrie und Handel, sondern hier entfalteten sich alle Zweige der Künste und Wissenschaften zur höchsten Blüte.

In dem demokratischen Athen jener Zeit, wo alle Bürger politisch gleich waren, wo ein gesunder, vaterlands- und freiheitsliebender Mittelstand den Ausschlag gab, führte die Entfesselung aller menschlichen Kräfte zu den höchsten Leistungen. Hier gab es eine persönliche, individuelle Freiheit; hier wurde der Mensch zum Menschen; hier konnte jeder ungehemmt die Anlagen zur Entfaltung bringen, die in ihm schlummerten; hier entstanden Persönlichkeiten.

B.

Aber es ist für uns Menschen ein schweres Verhängnis, daß gerade unsere höchsten Errungenschaften und größten Güter der stärksten Schutzdämme bedürfen: weniger gegen äußere Feinde, als gegen uns selbst, gegen unsere eigene Raubtiernatur, gegen die niederen Triebe und Begierden, die in uns stecken. Nicht umsonst preist Plato ganz besonders und immer wieder die σωφροσύνη; denn es ist die Tugend, die den Griechen am allermeisten fehlte. Das Wort läßt sich schwer übersetzen: es bedeutet „Maßhalten" in allen Dingen, im Erwerb und im Genuß, im Denken, Fühlen und Wollen, „Selbstzucht", die Fähigkeit, sich „unterordnen" und „gehorchen" zu können.

Einen wie traurigen Verlauf nimmt die äußere Geschichte der Griechen! Weil keiner von den hundert Stadtstaaten etwas von seiner „Freiheit" opfern oder dem anderen nachgeben wollte, lagen sie beständig im Kampf miteinander. Der Antalkidische Friede, der 387/386 unter Garantie des Perserkönigs (!) geschlossen wurde und der alle Griechenstädte für ‚autonom' erklärte, ist mit Recht mit unserem traurigen Westfälischen Frieden (1648) verglichen worden, durch den die „teutsche Libertät" zur schönsten Blüte gelangte. Bald darauf unterlagen die Griechen dem Makedonenkönig Philipp, später den Römern.

Und die Freiheit und Gleichheit innerhalb der einzelnen Städte? Weil es keine Schutzdämme gab, mußten sie entarten und mußte sich ein klaffender Widerspruch zwischen ihnen auftun; denn die ungezügelte Freiheit strebte nach Herrschaft der Starken über die Schwachen, umgekehrt die Gleichheit nach einer Vergewaltigung der Starken.

a) Die Entartung der individuellen Freiheit: Es kann hier im wesentlichen nur unsere Aufgabe sein, die Wirkungen der individuellen Freiheit in wirtschaftlicher und sozialer Richtung zu betrachten.

Überraschend ist die Ähnlichkeit des 5. und 4. Jahrhunderts v. Chr. mit unserer eigenen Gegenwart. Wie bei uns durch die Freiheitskriege, durch die Demokratisierung unserer Verhältnisse, durch die Entfesselung aller Kräfte, durch die siegreichen Kriege von 1866 und 1870/71 und durch die Aufrichtung des Deutschen Reiches ein fabelhafter Aufschwung von Handel und Industrie erfolgte: so stieg auch in Griechenland Handel und Gewerbe zu einer unglaublichen Höhe. Athen wurde, wie auf allen Gebieten, so auch hier die führende Macht; Athen wurde Mittelpunkt für eine Großindustrie, für einen Welthandel, der die Erzeugnisse der heimischen Arbeit an alle Küsten des Mittelländischen Meeres brachte und dafür fremde Waren einkaufte, zugleich aber auch für eine hochentwickelte Geldwirtschaft mit geradezu internationalem Verkehrsleben.

Thukydides legt den Korinthiern, die aus Handelsneid die Spartaner zum Krieg gegen Athen drängen (zum entsetzlichen Peloponnesischen Krieg, 431—404), Worte in den Mund, welche das beredteste Zeugnis sind für den rastlosen Eifer, den unersättlichen Tatendrang und das unermüdliche Streben der Athener (I, 70):

„Wenn irgend jemand, so glauben wir berechtigt zu sein, über unsere Nachbarn Klage zu führen; ihr aber scheint davon keine Ahnung zu haben, ja überhaupt noch nie gründlich erwogen zu haben, was für Leute die Athener sind, gegen die ihr kämpfen sollt, und wie sehr, ja wie in allen Stücken sie von euch verschieden sind. Sie sind neuerungssüchtig und rasch im Entwerfen von neuen Plänen und in der tatsächlichen Ausführung dessen, was sie beschlossen haben; ihr seid nur imstande, das Bestehende zu erhalten, unfähig, Beschlüsse darüber hinaus zu fassen, und könnt nicht einmal das Notwendige ausführen. Ferner sind jene über ihre Kräfte hinaus verwegen, über Erwarten waghalsig und verlieren selbst in der größten Gefahr nicht die Hoffnung; eure Art ist es, zu unternehmen, was hinter eurer Kraft zurückbleibt, nicht einmal zu sicheren Entschlüssen Vertrauen zu hegen und euch niemals frei von Gefahren zu fühlen. Sie sind entschlossen zur Tat, ihr zaudernd; sie unternehmungslustig in der Fremde, ihr hockt zu Hause. Denn sie hoffen, in der Ferne etwas zu gewinnen, ihr fürchtet durch die Offensive euren Besitz zu gefährden. Und wenn sie über die Feinde siegen, dringen sie möglichst weit vor; wenn sie unterliegen, weichen sie möglichst wenig zurück. Im Dienste der Stadt ist ihnen der Körper wie ein fremdes Werkzeug; den Geist aber betrachten

sie als ihre eigenste Kraft. Und was sie bloß ersonnen, nicht ausgeführt haben, das ist ihnen wie der Verlust eines Besitzes; was sie aber bei ihrem Vorgehen erworben haben, halten sie für wenig im Vergleich zu dem, was noch zu tun bleibt; wenn ihnen aber ein Unternehmen fehlschlägt, so ergänzen sie das Fehlende dadurch, daß sie neue Hoffnung fassen. Sie sind die einzigen, für die Besitzen und Hoffen des Geplanten eins ist, deshalb weil sie schnell anfassen, was sie beschlossen haben. Und dies alles vollbringen sie unter beständigen Mühen und Gefahren ihr Leben lang, und sie genießen am wenigsten ihren Besitz, weil sie immer erwerben und nichts anderes für ein wahres Fest halten, als seine Pflicht zu tun, und untätige Ruhe mehr für ein Unglück ansehen als mühevolle Unruhe. Wenn also jemand zusammenfassend sagte, sie seien wie geschaffen dazu, um weder selbst Ruhe zu halten noch die anderen Menschen in Ruhe zu lassen, der würde das Richtige treffen."

Hierzu bemerkt Pöhlmann I, S. 238: „Welch ruheloser Handelsgeist erfüllte diese Stadt, von deren Bewohnern Thukydides gesagt hat, daß sie immer rastlos tätig, immer außer Landes seien, um ihren Besitz zu mehren, denen die Arbeit nicht Mittel, sondern Zweck sei und die daher auch nur wenig zum ruhigen Genießen des Erarbeiteten gelangten, weil sie nur immer wieder auf einen neuen Erwerb sännen."

Aber diese Entwicklung barg zugleich viele Gefahren in sich und hatte ihre bedenklichen Nacht- und Schattenseiten. Alles, was wir über die entartete Adelsherrschaft des 7. und 6. Jahrhunderts gesagt haben (vgl. S. 23 ff.), wiederholte sich jetzt in stärkerem Maße bei den liberalen Bourgeois.

1. Im Zeitalter der Freiheit und Gleichheit machte sich eine noch viel schlimmere Herrenmoral breit; sie wurde genährt durch den Geist der Aufklärung, durch das süße Gift einer philosophischen Modewissenschaft, welche extremen Subjektivismus und Egoismus, die einseitigste Betonung der individuellen Freiheit wissenschaftlich begründete und für allein berechtigt erklärte.

An sich war es ja ein gewaltiger Fortschritt, daß bei der Entfesselung aller Menschenkräfte auch die Wissenschaft frei wurde, frei von der Macht der Tradition, frei vor allem von religiösen Vorstellungen und von einer bevormundenden Priesterschaft. Damals entdeckte der Mensch sich selbst, den Reichtum seines eigenen Inneren, seines denkenden Geistes. Aber auch hier fehlte die *σωφροσύνη*, das Maßhalten. Der Sophist Protagoras sagte, ob es Götter gebe oder nicht, wage er nicht zu entscheiden; an Stelle der entthronten Götter setzte er seine eigene Vernunft auf den Thron und brachte alle Angelegenheiten vor ihr Forum. Er hat das Wort geprägt: „Der Mensch (d. h. ich) ist das Maß aller Dinge", und dieser Satz wurde für

Tausende ein frohes Evangelium; sie leiteten aus der Theorie die praktische Nutzanwendung ab, daß jeder Mensch berechtigt sei, seine Wünsche, seine Triebe zum letzten Ziel alles Tuns zu machen, unbekümmert um die Interessen der Mitmenschen.

Durch Protagoras und die anderen sogenannten „Sophisten" kamen alle bisherigen Grundlagen des privaten und öffentlichen Lebens ins Wanken. Ihre Lebensanschauung führte zum krassesten Egoismus und sittlichen Nihilismus, zum rücksichtslosen Recht des Stärkeren. Dieser Liberalismus strebte nach immer größerer Emanzipation von jeder staatlichen Fessel; alle staatlichen Gesetze, welche die wirtschaftlichen Sonderinteressen einschränkten, betrachtete er als Eingriffe in die persönlichen Freiheitsrechte der Menschen. Man sagte: was bisher als Sitte, Herkommen und Gesetz gegolten hätte, das sei eine schlaue Erfindung, um im Interesse der Schwachen die Starken im Zaume zu halten. Diesem „positiven" Recht stellte man das „Naturrecht" gegenüber (d. h. das, was „natürlich" und deshalb auch einzig „vernünftig" sei), welches dem einzelnen Menschen zur Befriedigung seiner egoistischen Triebe keine andere Grenze setze, als das Maß der eigenen Kraft; der Stärkere habe das Recht, unbekümmert um Gesetz und Sitte, den Schwächeren zu unterdrücken.

Es war dies eine völlige **Umwertung aller Moral:** der „Sklavenmoral", welche Selbstbeherrschung, Gehorsam gegen Götter, Staat und Gesetze, Gerechtigkeit predigte, stellten sie ihre „Herrenmoral" gegenüber, die sich einzig von dem Willen zur Macht leiten ließe.

Diese Herrenmoral finden wir am besten in der Rede formuliert, welche Plato in seinem Dialog „Gorgias" dem Kallikles in den Mund legt:

In diesem Dialog zwingt Sokrates durch seine geschickten Fragen den Polos zu dem Geständnis, daß Unrechttun häßlicher sei als Unrechtleiden. Da greift der vornehme Athener Kallikles in das Gespräch ein. Er behauptet, sowohl Polos, als auch Gorgias hätten sich geschämt, ihre wahre Meinung zu sagen; dem Sokrates wirft er vor, daß er durch seine Fragen die Gegner in die Falle locke und sie zu Zugeständnissen verführe, welche ihrer wahren Meinung widersprächen:

„Denn in der Tat, Sokrates, obwohl du behauptest, die Wahrheit zu suchen, führst du immer die Rede auf solche verfänglichen, für das ungebildete Volk berechneten Dinge, wie: was von Natur nicht schön sei, aber nach dem Gesetz (Herkommen, Sitte). Denn hierzwischen ist der

größte Widerspruch, zwischen Natur und Gesetz.[1]) Wenn nun jemand sich schämt und nicht den Mut hat zu sagen, was er denkt, so wird er gezwungen, sich zu widersprechen. Und diesen Kunstgriff verstehend, wendest auch du Trugmittel im Gespräche an; wenn jemand das „Herkömmliche" (Gesetzliche) meint, schiebst du in der Frage das „Natürliche" unter, und umgekehrt, wenn er das „Natürliche" meint, das „Herkömmliche". So steht es nun auch hiermit. Denn im natürlichen Sinne ist das Häßliche zugleich auch das Üble, also das Unrechtleiden, im herkömmlichen Sinne aber das Unrechttun. Auch ist das fürwahr kein für einen Mann würdiger Zustand, das Unrechtleiden, sondern für einen Sklaven, dem es besser wäre tot zu sein als zu leben, der, wenn er Unrecht erleidet und mit Füßen getreten wird, nicht imstande ist, sich selbst zu helfen oder einem anderen, für den er sorgt.[2]) Aber meiner Ansicht nach sind es die Schwachen und der große Haufen, welche die Gesetze geben. Indem sie auf sich selbst und den eigenen Nutzen bedacht sind, geben sie Gesetze, sprechen Lob oder Tadel aus. Denn sie wollen die Stärkeren unter den Menschen und die, welche imstande sind „mehr zu haben" (*πλεονεκτεῖν*), in Furcht halten, damit sie nicht „mehr haben" als sie selbst, und dies sei das Unrechttun, das Streben, „mehr zu haben" als die anderen. Denn sie begnügen sich ja selbst, als die Geringeren und Schwächeren, damit, wenn sie „das Gleiche haben".[3]) (Kap. 38.)

„Und so wird dies denn durch Gesetz und Herkommen als ungerecht und häßlich bezeichnet, das Streben, mehr zu haben als die Masse, und man nennt es ‚Unrechttun'. Die Natur selbst aber, denke ich, beweist, daß es gerecht ist, wenn ‚der Bessere'[4]) mehr hat als der ‚Schlechtere' und der ‚Tüchtigere'[4]) mehr als der ‚Untüchtige'. Daß dies aber so ist, zeigt sich offenbar vielfach sowohl bei den anderen Wesen als auch bei ganzen Städten und Geschlechtern der Menschen, daß nämlich das Gerechte darin besteht, daß der Stärkere über den Schwächeren herrscht und mehr hat. Denn mit welchem Recht unternahm Xerxes den Zug gegen Hellas und Darius gegen die Skythen? und unzählige andere Beispiele könnte man anführen. Aber, ich denke, diese handelten nach der **Natur**, und zwar, beim Zeus, nach dem natürlichen Gesetz, nicht nach dem positiven Gesetz, das wir haben; denn wir nehmen die Besten und Stärksten von Jugend auf in die Schule, bilden und zähmen sie durch Besprechungen

---

[1]) Der Gegensatz zwischen Natur und Gesetz, zwischen dem, was *φύσει* und dem, was *νόμῳ* oder *θέσει* bestehe, war ein beliebtes Thema für die Sophisten. Sie selbst behaupteten, überall nur der Natur zu folgen.

[2]) Hier beginnt der Unterschied zwischen Herren- und Sklavenmoral.

[3]) Kallikles spottet nicht ohne Recht über die öde Gleichmacherei, die nichts Überragendes vertragen kann. Das griechische Wort *πλέον ἔχειν* oder *πλεονεκτεῖν* ist zu einem Schlagwort geworden für alles, was über das „Gleiche" hinausgeht, in politischer, sozialer und wirtschaftlicher Beziehung; *πλεονεκτεῖν* steht im Gegensatz zur *ἰσότης*, der „Gleichheit".

[4]) Er scheint hier einerseits die geistige, andrerseits die körperliche Überlegenheit zu meinen.

und Zauberformeln, wie die Löwen, und sagen ihnen vor, *alle müßten das Gleiche haben*, und das sei schön und gerecht. Wenn aber, denke ich, ein *Mann* kommt mit ausreichender Natur, so schüttelt er alles das ab, zerbricht die Ketten, entflieht dem Kerker, tritt alle unsere Vorschriften und Blendwerke und Besprechungen und naturwidrigen Gesetze mit Füßen, und dann steht er auf einmal sichtbar da als *Herr*, er, der zum Sklaven erzogen wurde, und dann leuchtet *das Recht der Natur*. Es scheint mir auch Pindar dasselbe auszusprechen, wie ich, in dem Lied, in welchem er sagt, daß

> „das Gesetz, welches König ist über alle, über Sterbliche und Unsterbliche, das Gewaltsamste für gerecht hält und mit mächtiger Hand ausführt. Ich schließe es aus Herakles Leben; denn, ohne zu kaufen (führte er die Rinder weg) . . ."

So ungefähr sagt er; denn ich kann das Lied nicht wörtlich auswendig. Er sagt aber, daß Herakles die Rinder wegtrieb, ohne sie gekauft zu haben und ohne daß Geryones sie ihm geschenkt hatte, da es *das natürliche Recht* sei, daß Rinder und aller übrige Besitz der Schlechteren und Schwächeren den Besseren und Stärkeren gehöre." (Kap. 39.)

Mit herablassender Gönnermiene fordert alsdann Kallikles den Sokrates auf, von dem Philosophieren abzulassen. Denn das Philosophieren sei zwar ein notwendiges Bildungsmittel für die Jugend, passe aber nicht mehr für Erwachsene; es mache sie für die praktischen Aufgaben im privaten und öffentlichen Leben untauglich.

Am Schluß von Kap. 42 faßt Sokrates die Ansicht des Kallikles zusammen und läßt sie sich bestätigen: „Wiederhole mir nun, wie es deiner Meinung nach mit dem *Gerechten* und *Naturgemäßen* steht! Daß der Kräftigere die Habe der Schwächeren wegführe, der Bessere über die Schlechteren herrsche und der Edlere mehr habe als der Gemeine? Nanntest du so das Gerechte, habe ich es recht verstanden?" Darauf zwingt er den Kallikles, immer von neuem seine Erklärungen zu ändern:

> zuerst sagt dieser, die „Besseren" seien die „Stärkeren";
> nachdem Sokrates die Absurdidät dieser Erklärung gezeigt hat, sagt er, es seien die „Verständigeren";
> zuletzt, es seien die, welche „in bezug auf die Angelegenheiten des Staates verständiger und tapferer" seien.

Im Kap. 46 heißt es weiter:

Kallikles: „Ich habe gesagt, die Besseren seien die, welche in bezug auf die Angelegenheiten des Staates verständig und tapfer sind. Diese müssen über die Städte herrschen, und es ist recht, daß sie ‚mehr haben' als die anderen, die Herrscher als die Beherrschten."

Sokrates: „Wie ist es mit ihnen selbst?"

Kallikles: „Wie meinst du?"

Sokrates: „Ich meine jeden einzelnen als Herrscher über sich selbst. Oder ist das nicht nötig, über sich selbst zu herrschen, sondern nur über andere?"

Kallikles: „Wie meinst du das ‚Herrscher über sich selbst'?"

Sokrates: „Nichts Verfängliches, sondern wie die Leute sagen, ‚*enthaltsam und seiner selbst mächtig, Herrscher über die Lüste und Begierden, die in ihm sind*'."

Kallikles: „Wie naiv! Die Schwachköpfe meinst du, die Enthaltsamen?“

Sokrates: „Wie denn nicht? Das kann doch jeder erkennen, daß ich es so meine.“

Kallikles: „Jawohl, Sokrates. Wie kann denn einer glücklich werden, der jemandem dienstbar ist? Vielmehr ist dies das von Natur Schöne und Rechte, wie ich dir jetzt frei heraus sage, daß der, welcher richtig leben will, seine eigenen Begierden möglichst groß sein läßt und sie nicht in Zucht nimmt,[1]) und daß er imstande ist, ihnen, auch wenn sie noch so groß sind, zu dienen[2]) mit Tapferkeit und Klugheit, und zu vollenden, wonach gerade seine Begierde geht. Aber dazu sind „die Vielen“[3]) nicht imstande; deshalb tadeln sie jene, aus Scham, ihre eigene Ohnmacht verbergend, und sagen, die Unenthaltsamkeit (Zügellosigkeit) sei schimpflich, wie ich schon vorhin sagte; sie suchen die von Natur überlegenen Menschen[4]) einzuzwängen, und weil sie selbst ihren Lüsten keine Befriedigung zu schaffen vermögen, preisen sie die Enthaltsamkeit (Selbstbeherrschung) und Gerechtigkeit, wegen ihrer eigenen Unmännlichkeit.[5]) Denn welche das Glück haben, entweder durch Geburt Königssöhne zu sein oder durch Natur fähig zu sein, sich eine Herrschaft oder Tyrannis oder Dynastie zu verschaffen, was wäre wohl für diese in Wahrheit schimpflicher und schlechter, als die Enthaltsamkeit? während sie die Güter genießen könnten, ohne daß jemand sie hindert, würden sie sich ja in dem Gesetz, dem Geschwätz und Tadel der „Vielen“ einen Herrn setzen? Oder würden sie nicht elend werden durch das schöne Gut der Gerechtigkeit und Enthaltsamkeit, wenn sie ihren eigenen Freunden nicht mehr zuwenden, als den Feinden, und zwar, obgleich sie in ihrer eigenen Stadt die Herren sind? Ja, so steht es mit der Wahrheit, der du nachzujagen vorgibst: Üppigkeit, Unenthaltsamkeit und Zügellosigkeit, wenn man die Macht dazu hat, das ist Tugend und Glückseligkeit; das andere sind Ziereteien, widernatürliche Satzungen der Menschen, Geschwätz und nichts wert.“

In Kap. 47 bestätigt Kallikles noch einmal, daß „er alle Mittel zur Befriedigung der Begierden gutheiße“.

Es ist für mich kein Zweifel, daß wir in diesen Ausführungen des Kallikles den ersten Anstoß, gewissermaßen die Quelle für

---

[1]) Die Idee des „Sichauslebens“!

[2]) Wie fein legt Plato das Wort „dienen“ dem Kallikles in den Mund, der „niemandem dienstbar“ sein will!

[3]) Früher zerfielen die Menschen in Adel und Volk; jetzt in οἱ ὀλίγοι und οἱ πολλοί, „die Wenigen“ und „die Vielen“.

[4]) „Die Übermenschen.“

[5]) Die Gerechtigkeit und Enthaltsamkeit oder Selbstbeherrschung (δικαιοσύνη und σωφροσύνη) werden also aus der Zahl der Tugenden gestrichen. Umwertung der Moral!

die Lebensansicht und Weltanschauung des Dichterphilosophen Nietzsche zu sehen haben. Mit fanatischem Eifer stellt Nietzsche der Sklavenmoral des „Plebejers" Sokrates seine Herrenmoral gegenüber; von der Verwerfung der sokratischen Lehre und der Verurteilung der von Sokrates abhängigen Philosophenschulen geht er schließlich zu einer Bekämpfung der christlichen Moral über. Ihm ist das Böse der Menschen beste Kraft.

2. Auch die Geldwirtschaft entfaltete sich erst im 5. Jahrhundert, nach den Siegen über die Perser, zur höchsten Blüte. Aber bei der schrankenlosen Freiheit der Menschen, die sich in ihren wirtschaftlichen Unternehmungen, in dem Konkurrenzkampf über alle Grenzen der Sittlichkeit und des Rechts hinwegsetzten, erlangte das Geld bald ein einseitiges Übergewicht über alle anderen Güter des Lebens; das Geld wurde die herrschende Macht; das Geld wurde auf den Thron gesetzt.

χρήματα, χρήματ' ἄνθρωπος: „Das Geld macht den Menschen"; er gilt nicht so viel, wie er ist, sondern wie er hat.

Für die einzelnen wie für die Staaten wurde das Geld zum wichtigsten Machtmittel. Als Perikles unmittelbar vor dem Ausbruch des Peloponnesischen Krieges die Athener ermutigen und ihnen ihre Überlegenheit über die Spartaner klar machen will, zählt er die Geldmittel auf, über welche sie verfügen:

„Zuversichtlich können wir in den Krieg treten. Denn die Bundesgenossen zahlen uns jährlich 600 Talente; auf der Akropolis liegen im Staatsschatz 6000 Talente in gemünztem Geld, und an ungemünztem Gold und Silber 500 Talente. Dazu kommt noch der Wert von zahlreichen Tempelschätzen, die wir im äußersten Notfall gebrauchen können." Dann erst spricht er von der Heeresmacht.

Also schon damals galt das Wort: „Zum Kriegführen ist erstens Geld nötig, zweitens Geld, drittens Geld."

Im nächsten (4.) Jahrhundert klagt Aristoteles, die Tapferkeit sei jetzt da, um Geld zu erringen; die Kriegs- und Heilkunst nicht, um Sieg und Gesundheit zu verschaffen, sondern Geld. „Was machen sie aus alle dem? eine Geldspekulation, als wäre das Geld das Ziel und der Zweck von allem."

3. Geradezu verheerende Wirkungen hat dieser extreme Individualismus dadurch gezeitigt, daß er eine „soziale Um-

schichtung' herbeiführte. Die schrankenlose persönliche Freiheit wurde die Ursache der größten sozialen und wirtschaftlichen Ungleichheit. Da eine starke Staatsgewalt fehlte, welche die gemeinsamen Interessen geschützt und die widerstrebenden Sonderinteressen ausgeglichen hätte, und da die bürgerliche Gesellschaft sich selbst überlassen war, so brachte der Egoismus, diese Art von „Freiheit", die traurigsten Früchte.
Das Geld verdrängte den Kleinbauer,
verdrängte den Krämer,
verdrängte den Handwerker.
Rücksichtslos nutzte der Kapitalist die überlegene Macht seines Geldes aus. Immer mehr wurde alle Arbeit industrialisiert; fabrikmäßig wurden Müllerei, Bäckerei, Gerberei, Lederarbeit, Schreinerei, Textilgewerbe; fabrikmäßig stellte man Lampen, Messer, Schwerter, Schilde, musikalische Instrumente, Salben her. Dazu kam eine zunehmende Arbeitsteilung. Bei Xenophon lesen wir in der Kyropädie VIII, 2, 5:

„Der eine macht Mannsschuhe, der andere Frauenschuhe. Hier lebt einer bloß vom Nähen der Schuhe, dort ein andrer bloß vom Zuschneiden. Der eine schneidet ausschließlich Kleider zu, der andere setzt die Stücke nur zusammen. Je einfacher die Arbeit, um so besser die Ausführung."

Das Schlimmste aber war die wachsende Verwendung von Sklaven in den Fabriken; wir wissen, daß einzelne Fabrikherren Hunderte von Sklaven beschäftigten. Das führte dahin, daß allmählich alle Handarbeit für schimpflich, eines freien Mannes unwürdig angesehen wurde. Hatte in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts ein gesunder, kräftiger Mittelstand den Hauptbestandteil des athenischen Staates gebildet, so schwoll in der zweiten Hälfte in erschreckendem Maße das besitzlose Proletariat an. Zwei Klassen von Bürgern standen sich feindlich gegenüber, die Reichen und die Armen, die „Wenigen" und die „Vielen" (οἱ ὀλίγοι und οἱ πολλοί); der Mittelstand schmolz mehr und mehr zusammen.

b) Die Entartung der Gleichheit:

Mit der wachsenden Zunahme des besitz- und bodenlosen, entwurzelten Proletariats mußte eine Entartung der Gleichheitsidee eintreten. Was konnte Leuten, die wirtschaftlich ganz von der Gnade der Reichen abhängig waren, bei denen die Sorge um das tägliche Brot, um die Stillung des Hungers die wich-

tigste Lebensfrage war, die formale politische Gleichheit nützen? Mit Recht sagt Aristoteles:

„Wenn im Staate möglichste Gleichheit und Brüderlichkeit bestehen soll, so ist da, wo starke Gegensätze zwischen arm und reich sich finden, die Verwirklichung dieser Prinzipien unmöglich. Denn die Besitzlosigkeit nötigt die Armen zur demütigenden Unterwürfigkeit . . ."

Zwischen der rechtlich-politischen Freiheit und Gleichheit und der wirtschaftlich-sozialen Ungleichheit und Abhängigkeit war ein klaffender Widerspruch. Bei dem zunehmenden Gegensatz zwischen arm und reich mußte es dahin kommen, daß die Massen die Gleichheit auch auf das wirtschaftliche Gebiet auszudehnen strebten, wie umgekehrt die Reichen die wirtschaftliche Abhängigkeit der Masse auch zu einer politischen Unfreiheit zu machen suchten. Hierbei hatten die besitzlosen Bürger eine wichtige Waffe in der Hand; es war ihr einziger, aber kostbarer Besitz, die Stimme in der Volksversammlung. Da bei der zunehmenden Demokratisierung des Staatslebens die Volksversammlung überall die letzte Entscheidung hatte und das Volk souverän geworden war, so wurde das allgemeine, gleiche Stimmrecht zu einem furchtbaren Machtmittel gegen die wohlhabende Minderheit. Es zeigte sich, daß es keine schlimmere Tyrannis gibt, als die Majorität einer Volksversammlung. Leuten, für die alle politischen Fragen doch schließlich Magenfragen waren, mußte die Gleichheitsidee zu einer öden Gleichmacherei werden, zu dem Streben, alles Überragende herunterzuzerren oder auszuscheiden. Die politische Demokratie wurde zur Sozialdemokratie.[1])

Wir können hier sehen, daß der Ausgleich zwischen Individualismus und Sozialismus, zwischen „Herrenmoral" und „Sklavenmoral", zwischen dem berechtigten Verlangen, „sich auszuleben", und den Pflichten gegen die Gemeinschaft zu den schwierigsten Problemen des Menschenlebens gehört. Die individuelle Freiheit, das Auswachsen und Ausreifen der eigenen Persönlichkeit, ist ebenso wichtig, wie die Sorge für die Mitmenschen. Aber wenn es gelingt, die tierischen Triebe und Begierden in uns selbst zu töten, so wird der Widerspruch aufhören, so wird beides sich vereinigen lassen.

---

[1]) Es ist ein trauriges Verhängnis, und keineswegs ein zufälliges, damals in der griechischen, wenige Jahrhunderte später in der römischen Geschichte und in der neuesten Zeit bei uns, daß die Verleihung des allgemeinen gleichen direkten Wahlrechts zusammenfällt mit wachsender sozialer und wirtschaftlicher Ungleichheit, mit der Bildung eines besitzlosen, entwurzelten Proletariats.

In Zeiten, wo der Entwicklung der eigenen Persönlichkeit enge Grenzen gezogen sind, werden starke, energische Naturen nach einer Herrenmoral lechzen; umgekehrt wird man in Zeiten eines zügellosen Individualismus nach Schranken und Schutzdämmen gegen die Freiheit rufen.

C. Perikles, Alkibiades, Kleon.

(Drei typische Gestalten.)

a) Perikles.

In der berühmten Leichenrede (Thukydides II, 35 ff.) entwirft Perikles ein Idealbild der demokratischen Verfassung; er stellt sich in Kap. 36 das Thema:

„Ich will auseinandersetzen, welcher Art die Gesamtrichtung des athenischen Strebens, welcher Art ihr ganzes öffentliches Leben und ihre Denk- und Handlungsweise gewesen ist."

Er sagt dann in Kap. 37:

„Unsere Verfassung trägt den Namen ‚Demokratie'. Das ist aber so zu verstehen: Nach den Gesetzen haben alle Bürger in bezug auf ihre persönlichen Angelegenheiten gleiche Rechte; was aber die öffentlichen Würden angeht, so wird jeder geehrt nach der Anerkennung, die er sich in irgend einem Fache erwirbt, d. h. nicht auf Grund der Zugehörigkeit zu einer Partei, sondern auf Grund seiner Tüchtigkeit wird der einzelne herangezogen, und nicht ist die Armut der Grund einer niedrigen Stellung oder ein Hindernis, dem Staate Nützliches zu leisten."

Mit diesen Worten erklärt Perikles den Begriff „Gleichheit": 1. alle Bürger sind gleich vor dem Gesetz in ihren privaten Angelegenheiten; 2. beim Wettbewerb um öffentliche Ehren, Ämter und Würden gibt es keinerlei hemmende Fesseln, keine Vorrechte der Geburt, des Standes oder des Reichtums; für alle ist die Bahn in gleicher Weise frei; allein die eigene Kraft, Tüchtigkeit und Energie entscheidet.

Perikles denkt also keineswegs an eine allgemeine Nivellierung, sondern erblickt gerade darin den Hauptwert der demokratischen Freiheit, daß das Maß der Lebensgüter, der sozialen und wirtschaftlichen Stellung sich nach nichts anderem, als dem Maß der Tüchtigkeit und der Leistungen richtet. In Kap. 40 sagt er:

„Seine Armut zu bekennen, bringt keine Schande; um so größere Schande aber, sich nicht aus ihr herauszuarbeiten."

Bei der Gleichheit, wie sie Perikles versteht, kommt die individuelle Freiheit nicht zu kurz; jeder hat das Recht freier Selbstbestimmung, der Entfaltung seiner Persönlichkeit. In Kap. 41 heißt es:

„Zusammenfassend behaupte ich: unsere Stadt ist nicht nur im ganzen für Hellas der Mittelpunkt jeder geistigen Bildung, sondern auch jeder einzelne Athener vermag — niemand hindert ihn daran — seine individuelle Persönlichkeit zu selbständiger Tüchtigkeit auszubilden, nach den verschiedensten Seiten des Lebens und Wirkens hin."

Perikles schließt diesen Abschnitt (Kap. 41) mit den Worten:

„Eine solche Stadt also ist es, für deren Besitz, den sie sich mit Recht nicht rauben lassen wollten, diese Männer heldenmütig in Kampf und Tod gegangen sind; und ebenso muß von uns Überlebenden ein jeder entschlossen sein, für diese Stadt die größten Mühen auf sich zu nehmen."

Bei Perikles besteht kein Widerspruch zwischen Freiheit und Gleichheit. Es ist geradezu vorbildlich, wie er zwischen Individualismus und Sozialismus, zwischen dem Recht der individuellen Persönlichkeit und den Pflichten, welche der einzelne gegen den Staat hat, die Mitte hält. Gerade weil der Staat ihnen ein so hohes Maß individueller Freiheit gewährt und verbürgt, müssen die Bürger bereit sein, Gut und Blut für ihn einzusetzen:

Kap. 40: „Bei uns erscheinen häusliche und öffentliche Pflichten eng verbunden; und auch wenn wir uns anderen Tätigkeiten hingegeben haben, fehlt es uns nicht an Einsicht für die öffentlichen Interessen. Wir allein sehen in demjenigen, der am öffentlichen Leben keinen Anteil nimmt, nicht einen ruheliebenden Bürger, sondern ein faules und unnützes Glied des Staates."

Kap. 43: „Eifert euren Vorfahren nach! Indem ihr für das wahre Glück die Freiheit, für die rechte Freiheit den Mannesmut haltet, scheut keine Kriegsgefahren!"

Es ist ein Idealbild, das Perikles hier entwirft. In Wirklichkeit hat er einsehen müssen, daß die formale Freiheit und Gleichheit den Bürgern nichts nützen kann, wenn sie nicht auch wirtschaftlich sicher gestellt und unabhängig sind. Aus Plutarchs „Leben des Perikles" sehen wir, daß er zu einer Art Staatssozialismus überging, indem er den Staat als eine Versorgungsanstalt für die Bürger betrachtete. Hierbei scheint er schon auf eine bedenklich abschüssige Bahn gekommen zu sein, indem er die Gelder der Bundesgenossen benutzte, um den athenischen Bürgern Arbeitsgelegenheit zu geben. Inter-

essant ist die Rede und Gegenrede, die wir bei Plutarch Kap. 12 und 13 finden:

„Gerade die große Bautätigkeit des Perikles haben seine Gegner in den Volksversammlungen am meisten getadelt und geschmäht. Sie schrien: ‚Das Volk kommt in üblen Ruf und böses Gerede, weil es den gemeinsamen Schatz der Hellenen von Delos nach Athen gebracht hat .... Ganz Griechenland glaubt, von uns in hohem Maße übermütig und tyrannisch behandelt zu werden, wenn es sieht, daß wir mit den für den Krieg aufgebrachten Geldern die Stadt, wie ein eitles Weib, herausputzen und vergolden, indem die Stadt mit kostbaren Steinen, Götterbildern und Fünfmillionentempeln geschmückt wird‘.

Perikles aber belehrte das Volk: ‚Für die Gelder brauchen wir den Bundesgenossen keine Rechenschaft abzulegen, wenn wir für sie Krieg führen und die Barbaren zurückdrängen. Denn sie stellen weder Pferde noch Schiffe noch Krieger, sondern zahlen nur Geld, und dieses Geld gehört nicht den Zahlern, sondern den Empfängern, falls sie das leisten, wofür sie das Geld empfangen. Wenn aber die Stadt hinreichend mit allem ausgerüstet ist, was zum Krieg gehört: so müssen wir den Überschuß an Geldmitteln auf solche Unternehmungen verwenden, die, wenn sie fertiggestellt sind, uns ewigen Ruhm und während der Ausführung großen Erwerb bringen; denn dann treten vielerlei Tätigkeiten und mannigfache Verrichtungen zutage, welche alle Künste wecken, alle Hände in Bewegung setzen und fast die ganze Bürgerschaft Geld verdienen lassen, indem die Stadt aus eigenen Mitteln geschmückt und genährt wird.‘ — In der Tat brachten einerseits den Leuten, welche in der Vollkraft ihres Lebens standen, die Feldzüge Einnahmen aus der Staatskasse; andrerseits wollte Perikles, daß die nicht ins Feld ziehende, niedrige Menge Anteil habe am Gewinn, aber nur gegen entsprechende Arbeitsleistung. Deshalb regte er große Bauentwürfe und Pläne an ...“

Hier lesen wir also, daß der Staat für die armen Bürger Arbeitsgelegenheit und dadurch gesicherte Stellung schafft.

Es ist eine tragische Rolle, welche Perikles in der Geschichte spielt: Er hat die Konsequenzen der bisherigen liberalen Entwicklung gezogen; durch ihn wurde die volle Demokratie durchgeführt und der Schwerpunkt der Regierung in die Volksversammlung gelegt. Als alle Schranken gefallen und alle Kräfte entfesselt waren, wurde das Höchste geleistet, und unter „Zeitalter des Perikles“ verstehen wir den Gipfel der athenischen Kultur.

Aber zugleich beginnt mit Perikles schon der Verfall. Der gesunde Mittelstand schwindet; das Volk scheidet sich mehr und mehr in die *ὀλίγοι* und *πολλοί*. Nur ein so gewaltiger, über-

ragender Mann, wie Perikles, konnte die Masse zügeln. Thukydides sagt II, 65:

„Perikles war durch Ansehen und Einsicht mächtig, anerkannt und war unbestechlich; er hielt das Volk im Zaum, ohne seine Freiheit zu beschränken; er wurde nicht vom Volk geführt, sondern war der wahre Führer, weil er nicht durch unlautere Mittel zur Macht gelangt war und deshalb nicht nach dem Munde zu reden brauchte; vielmehr widersetzte er sich oft vermöge seines Ansehens mit Heftigkeit dem Volke als einer, der die Macht hat. Und wenn er wahrnahm, daß sie zur Unzeit aus Übermut sich verwegener Zuversicht überließen, so wußte er sie durch seine Rede zur Furcht herabzustimmen; umgekehrt richtete er sie zu kühner Entschlossenheit auf, wenn sie sich ohne Grund ängstigten. So bestand dem Namen nach eine Demokratie, in Wahrheit aber die Herrschaft des ersten Mannes."

Des Perikles bedeutende Persönlichkeit machte sich so stark geltend, daß er wie ein König in dem demokratischen Athen herrschte. Nach seinem Tode war er nicht zu ersetzen. Thukydides sagt in demselben Kapitel:

„Die Athener setzten allerlei Unternehmungen ins Werk, die den Krieg nichts angingen, nach persönlichen Interessen des Ehrgeizes und der Habsucht, mit nachteiligen Folgen für sie selbst und für die Bundesgenossen: Unternehmungen, welche, solange sie gut gingen, nur Privatleuten Ehre und Nutzen brachten; als sie aber schlimm ausliefen, dem Krieg eine für den Staat verderbliche Wendung gaben."

„Seine Nachfolger aber, die untereinander auf gleicher Stufe standen und doch einander den Rang abzulaufen suchten, gingen dazu über, ihre Politik nach den Gelüsten der Menge einzurichten."

Bei dem ersten Satz denkt man unwillkürlich an Alkibiades, bei dem zweiten an Kleon.

b) Kleon.

Perikles und Kleon, welche Gegensätze! Während Perikles gerade für die Begabten, die geistig Hervorragenden alle Hemmnisse beseitigen und ihnen ein freies Wachstum zu höchster Größe ermöglichen will, zeichnet uns Thukydides in Kleon den Typus der Leute, denen Bildung und Intelligenz verhaßt ist. Die Natur schafft die Menschen sehr ungleich, gibt ihnen recht verschiedene Kräfte und Anlagen; die Masse möchte aber alles nivellieren und hegt eine instinktive Abneigung gegen diejenigen Männer, welche durch ihre natürlichen Anlagen und durch ihre geistige Begabung vorwärts kommen und die anderen überragen. Nach Perikles' Tod gewinnen die Vertreter dieser Masse immer größere Bedeutung im Staatsleben, und Kleon stellt geradezu

die ungeheuerliche Behauptung auf, daß das Wohl des Staates in den Händen der Ungebildeten besser aufgehoben sei, als in den Händen der Gebildeten.

Die athenische Volksversammlung hatte in leidenschaftlicher Aufregung über das Schicksal der eroberten Stadt Mytilene den grausamen Beschluß gefaßt, sämtliche Einwohner zu töten. Hinterher war man über das Ungeheuerliche dieses Beschlusses selber erschrocken, und es wurde der Antrag gestellt, von neuem in eine Beratung darüber einzutreten. Da trat Kleon auf und sagte:

„Das Allerschlimmste aber ist, wenn nichts fest bestehen bleibt von dem Beschlossenen und wenn wir nicht erkennen, daß eine Stadt, die minder gute Gesetze befolgt, ohne sie zu ändern, mächtiger ist als eine Stadt, welche treffliche Gesetze hat, aber sie nicht streng befolgt; und daß Einfalt, verbunden mit Selbstzucht, mehr Gewinn bringt, als Klugheit, verbunden mit Zügellosigkeit, und daß die Ungebildeten die Städte in der Regel besser verwalten, als die Gebildeten. Denn die letzteren wollen weiser sein als die Gesetze und wollen jedesmal, wenn über die Staatsangelegenheiten beraten wird, die überlegenen Herren spielen, als ob sie sonst keine Gelegenheit hätten, ihre Geisteskraft zu zeigen, und infolgedessen bringen sie meist die Städte zu Fall. Die Ungebildeten dagegen wollen, der eigenen Einsicht mißtrauend, gerne dümmer sein als die Gesetze und minder befähigt, die Worte geübter Redner zu kritisieren; aber weil sie in höherem Maße unparteiische Richter als Mitstreiter sind, kommen sie selten zu Fall. So sollen auch wir keine Vorstellungen machen wider das, was die überwiegende Mehrheit von euch beschlossen hat, und uns nicht von der Beredsamkeit oder der Sucht, mit dem Verstande zu glänzen, gängeln lassen."

Das Traurigste dabei ist, daß Leute wie Kleon nicht ganz unrecht haben, daß die Wohlhabenden und Gebildeten oft genug Anlaß zum Ärgernis geben, daß unter ihnen Männer wie Perikles weiße Raben sind. Die Bildung ist nur zu häufig bloß äußerer Firnis, und die geistigen Kräfte wurden gerade damals nicht selten mißbraucht, um durch schöne Reden zu glänzen und das Volk geradezu irre zu führen. Nicht mit Unrecht klagt Kleon (in Kap. 38) über solche Redewettkämpfe, bei denen der Staat den Schaden davon habe, und er tadelt das Wohlgefallen der Menge an schönen Worten:

„Schuld aber seid ihr, die ihr ungeschickt das Richteramt beim Wettkampfe führt: ihr pflegt Zuschauer der Worte, Zuhörer der Taten zu sein, beurteilt die Ausführbarkeit kommender Taten nach den Worten solcher, die geschickt auf euch einreden, die bereits geschehenen Taten aber nach den Worten derer, die raffiniert Tadel aussprechen, wobei ihr weniger euren Augen als euren Ohren folgt. Wenn nur etwas Neues erörtert wird, so seid ihr die rechten Leute, um euch täuschen zu lassen: Sklaven des Außer-

ordentlichen und Ungewöhnlichen, Verächter des Gewöhnlichen und Herkömmlichen. Am liebsten möchtet ihr alle selbst reden; wenigstens seid ihr eifrig um den Schein bemüht, den Rednern auch in dem Verständnis des Unerwarteten folgen zu können, und wenn einer etwas besonders scharfsinnig sagt, sogleich mit der Zustimmung bei der Hand zu sein. Ihr wetteifert, das Ziel der Rede schon im voraus zu erraten, habt aber wenig Eifer, die Folgen rechtzeitig zu erkennen. Ihr jagt sozusagen einer anderen Welt nach, als in der wir leben, denkt nicht einmal über das Gegenwärtige recht. Kurz, ihr laßt euch überwältigen von der Freude am Hören und gleicht mehr den Schülern der Sophisten, die müßig dasitzen, als Leuten, die über das Wohl des Staates beraten."

So begründet und rechtfertigt Kleon nicht ungeschickt seinen Haß gegen die Bildung.

c) Alkibiades:

In Alkibiades, dem Verwandten des Perikles, dem verwöhnten Liebling des Glückes, tritt uns ein übermütiger Vertreter des extremen Individualismus entgegen.

Charakteristisch ist die Unterredung des jungen Alkibiades mit seinem hochstehenden Oheim Perikles, die uns Xenophon in den Memorabilien I, 2, § 41 ff. berichtet:

Alkibiades: „Sage mir, Perikles, könntest du mich über den Begriff ‚Gesetz' belehren?"

Perikles: „„Natürlich, gewiß!""

Alkibiades: „Dann tu es, bitte! Denn ich hörte, wie Leute gelobt wurden, weil sie die Gesetze beobachteten; glaube aber, daß man nicht mit Recht dies Lob erlangt, wenn man nicht weiß, was ‚Gesetz' ist."

Perikles: „„Es ist etwas recht Schönes, was du da wissen willst. Alles das heißt ‚Gesetz', was die Menge in der Volksversammlung beschließt und aufschreiben läßt, bestimmend, was man tun und unterlassen muß.""

Alkibiades: „Geht sie dabei von der Ansicht aus, daß man das Gute oder das Schlechte tun muß?"

Perikles: „„Natürlich das Gute, mein lieber Junge.""

Alkibiades: „Wenn aber die Verfassung nicht demokratisch, sondern oligarchisch ist, und die ‚Wenigen' in ihrer Versammlung aufschreiben lassen, was man tun soll: was ist dieses?"

Perikles: „„Alles, was die jedesmalige Regierung des Staates beschließt und befiehlt, das heißt Gesetz.""

Alkibiades: „Auch wenn ein Tyrann über den Staat herrscht und den Bürgern vorschreibt, was sie tun sollen: heißt das auch Gesetz?"

Perikles: „„Auch was ein Tyrann, wenn er die Regierung hat, vorschreibt, auch das wird Gesetz genannt.""

Alkibiades: „Gibt es auch ‚Gewalt' und ‚Ungesetzlichkeit', Perikles? Sprechen wir nicht davon, wenn der Mächtigere den Schwächeren nicht durch Überredung, sondern durch Gewalt zwingt zu tun, was er will?"

Perikles: „„Allerdings.““

Alkibiades: „Wenn nun ein regierender Tyrann die Bürger, ohne sie zu überreden, zwingt etwas zu tun und es vorschreibt, ist das Ungesetzlichkeit?“

Perikles: „„Jawohl; ich nehme nämlich meine vorige Erklärung zurück, daß das ‚Gesetz‘ sei, was ein Tyrann vorschreibt, ohne dazu zu überreden.““

Alkibiades: „Und wenn die Oligarchen ihre Mitbürger nicht durch Überredung, sondern durch Gewalt zwingen etwas zu tun, sollen wir das Ungesetzlichkeit nennen oder nicht?“

Perikles: „„Alles, was man jemanden zu tun zwingt, ohne ihn zu überreden, mag man es nun förmlich aufschreiben lassen oder nicht: das scheint mir mehr Gewalt (Ungesetzlichkeit) als Gesetz zu sein.““

Alkibiades: „Ist es auch so, wenn die Menge die Macht in Händen hat (Demokratie) und die Besitzenden zwingt etwas zu tun, ohne sie zu überreden?“

Perikles: „„Jawohl, mein lieber Alkibiades! Als wir noch so jung waren wie du, da waren wir auch stark in solchen Wortgefechten. Wir klügelten derartige Fragen aus, wie du jetzt, und übten uns im Disputieren.““

Alkibiades: „Hätte ich doch damals gelebt, als du recht stark darin warst!“

Vor allem ist des Alkibiades Name mit der unglücklichen Expedition der Athener nach Sizilien verknüpft, womit der Verfall der athenischen Macht beginnt. Thukydides hat uns im 6. Buch einen ausführlichen Bericht über die vorhergehende Volksversammlung gegeben, in welcher Nikias dringend von dem gefährlichen Unternehmen abrät, Alkibiades dagegen mit sophistischer Beredsamkeit das Volk in den Krieg treibt. Und weil man ihn wegen seiner kostspieligen Wagen und Pferde und wegen seines prunkvollen Auftretens angegriffen hat, besitzt er die Kühnheit, in der Volksversammlung über die demokratische ‚Gleichheit‘ zu spotten und offen seinen Herrenstandpunkt auszusprechen (VI, 16):

„Nicht ist es unrecht, wenn man in stolzem Selbstgefühl den anderen nicht gleich sein will, da man ja auch, wenn man Unglück hat, keinen an seinem Mißgeschick teilnehmen läßt. Solange man unsere Gesellschaft meidet, wenn wir im Unglück sind, soll man es sich auch gefallen lassen, von uns gering geschätzt zu werden, wenn wir im Glück sind. Will man dies nicht, so leiste man Gleiches, um Gleiches in Anspruch zu nehmen. Ich weiß aber, daß alle Männer, die in irgend einer Weise glänzten, solange sie lebten, ihren Mitmenschen, den ‚Gleichen‘ zumeist, unbequem waren; nach ihrem Tode aber machten manche eine Verwandtschaft mit ihnen geltend, auch wenn keine vorlag, und ihr Vaterland war stolz auf sie, und man nannte sie nicht mehr Frevler, sondern Landsleute, die Herrliches vollbracht haben.“

Persönlicher Ehrgeiz ist bei Alkibiades die Haupttriebfeder seines Handelns, und als er nach der Abfahrt der Flotte (415) von seinen Gegnern in Athen wegen Religionsfrevels angeklagt und verurteilt ist, da wird er ohne weiteres zum Vaterlandsverräter. Er verhindert den Anschluß der Stadt Messana an Athen. Dann begibt er sich nach Sparta und reizt die Spartaner zur Wiederaufnahme der Feindseligkeiten, zur Erneuerung des Krieges gegen seine Vaterstadt. Obwohl in Athen die reinste demokratische Verfassung bestand, glaubte er als Alkmäonide Anspruch auf die Führung seines Volkes zu haben. In seiner Rede, die er in Sparta hält, stehen folgende sophistische Ausführungen: Thukydides VI, 89:

„Meine Familie ist den Tyrannen immer entgegengetreten; alles aber, was von der Herrschaft einzelner nichts wissen will, heißt ‚Demos'. Infolgedessen blieb bei meiner Familie immer die Führung des Volkes; zugleich aber mußten wir, weil die Stadt meistens eine demokratische Verfassung hatte, uns den bestehenden Verhältnissen fügen. Aber während in der Demokratie alles zur Zügellosigkeit drängt, suchten wir Alkmäoniden maßvoll zu sein; es waren aber sowohl früher, als auch jetzt andere Leute, welche die Menge zum Schlechteren verführten; die haben auch mich vertrieben. Wir aber betrachteten uns als Führer des Ganzen, nicht einer Partei, und wir hielten es für unsere Pflicht, die Verfassung zu erhalten, in der die Stadt am größten und freiesten war, und die man überkommen hatte. Freilich, was die Herrschaft des Demos bedeutet, haben unter uns alle urteilsfähigen Männer erkannt, und ich selbst könnte mehr als ein anderer ein Liedchen davon singen; aber über einen Unsinn, über den sich alle einig sind, braucht man keine Worte zu verlieren."

Welche Verdrehung! Kleisthenes und Perikles hatten die Führung des Volkes, weil sie ihm die hohen Güter der Freiheit und Gleichheit verschafften. Alkibiades spottet über die Gleichheit, spottet über die demokratische Verfassung, beansprucht aber gleichwohl als Alkmäonide dieselbe führende Stellung.

Er gibt den Spartanern den doppelten Rat:

1. die Syrakusaner zu unterstützen;
2. Dekelea auf attischem Boden zu besetzen.

Seinen Vaterlandsverrat sucht er mit folgenden Worten zu beschönigen (VI, Kap. 92):

„Die Stadt, gegen die ich jetzt ziehe, sehe ich nicht mehr als meine Vaterstadt an; vielmehr denke ich sie mir wiederzugewinnen. Sein Vaterland liebt auf rechte Art, nicht wer nach erlittenem Unrecht sich nicht feindlich gegen dasselbe wendet, sondern wer aus Sehnsucht nach ihm es auf jede Weise wiederzugewinnen trachtet."

Seine Freundschaft mit den Spartanern dauerte auch nicht sehr lange. Da wendet er andere Mittel an, um die führende Stellung in Athen wieder zu erlangen; dabei ist von einer festen politischen Gesinnung keine Rede; ihm ist es gleich, ob er sein Ziel durch die demokratische oder oligarchische Partei erreicht. Thukydides sagt VIII, 48:

„Alkibiades schien sich, wie es auch wirklich war, weder aus Oligarchie noch Demokratie etwas zu machen, sondern nur danach zu streben, wie er infolge der augenblicklichen Lage die Bürger umstimme und, von den Genossen herbeigerufen, zurückkehre."

D. Kampf aller gegen alle.
Die entsetzlichen Klassenkämpfe.

1. Der Kampf zwischen den Staaten.

Gewiß gibt es im Leben der Staaten einen berechtigten Egoismus, und die führenden, regierenden Männer müssen immer darauf sehen, was für das eigene Volk jedesmal am vorteilhaftesten und nützlichsten ist.

Aber mit welch zynischer Offenheit wird im Peloponnesischen Krieg das angebliche Naturrecht, das Recht des Stärkeren über den Schwächeren, geltend gemacht, werden alle anderen Motive als der Vorteil und der Nutzen für Torheit und Dummheit erklärt! Welch eine Wendung! Nach den glorreichen Siegen bei Salamis und Platää (480/479) war mit den größten Aussichten der Versuch einer Einigung aller Hellenen unternommen; ein „Bund" wurde geschlossen, in welchem alle Staaten gleichberechtigt nebeneinander stehen sollten. Aber bald behandelten die Athener ihre Bundesgenossen als Untertanen (die *σύμμαχοι* als *ὑπήκοοι*), gingen gegen diejenigen, welche austreten wollten, mit der größten Grausamkeit vor und warfen mit brutaler Waffengewalt diejenigen nieder, welche sich im Kampf zwischen Athen und Sparta neutral hielten.

Vor dem Ausbruch des Bruderkrieges verteidigten sich die athenischen Gesandten in der spartanischen Volksversammlung gegen die Vorwürfe der Korinthier (Thukydides I, 76):

„Wir haben nichts Ungereimtes, Unmenschliches getan, wenn wir die uns angebotene Herrschaft (Hegemonie) annahmen und dann festhielten, von drei

wichtigen Gründen bestimmt: Ehre, Furcht und Vorteil. Und wir sind nicht die ersten, die so handeln, sondern immer hat der Grundsatz gegolten, daß der Schwächere von dem Mächtigeren niedergehalten werde. Auch hielten wir uns selbst für würdig und galten auch bisher in euren Augen dafür, bis es euch nun plötzlich in den Sinn kommt, um des eigenen Vorteils willen den Rechtsstandpunkt geltend zu machen; aber noch niemand hat, wenn er etwas mit Gewalt gewinnen konnte, sich durch Rechtsgründe von seinem Vorteil abwenden lassen."

Im 5. Buch gibt Thukydides einen ausführlichen Bericht über die Vergewaltigung der Insel Melos durch die Athener. Die Bürger von Melos wollten neutral bleiben; die Athener schickten aber Schiffe dorthin, um die Leute zum Anschluß an den Bund zu bewegen. Es begannen lange Verhandlungen zwischen den athenischen Gesandten und den höchsten melischen Behörden. Als dabei die Melier sich auf ihr gutes Recht beriefen, wiesen die Athener den Rechtsstandpunkt weit zurück (V, 89):

„Wir halten es für ratsam, daß wir beide das zu erreichen suchen, was nach unserer wahren Erkenntnis möglich ist. Denn wir beide wissen, daß in der menschlichen Erwägung das Gerechte nur dann anerkannt wird, wenn auf beiden Seiten die Nötigung dazu die gleiche ist. Ist das nicht der Fall, so kommt das Erreichbare in Betracht; dies bestimmt aber der Mächtige und muß der Schwache sich gefallen lassen."

Die Athener stellen den Meliern die Wahl zwischen Knechtschaft oder Tod und meinen, es sei doch vorteilhafter, das erstere zu wählen. Alle Gegengründe weisen sie als Torheit zurück: die Berufung auf die Hilfe der Götter, welche gegen die Ungerechtigkeit einschreiten würden; die Hoffnung auf die Unterstützung der Lazedämonier; besonders aber die Rücksicht auf die ‚Ehre'. Alles das stellen sie als altfränkische Dummheit hin; welch eine Umwertung der Werte! V, 111:

„Denn ihr werdet doch nicht einen falschen Ehrgeiz zeigen wollen, der in unabwendbaren Gefahren am meisten die Menschen zugrunde richtet. Für viele Menschen ist, trotz der Erkenntnis, in welches Unheil sie gerieten, das verführerische Wörtchen „Ehre" die Ursache geworden, daß sie, dem Wörtchen unterliegend, freiwillig sich in heilloses Unglück stürzten und mehr durch eigenen Unverstand als durch die Ungunst der Umstände eine Schmach auf sich nahmen. Wenn ihr verständig seid, so werdet ihr euch hiervor hüten und es nicht so schimpflich halten, euch der mächtigsten Stadt zu fügen, die nur mäßige Forderungen stellt, nämlich daß ihr, eure Stadt behaltend, tributpflichtige Bundesgenossen werdet und daß ihr, wo euch die Wahl gelassen wird zwischen Krieg und Sicherheit, nicht aus Rücksicht auf die ‚Ehre' das Schlechtere wählt."

Als die Melier trotzdem, im Vertrauen auf den göttlichen Beistand und die Hilfe der Lazedämonier, beschlossen Widerstand zu leisten, da gingen die Athener mit rücksichtsloser Gewalt vor: die Stadt wurde erobert, alle Waffenfähigen getötet, die Weiber und Kinder zu Sklaven gemacht, das Land unter athenische Kolonisten verteilt. So handelten Griechen gegen Griechen! —

Ähnliche Worte legt Thukydides dem athenischen Gesandten in der sizilischen Stadt Kamarina in den Mund:

„Für einen Herrscher oder eine herrschende Stadt ist alles vernünftig, was vorteilhaft ist, und alles blutsverwandt, was uns einen Nutzen gewährt; in jedem einzelnen Fall muß man Freund und Feind nach den Umständen wählen."

2. Kampf zwischen den Parteien innerhalb der einzelnen Stadtstaaten.

Zu dem großen Bruderkrieg zwischen den vielen Stadtstaaten, die sich teils auf die Seite Athens, teils Spartas schlugen und, wenn sie neutral bleiben wollten, wie Melos, vergewaltigt wurden, kam der noch viel entsetzlichere und blutigere Kampf zwischen den Parteien in den einzelnen Städten. Weil Sparta sich immer mehr zu einer oligarchischen Plutokratie, Athen zur extremen Demokratie entwickelte, so wurde der Dualismus zwischen diesen beiden führenden Staaten zugleich zu einem Kampf zwischen zwei feindlichen Parteien, und dieser Parteikampf drang als Klassenkampf zwischen Reichen und Armen, Besitzenden und Besitzlosen, den *ὀλίγοι* und den *πολλοί*, den Bourgeois und den Proletariern, in jede einzelne Stadt ein. Jede Stadt zerfiel in zwei Teile, die wie zwei feindliche Völker nebeneinander standen, „zwischen denen keinerlei Verkehr und kein verwandtes Gefühl bestand, die einander so wenig kannten in ihren Gewohnheiten, Gedanken und Gefühlen, als ob sie die Söhne verschiedener Zonen und die Bewohner verschiedener Planeten wären".[1]) Bald war die eine Partei am Ruder und schlachtete von den Gegnern nieder, so viele sie ergreifen konnte; bald machte es die andere Partei ebenso. In einer Selbstzerfleischung sondergleichen ist die hellenische Welt zugrunde gegangen.

Eine kurze Erzählung bei Thukydides V, 4 gibt uns eine Anschauung davon, wohin die Tyrannei der *πολλοί*, der Majorität

---

[1]) So sprach Disraeli 1848 von den Zuständen seiner Zeit.

führt. In der sizilischen Stadt Leontini wollte der Demos, das besitzlose Volk, den gesamten Grund und Boden einziehen und neu unter die Bürger verteilen (ἀναδασμὸς γῆς). Die Besitzenden kamen der Ausführung dadurch zuvor, daß sie Truppen aus Syrakus herbeiriefen und ihre Gegner vertrieben. Trotzdem fühlten sie sich so unsicher, daß sie ihre eigene Stadt zerstörten, ihr Gebiet der syrakusanischen Herrschaft einverleibten, selbst nach Syrakus übersiedelten und ihre Güter von Sklaven bewirtschaften ließen. Welch ein Akt der Verzweiflung! —

Das klassische Beispiel für die Zerfahrenheit der griechischen Zustände sind die Greuel auf der Insel Kerkyra. Auch hier standen sich die beiden Parteien feindlich gegenüber; die Demokraten wurden von den Athenern, die Oligarchen von den Spartanern unterstützt. Endlich erhielt die athenische Flotte Verstärkung, und die peloponnesischen Schiffe machten sich heimlich davon. Da bekamen die Demokraten die Oberhand und übten an ihren Gegnern entsetzliche Rache. Thukydides erzählt III, 81:

„Als die Kerkyräer (der Demos) merkten, daß die athenischen Schiffe heranfuhren und die peloponnesischen Schiffe sich davon gemacht hatten, da töteten sie alle Feinde, welche sie nur ergriffen, und alle Gegner, die sie beredet hatten, auf die Schiffe zu steigen, ließen sie jetzt aussteigen und schlachteten sie ab. Dann gingen sie zum Heiligtum der Hera, überredeten ungefähr 50 Schutzflehende, sich einem gerichtlichen Verfahren zu unterziehen, und verurteilten alle zum Tode. Die meisten Schutzflehenden ließen sich nicht überreden, und als sie sahen, wie jene 50 hingemordet wurden, da töteten sie sich selbst; einige erhängten sich an den Bäumen, andere brachten sich um, wie sie gerade konnten.

Sieben Tage lang, solange die Athener mit ihren 60 Schiffen verweilten, töteten die Kerkyräer alle, die ihre Feinde zu sein schienen, wobei sie behaupteten, sie gingen nur gegen die vor, welche die demokratische Verfassung stürzen wollten. In der Tat wurden aber auch manche Leute aus persönlicher Feindschaft ermordet, ja einige von ihren Schuldnern. Jede Art von Mord kam vor, und wie es in solchen Zeiten zu geschehen pflegt, alle Greuel wurden verübt und noch mehr. Denn Väter töteten ihre Söhne; sie wurden von den Heiligtümern gerissen und dann umgebracht; ja einige wurden in dem Heiligtum des Dionysos eingemauert und kamen so um."

Thukydides knüpft an die Erzählung von den Greueln in Kerkyra das berühmte Kapitel III, 82 an, worin er die furchtbaren Folgen der inneren Parteikämpfe in den hellenischen Staaten schildert:

„Die ganze Hellenenwelt geriet in Bewegung: überall standen sich zwei Parteien gegenüber; die Führer der Volkspartei riefen die athenische, die oligarchische die spartanische Hilfe . . ."

Thukydides klagt über die sittliche Entartung, über die Umwertung der Moral:

„Die gewöhnliche Bedeutung der Worte verdrehte man in ihr Gegenteil, nach persönlicher Willkür. Unbesonnene Verwegenheit wurde opferfreudige Tapferkeit, abwartende Vorsicht verhüllte Feigheit genannt. Handelte man besonnen, so galt man für unmännlich; ging man mit Klugheit an jegliches Werk heran, so wurde Mangel an Unternehmungslust vorgeworfen. Dagegen wurde ein wahnsinniges Drauflosgehen für Männlichkeit erklärt, heimtückische Hinterlist für vorbeugende Abwehr. Und wer wacker schalt und schmähte, galt für zuverlässig; wer ihm widersprach, für verdächtig. Wer einen anderen listig zu Fall brachte, hieß klug; klüger aber der andere, wenn er die Ränke rechtzeitig durchschaute. Wer sich aber von solchen Parteiumtrieben fernhielt, wurde Spaßverderber und Bangbüchs genannt. Gelobt wurde, wer demjenigen zuvorkam, der etwas Böses tun wollte; nicht weniger aber, wer jemanden zum bösen Handeln trieb, der es nicht vorhatte.

Und die Verwandtschaft bildete ein minder enges Band, als die Parteigenossenschaft . . .

Die Zuverlässigkeit feierlicher Versprechungen beruhte nicht sowohl auf der Scheu vor den göttlichen Geboten, als auf der gemeinschaftlichen Teilnahme an verbrecherischen Handlungen. Gütliche Vorschläge von feindlicher Seite nahm man an, wenn die Gegner im Vorteil waren: um sich gegen ihre Unternehmungen zu decken, nicht mit der Gesinnung offenen Vertrauens. Sich für ein Unrecht zu rächen, verschaffte höhere Befriedigung, als kein Unrecht zu erleiden. Wo durch Eidschwüre eine Versöhnung bekräftigt war, blieben diese, von beiden Seiten in der Not geleistet, nur für den Augenblick in Kraft; wer sich zuerst wieder stark genug fühlte, benutzte die Gelegenheit, wo er den Gegner ungeschützt sah, und stürzte sich lieber heimtückisch auf ihn, als in offenem Kampfe; man hatte dabei nicht nur die größere Sicherheit, sondern trug noch den Preis der Klugheit davon. Denn die meisten Menschen wollten sich lieber durch Bosheit den Namen kluge Leute verdienen, als rechtschaffen und dabei einfältig heißen.

Schuld an all diesen Übeln war das Streben nach Macht, infolge von Habsucht und Ehrgeiz; hieraus erwuchsen die leidenschaftlichen Begierden, als die Menschen in Hader gerieten. Denn mochten nun die Demokraten oder die Oligarchen zur Herrschaft gelangen: beide machten unter schönklingenden Worten, indem sie entweder der ‚bürgerlichen Gleichheit‘ oder der ‚maßvollen Herrschaft der Besten‘ den Vorzug gaben, angeblich das ‚Wohl der Gesamtheit‘ zum Ziel ihres Strebens; tatsächlich aber suchten sie in verwegenem, furchtbarem Kampfe einander auf jede Weise niederzuringen und verfolgten unversöhnlich ihre Rachepläne. Sie dachten bei ihrer Rache gar nicht an Recht und Staatswohl, sondern verfuhren nach Lust und Laune; sie schraken nicht davor zurück, durch ungerechte Verurteilung oder durch Gewalttat ihren Rachedurst zu stillen. Deshalb legten sie auch auf fromme Gesinnung keinen Wert; eine schönklingende Darstellung gehässiger Taten verschaffte höheres Ansehen als Frömmigkeit. Bürger, die sich keiner Partei anschlossen, wurden von beiden verfolgt; teils weil sie nicht zu ihnen standen, teils weil man ihnen nicht gönnte, daß sie glücklich davonkommen sollten.

So nahm durch die Parteikämpfe Entsittlichung aller Art unter den Griechen überhand."

In Kap. 83 heißt es:

„Und die Ungebildeten hatten meist die Oberhand; denn weil sie ihre eigene Beschränktheit und die Klugheit der Gegner fürchteten, sie möchten bei den Erörterungen unterliegen und ein Opfer der geistigen Überlegenheit der Gegner werden, schritten sie verwegen zu Taten. Die anderen aber meinten mit Geringschätzung, sie könnten nicht überrumpelt werden; sie verließen sich mehr auf ihre Klugheit als auf ihr Handeln und gingen wehrlos zugrunde."

Der Ausgang der Kämpfe in Kerkyra scheint ähnlich gewesen zu sein, wie Thukydides VIII, 21 von der Insel Samos erzählt:

„In dieser Zeit erhob sich in Samos der Demos (die Volkspartei) gegen die Machthaber mit Hilfe der Athener, die gerade mit drei Schiffen zur Stelle waren. Und der Demos von Samos tötete im ganzen ungefähr 200 von den Machthabern, verbannte 300 und verteilte ihr Land und ihre Häuser."

Die Demokratie, welche im 5. Jahrhundert v. Chr., unter Führung Athens, bei den Griechen immer weiter vorrückte, hatte schließlich abgewirtschaftet. Die Bundesgenossen der Athener fallen ab, preisen die Spartaner als Befreier und sind ihnen behilflich, Athens Macht zu vernichten. Die Oligarchie hat am Ende des 5. Jahrhunderts gesiegt und wird überall eingeführt, unter dem Schutze Spartas. Aber sie erweist sich bald als noch schlimmer denn die Demokratie; sie ist unfähig, Ruhe und Ordnung zu bringen; sie hat noch schneller abgewirtschaftet.

Jetzt folgt ein beständiges Hin und Her zwischen Demokratie und Oligarchie; gemeinsam ist beiden der extreme Individualismus, der alle Rücksichten auf das Gesamtwohl, auf Staat und Volk von sich wirft.

III.

Kampf gegen den extremen Individualismus.

Plato (427—347) spricht mit Recht von einem „Fieberzustand der Gesellschaft".

Es beginnt nun eine Reaktion, ein Widerstand gegen die bisherige Entwicklung, und dabei ist es überraschend, daß wir seit dem Ausgang des 5. Jahrhunderts in Griechenland alle Erscheinungen finden, die für unsere an sozialen Fragen erfüllte Gegenwart so charakteristisch sind:

Während bei den Massen die niedrigsten Instinkte aufgestachelt werden, machen die Edelsten der Nation ernste, tiefdurchdachte Reformvorschläge; während Romantiker aus der häßlichen Gegenwart in eine bessere Vergangenheit oder in das Reich der Träume fliehen und die gute alte Zeit oder das Leben der Naturvölker idealisieren, machen einzelne Staatsmänner den praktischen Versuch, die Zustände zu ändern. Staatsideale werden aufgestellt, Utopien, Staatsromane, Fürstenspiegel geschrieben.

Einem „demokratischen Sozialismus", der den Schwerpunkt nach unten legt, alles nach unten zieht und nivelliert, tritt ein „aristokratischer Sozialismus" gegenüber, der gerade alles Überragende pflegen und fördern, aber in den Dienst des Ganzen stellen will.

A. Der Sozialismus der Proletarier in der politischen Komödie des Aristophanes.[1]

Der Komödiendichter Aristophanes (um 450—385 v. Chr.) brachte das öffentliche und private Leben seiner Zeit in einer rücksichtslosen, für uns geradezu unbegreiflichen Weise auf die Bühne. Er erscheint uns als ein trefflicher Beobachter, der sich

[1]) Nach Pöhlmann, „Gesch. des antiken Kommunismus und Sozialismus".

mit offenen Augen und Ohren unter die Leute aller Stände gemischt hat, der ihr äußeres Tun und Treiben, aber auch ihre innersten Triebe, Wünsche und Hoffnungen kennt, der mit feinem psychologischen Verständnis sich in die Empfindungen der Mitmenschen hineinversetzen kann. Mit ausgelassenem Hohn verspottet er die vielen Torheiten seiner athenischen Landsleute: er tritt den kriegslustigen Bürgern entgegen; er verfolgt in gleicher Weise Emporkömmlinge, z. B. Kleon, wie die heruntergekommenen Söhne altadeliger Familien; er haßt die Sophisten und macht sich lustig über Euripides. Uns interessiert hier besonders die Art, wie er sich über das athenische Volk äußert. Was er uns da vorführt, sind freilich Zerrbilder; aber sehen wir von den Übertreibungen ab, so bleibt noch vieles Echte übrig, das den Stempel innerer psychologischer Wahrheit an sich trägt. Und weil dies mit all dem übereinstimmt, was wir über den „Fieberzustand" jener Zeit hören, so können wir die Komödien des Aristophanes geradezu als eine wichtige geschichtliche Quelle ansehen.

a) Der athenische Volksstaat.

Durch Perikles waren die letzten Schranken einer extremen Demokratie gefallen. Das Volk in seiner Gesamtheit war nicht bloß die oberste, sondern auch die einzige Instanz für alle staatlichen Angelegenheiten. Die Beschlüsse in den Volksversammlungen, die Entscheidungen und Urteilssprüche in den Volksgerichten waren bindend; denn das Volk war souverän. Solange Perikles lebte, hatte seine überragende Persönlichkeit die Masse gezügelt und verständig geleitet. Aber nach seinem Tode trat schnell die Entartung ein: einerseits stieg das Selbstgefühl des einfachen Bürgers, und es tat ihm außerordentlich wohl, wenn angesehene und reiche Leute sich wetteifernd um seine Gunst bemühten; andrerseits wurde für die Masse der Staat mehr und mehr die melkende Kuh, die alle füttern sollte. Man drängte sich zu den Volksgerichten, um den Sold von 3 Obolen (40 Pf.) zu erhalten; trotz aller hochtrabenden Worte von den politischen Aufgaben des Volks standen doch die materiellen Interessen im Vordergrund; die Magenfrage beherrschte alles andere; das Glück, das man sich wünschte und erträumte, war ein rein sinnliches.

In der Komödie **„die Ritter"**[1]) bringt Aristophanes eine Personifikation des athenischen Volkes, ‚den Herrn Demos', auf die Bühne. Es handelt sich in dem Stück um die Frage, wer die Führung auf der Pnyx, d. h. in der Volksversammlung, haben soll: der Paphlagonier (damit meint Aristophanes den Kleon) oder der Wursthändler. Der Wursthändler ist das Ideal aller Gemeinheit, und eben darum eignet er sich zur Führung des Volkes. Als er sich selbst für unwürdig erklärt, wird ihm gesagt:

„Die Führung des Volkes wird fürder keines gebildeten,
Noch in seinem Charakter rechtlichen Mannes Sache sein;
Nur Ungebildete, nur Kanaille kommt dazu." (V. 191 ff.)

Es beginnen alsdann Redewettkämpfe zwischen dem Paphlagonier (Kleon) und dem Wursthändler: zuerst im ‚Rat', dann vor dem Volk, dem Herrn Demos. Überall übertrumpft der Wursthändler seinen Gegner. Schließlich versuchen beide es mit Versprechungen; der Paphlagonier:

„Ganz frisch gebackne Brote will ich bringen dir." (V. 1104 ff.)

Der Wursthändler:

„Ich bring' dir heißgerührte Küchelchen und dazu
Gebratnes; essen und nichts als essen heißt es jetzt."

Darauf erklärt Herr Demos:

„So sputet euch zu bringen, was ihr gesagt; denn ich
Will dem, der mir am meisten von euch beiden was
Zu gute tut, die Zügel der Pnyx jetzt anvertraun."

(Der Wursthändler und der Paphlagonier ab.)

Während der Abwesenheit der zwei Wettkämpfenden macht der Chor dem Herrn Demos den Vorwurf, daß er sich so leicht betrügen lasse:

„Zwar ist dir, o Volk, bestellt
Die herrlichste Macht der Welt;
Es fürchtet dich alle Welt
Als Herrn und Tyrannen!
Doch läßt du dich führen leicht,
Vom Hätscheln dich rühren leicht;
Die Redner, die staunst du an,
Und sitzend verlierst du dann
Den Witz in den Wolken!"

[1]) Im Jahre 424 v. Chr. aufgeführt.

Hierauf antwortet Herr Demos mit pfiffigem Gesicht, wobei er sich schmunzelnd über den Magen streichelt:

„Witz sitzt wohl in eurem Schopf
Nicht dick, wenn ihr ‚ohne Kopf‘
Mich nennt, da ich als ein Tropf
Mit Fleiß mich nur stelle.
Gepäppelt so täglich sein,
Das tut mir behäglich sein;
Auch halt ich so einen gern,
Der stiehlt, mir als meinen Herrn;
Hat der sich dann vollgestopft,
Leer wird er geklopft.“

Also selbst die Gauner, Diebe und Betrüger müssen dazu beitragen, dem ‚Volk‘ das Leben zu versüßen.

Inzwischen kommen der Wursthändler und der Paphlagonier, jeder mit einem großen gefüllten Eßkorbe, zurück. Um die Wette setzen sie dem Herrn Demos ihre schönen Speisen vor; der eine sucht den anderen zu überbieten. Schließlich wird die Entscheidung dadurch herbeigeführt, daß Herr Demos beide Eßkörbe untersucht; dabei zeigt sich, daß der Wursthändler wirklich alles hergegeben hat, und mit Pathos sagt der Herr Demos:

„Da dieser Kober hat als Volksfreund sich bewährt.“ (1215.)

Der Paphlagonier (Kleon) dagegen hat das Beste in seinem Korb zurückbehalten, weshalb Demos mit Entrüstung spricht:

„Daß dich! alles von guten Bissen voll!
Und was für 'nen Berg von Kuchen er sich beiseit' gesteckt!
Und bröckelte doch für mich nur so ein Bisselchen ab!“

Der Wettkampf endet damit, daß der Wursthändler allenthalben siegt:

Demos.
„Nun sag' mir, welchen Namen führest du?“

Wursthändler.
„„‚Gasserïcht‘,
Weil auf den Gassen ich schlecht und recht mich hab' ernährt.““

Demos.
„Dem Gasserïcht vertrau' ich also hinfort mich an.“

Aristophanes geht in dem Stück noch weiter: seinen athenischen Zeitgenossen führt er das Volk der Väter vor Augen, wie es zur Zeit des Miltiades und Aristides gewesen war. Er läßt

den Wursthändler über die Zauberkünste der Medea verfügen und den Herrn Demos verjüngen:

„Ich hab' Herrn Volk frisch auf dir gekocht,
Aus häßlich in schön ihn gewandelt." (V. 1321.)

Dem verjüngten Demos hält der Wursthändler dann ein Bild vor, wie schrecklich er geworden war: daß er den eigenen Nutzen überall höher gestellt habe, als das Gemeinwohl:

„Und meiner Seelen, schlugen dir so zwei Redner vor,
Der eine, neue Trieren zu baun, der andere,
Das Geld als Gerichtssold einzubehalten, sicher trug,
Der für den Sold sprach, über jenen den Sieg davon."

Demos.

„„Ich schäme bitter meiner früheren Fehler mich.""

Wursthändler.

„Du trägst ja nicht daran die Schuld, drum sorge nicht;
Nein, die dich verführten, so zu tun. Doch sag' mir jetzt,
Wenn irgend so ein schmieriger Anwalt wieder sagt:
‚Ihr habt, o Richter, fürder nicht das liebe Brot,
Wenn in diesem Prozesse nicht auf schuldig wird erkannt',
Was willst du künftig mit solchem Anwalt machen, sprich!"

Der Wettkampf endet damit, daß der Wursthändler Führer des Volkes sein soll und der Paphlagonier (Kleon) seine Macht verliert.

Vier Jahre nach dem Tode des Perikles ist diese Komödie „Die Ritter" in Athen aufgeführt. Wir sehen das Werben und Buhlen um die Gunst des allmächtigen, souveränen Volkes, wobei der eine den andern zu überbieten sucht. Entscheidend sind nicht Tüchtigkeit und Verdienste um das Gemeinwohl; sondern wer aus dem Staatssäckel dem Volk am meisten spendet, der ist der beste Volksfreund. Der Staat scheint nur noch dafür da zu sein, der Masse ein faulenzendes Dasein zu ermöglichen. Ja, im Volksgericht wird der Reiche für schuldig erklärt und verurteilt, weil sonst vielleicht das Geld für den Richtersold fehlt.

Ebenso machten die Athener es mit den Bundesgenossen; den reichen Leuten unter ihnen werfen sie Verrat vor und machen ihnen den Prozeß, um sie dann berauben und ausziehen zu können. In der Komödie „Der Friede" heißt es V. 634:

„Und sie zwickten von den Bündnern jeden reichen, rechten Mann
Mit dem Lügenvorwurf: ‚der da hängt dem Brasidas [1]) an‘.“

In einem Stück, welches nicht viel später aufgeführt ist (423/422), in den **‚Wespen‘**, verspottet Aristophanes die Prozeßwut der Athener.[2]) Die beiden Hauptpersonen der Komödie sind Kleobold und Haßkleon, Vater und Sohn. In dem Alten wird uns der verdorbene Sinn des heruntergekommenen Volkes vorgeführt, in dem Jungen ein Vertreter der modischen, junkerhaften, oligarchischen Gesellschaft. Der Vater ist von „dem Wahnsinn des Richtens“ behaftet und wird von dem Sohn eingesperrt gehalten; er soll nicht mehr richten. Da kommen die anderen Richter im Chor, als Wespen gestaltet, um ihren trefflichen alten Kollegen zur Sitzung abzuholen. Ihnen ist der Richtersold ein Erwerb; wir hören das Gespräch zwischen dem Chorführer und seinem kleinen Sohn, V. 300 ff.

Chorführer: „Denn ich hab' ja von dem Sold heut' im Gericht
Noch für drei Personen Brot
Und das Brennholz zu beschaffen;
Und du willst noch naschen!“

Knabe: „Doch bedenk', Vater, wenn heut nicht
Zu Gericht sitzet der Archon,
Wo, Papa, nimmst du denn Geld her
Zu dem Mittag? oder weißt du,
Wo du Vorrat, wo du Rat schaffst,
Wo du Brot schaffst in der Not?“

Chorführer: „Ei verwünscht das! ei verflucht das!
In der Tat, ich weiß bis jetzt nicht,
Wo zu essen herbekommen!“ —

Für Kleobold ist die Richtertätigkeit das größte Vergnügen; hier schwelgt er, der Repräsentant des Volkes, im Gefühl seiner Souveränität; hier kann er sich laben an

„der Verurteilten Not und Weinen und Flehn und Jammergeschrei
um Erbarmen.“ (390.)

---

[1]) Feldherr der Spartaner.

[2]) Bei der Rechtsprechung waren die zahlreichen Geschworenen zugleich Richter, ja oft zugleich Partei. Sie entschieden sowohl über Schuld als Strafe; gegen ihren Spruch gab es keine Berufung, keinen Kassationshof, kein Gnadengesuch; ihr Urteil war ein souveränes.

Zugleich zeigt uns der Dichter, wie in dem Volksstaat der Reichtum als solcher bekämpft wird, wie man mit scheelen Augen auf jeden sieht, der sich etwas Besseres kaufen kann, und ihn als Gegner der Freiheit und Gleichheit, als Tyrannen brandmarkt und anklagt. Haßkleon sagt V. 493 ff.:

„Wenn da einer Karpfen fordert und die Barsche liegen läßt,
Gleich beginnt der Barschenhöker nebenan sein laut Gebräst:
‚Seht, der Herr scheint einzukaufen zu der Tyrannis Stiftungsfest!‘
Oder kauft man Trippmadam [1]) ein zu 'ner Sauce am Klippenfisch,
Schielt das Petersilienweib gleich hin und keift höchst hökerisch:
‚Seht doch, Trippmadam verlangt er, sicher zum Tyrannentisch;
Ei, der Herr denkt wohl, Athen bringt Steur genug zu Sauce und Fisch?‘“

Er klagt V. 567, daß man ihm, weil er seinen Vater in die bessere Gesellschaft einführen wollte, gleich

„Vorwirft Klub, Komplott, Verschwörung, nach Tyrannis sichtlich Streben.“

Haßkleon will seinen Vater nicht freilassen, erklärt sich aber zu einem Redewettkampf mit ihm bereit für und wider die Vorzüge des Richtertums;

Kleobold beginnt:

Zuerst will er zeigen, daß die Gewalt der Richter „durchaus nicht minder als Königsgewalt sei“. Denn niemand sei gefürchteter als der Richter; V. 552 ff.:

„Denn zuerst, kaum hat er verlassen das Bett, so warten bereits an den Barren
Schlankadlige, mächtige Herren auf ihn; und kommt man ein weniges näher,
So reicht er die zierliche Hand mir hin . . .“

Voll Behagen sehen die armen Leute, aus denen meist das Volksgericht bestand, die Reichen zu ihren Füßen zittern; den aufgeblasensten adeligen und reichen Herren „fährt vor ihnen der Schreck in die Glieder“.

„Ja, der Erztotschreier, der Kleon selbst, nur an uns nicht wagt er die Zähne,
Nein, schüttelt die Hand uns, hütet uns fein und weht uns die Fliegen vom Kahlkopf . .“

Die Richter kümmern sich nicht um Gesetze; auch suchen sie keineswegs unparteiisch zu sein, vielmehr üben sie geradezu Klassenjustiz, indem sie alles, was reich ist, verurteilen.

[1]) Eine Art Porree.

Andrerseits beruft sich der arme Mann, wenn er angeklagt ist, auf die Interessengemeinschaft, die zwischen ihm und den Geschworenen bestehe. Andere suchen sich möglichst klein und arm hinzustellen:

„Ja, was gibt's noch Süßes und Schönes, das da nicht ein Richter zu hören bekäme?
Denn der eine beweiset, er sei blutarm, und fügt zu dem wirklichen Elend
Sich noch andres hinzu, bis der meinigen gleich er geschildert die eigene Armut . . ."

Während die Beamten, auch die Staatsherren über ihre Handlungen Rechenschaft ablegen müssen, ist das souveräne Volk in Volksversammlung und Volksgericht unverantwortlich; ja, es gibt keine Appellation, keinen Einspruch. Deshalb kann Kleobold voll Stolz sagen:

„Und wir tun das ohne Verantwortung, kein Amt noch Beamteter weiter."

Besonders herrlich und willkommen ist aber der Richtersold, V. 605 ff.:

„Doch das süßeste Glück für die trauernde Brust, beinahe vergaß ich's zu nennen!
Wenn ich komme nach Haus mit dem Sold vom Gericht, so eilen mir alle entgegen,
Liebkosen mich schön; denn ich habe ja Geld. Mein Töchterchen aber vor allen
Wischt ab mir den Staub und salbt mir die Füß' und beuget sich über mich, küßt mich,
Sagt ‚Herzenspapa' und fischt aus dem Mund den Triobolos [1]) mir mit dem Zünglein.
Auch kommt mein Frauchen und liebkost mich und bringet mir Plinzen mit Rührei
Und setzet sodann sich neben mich hin und nötigt mich: ‚Alterchen, iß doch!
Da, koste doch mal!' Des freuet sich dann mein Herz . . .
Das ist mein Schirm in jeglicher Not, mein Stecken und Stab in Gefahren."

Und damit möglichst alle Tage Gericht gehalten werden kann und die Geschworenen ihre 3 Obolen bekommen, wird in den einzelnen Sitzungen möglichst wenig erledigt. Um in der

[1]) 3 Obolen = 40 Pf., der Richtersold.

Volksversammlung ihre Wünsche durchzusetzen, beantragen die Redner in den Volksgerichten:

„Das Gericht zu entlassen, sobald es in einer Sache erkannt hat."

Triumphierend schließt Kleobold V. 619:

„Nun? hab' ich fürwahr nicht große Gewalt, fast ebenso groß wie der Zeus selbst?"

Dagegen sucht Haßkleon nachzuweisen, daß sein Vater keineswegs Herr, sondern nur Knecht sei. Haßkleon bleibt Sieger in dem Redewettkampf, und zwar dadurch, daß er dem Vater die Armseligkeit des Richtersoldes vorhält, ihm die verfluchte Zufriedenheit austreibt, ihn gegen die Führer und Beamten aufhetzt und ihm vorrechnet, daß die Geschworenen nicht einmal den 15. Teil des Staatseinkommens erhalten; voll Entrüstung ruft er: ‚wo bleibt aber das andere?' Ja, wollten die Herren und Führer, die sich so sehr mit ihrer Liebe zum Volke brüsten, wirklich volksfreundlich handeln, dann würden die armen Leute ganz anders leben, V. 706 ff.:

„Denn wollten dem Volke zu leben im Ernst sie verschaffen, so wär' es ein Leichtes.
Denn der Städte, die jetzt an euch den Tribut einzahlen, sind etwa ein Tausend;
Wenn nun jede von ihnen beauftragt würd', zu beköstigen zwanzig Athener,
So schwelgten die zwanzigtausend vom Volk ja in lauter gebratenen Hasen
Und mit festlichen köstlichen Kränzen zum Mahl und in Milch und Honig die Fülle,
Und genössen das Leben, wie Attisches Volk, Marathonische Sieger verdienen."

Der Alte wird bekehrt, und der weitere Verlauf der Komödie zeigt uns zwei Umwandlungen: Zuerst quält er sich in modischen Kleidern das Junkertum seines Sohnes an. Aber dies bildet nur den Übergang zu der Rückkehr zur guten alten Zeit. Wie in den ‚Rittern' der Herr Demos, so wird hier der alte Kleobold verwandelt in einen attischen Bauern, wie sie vor 50, 60 Jahren waren.

Die beiden Komödien, die ‚Ritter' und die ‚Wespen', ergänzen sich: Die eine zeigt uns die politische Volksherrschaft in

allen Angelegenheiten des Staates, die andere das souveräne Volk in der Rechtsprechung, im Gericht.

b) Der Zukunftsstaat:

Man könnte meinen, daß in Athen die Macht und der Einfluß des Volkes, und zwar des niederen Volkes, keiner Steigerung mehr fähig gewesen sei; der ‚Volksstaat‘ war bis in seine letzten Konsequenzen durchgeführt und verdiente bereits eher den Namen ‚Ochlokratie‘ als ‚Demokratie‘. Aber, wie wir bereits oben betont haben: in demselben Maße, wie die politisch-rechtliche Freiheit und Gleichheit zunahm, wuchs die wirtschaftliche Ungleichheit. Früher hatte die Masse des Volkes aus Kleinbauern bestanden; jetzt waren es besitzlose Proletarier, welche wenigen sehr Reichen gegenüberstanden; die dazwischen stehende Schicht, der Mittelstand, wurde immer kleiner. Für die Durchschnittsmenschen, besonders für die Besitzlosen, steht aber die Magenfrage im Mittelpunkt aller Interessen.

Die Zeit, in welcher Aristophanes lebte, gehört zu den interessantesten der Weltgeschichte. Das gesamte athenische Volksleben war in einer Gärung begriffen, war bis in seine tiefsten Tiefen aufgewühlt. Jahrelang tobte der Peloponnesische Krieg, der Krieg gegen die Spartaner; auf Zeiten tiefster Niedergeschlagenheit folgten Zeiten der kühnsten Hoffnungen, der weitgehendsten Pläne. Nicht minder bedeutend waren die inneren Kämpfe: nicht nur zwischen den politischen Parteien, sondern auch zwischen der guten alten und der neuen Zeit, zwischen dem alten Glauben und der modischen Aufklärung, zwischen der alten Einfachheit und dem neuen Prunk; die sittlichen und religiösen Zustände waren in einer großen Fäulnis; die Kluft zwischen arm und reich wurde immer weiter; die Zahl der Proletarier wuchs von Tag zu Tag. Es war eine Zeit geistiger Zerrissenheit, wo man mit den überlieferten Vorstellungen, Gebräuchen und Einrichtungen gebrochen hatte, ohne einen neuen festen Boden gefunden zu haben, auf dem man sicher stehen konnte. Kein Wunder, daß in solcher Zeit Weltverbesserer auftraten und Zukunftsbilder im Sinne der proletarischen Freiheits- und Gleichheitsgedanken ausmalten.

Aristophanes führt uns in mehreren Komödien solche Utopien vor. Im Jahre 414 bringt er die **‚Vögel‘** auf die Bühne. Die

Helden des Stückes sind der Aristokratenfresser ‚Hoffegut' und sein Genosse ‚Ratefreund', in dem zahlreiche Eigentümlichkeiten der damaligen Zeit vereinigt sind, vor allem sophistische Schlauheit und Projektenmacherei; er ist „ganz Kopf, ganz Umsicht, ganz Projekt, ganz Spekulation". Die beiden Freunde wandern aus Athen aus

„Und suchen nach einem unbekümmerten Stückchen Welt,
Dort hingestiftet zu leben bis an ihr selig End." (44 f.)

Den Kuckuck fragen sie V. 119 f.:

„Kannst du uns nennen die wohlige Stadt,
Wo man reich und warm in der Welt sitzen und wohnen kann,"

einen Ort, wo man kein Geld nötig hat, also auch keine Schulden zu bezahlen braucht, wo es keinen Lug und Trug gibt, wo bessere Lebensbedingungen herrschen als in Athen; wo die allerwichtigsten Dinge folgender Art wären:

„An meine Tür pocht Morgens früh ein guter Freund
Und redet so: ‚Beim Olympischen Zeus beschwör' ich dich,
Kommt heut' zu mir, du und deine Kinderchen,
Sobald sie gebadet; ich hab' nen Hochzeitsschmaus daheim . . ."

Durch eine Zauberwurzel werden die Auswanderer beflügelt; sie gründen im Reich der Lüfte mit den Vögeln eine neue Stadt, welche sie ‚Wolkenkuckucksheim' nennen.

Eine Ergänzung zu den ‚Vögeln' bildet die berühmte Kommunistenkomödie, die **‚Ekklesiazusen'** oder die Weiberherrschaft, welche Aristophanes wahrscheinlich 392 v. Chr. aufgeführt hat. Hier verpflanzt der Dichter das Wunschland Schlaraffia unmittelbar auf den attischen Boden und läßt die proletarischen Wünsche Wirklichkeit werden.

In der Frühe des Morgens, da es noch dunkel ist, versammeln sich heimlich die Frauen Athens in Männerkleidern, Männerschuhen, mit falschen Bärten geschmückt, um Praxagora, ihre Führerin und Anstifterin. Sie wollen als Männer frühzeitig die Volksversammlung besuchen und durch Majoritätsbeschluß das Steuer der Regierung an sich reißen. Was sie zu diesem mutigen Schritt veranlaßt, ist die traurige Lage des Staates, des geliebten Vaterlandes: Alles sei verkehrt; die Führung des Staates sei in den schlimmsten Händen. Praxagora sagt V. 174 ff.:

„Ernstlich nun bekümmert mich
Und drückt des Vaterlandes Lage das Herz mir gar.
Als Führer nämlich hat es, seh ich, immerdar
Nichtsnütz'ge Leute; ja, war jemand einen Tag
Achtbar, so ist er zwanzig Schurke zwanzigfach;
Ruft man 'nen andern, ärger treibt er's hundertfach!
So mißvergnügtem Volk zu lenken seinen Sinn,
Ist freilich schwer; wer wohl euch will, den fürchtet ihr;
Wer's übel meint, dem gebt ihr euch demütigst hin.
Nicht war ein Erwerbszweig sonst die Volksversammlung hier,
Nichts gab's von Löhnung . . .“

Sie klagt, daß die einzelnen Bürger nur an ihren Gewinn dächten und auf Kosten der Gesamtheit gefüttert werden wollten, während für die notwendigsten Staatsaufgaben das Geld verweigert würde, V. 206 ff.:

„Des Staates Gelder braucht ihr auf zu Sold und Lohn,
Stets sorgend, was der eignen Tasche Vorteil bringt,
Indes der Staat ganz lendenlahm so weiter hinkt.“

Der Chor ergänzt diese Klagen und sagt, die Leute, die sich früher gar nicht um die öffentlichen Angelegenheiten kümmerten, drängten sich jetzt in die Volksversammlung, damit ihnen die 3 Obolen nicht entgingen; sie faßten die Beschlüsse über des Staates Wohl und Wehe. Früher war es anders, da

„Hätte sich niemand je
Erniedriget, Staatesdienst
Zu brauchen als Geldverdienst . .
Jetzt sprechen sie Mann für Mann,
Wenn Pflicht sie dem Staat getan,
Gleich ihren Triobel an,
Taglöhnern vergleichbar!“

Im nächsten Akt hören wir, daß in der Volksversammlung durch die Majorität der als Männer verkleideten Frauen der Beschluß zustande gekommen ist, den Weibern das Regiment zu übergeben:

„es schien, daß dies allein noch nicht
In Athen versucht sei.“ (456.)

Darauf läßt der Dichter die zurückkehrende Praxagora auseinandersetzen, wie bei der Weiberherrschaft alles anders und besser würde:

„Bei Aphrodite, glücklich wird dann sein die Stadt
Für alle Zukunft!“ (558.)

Alles Unrecht, Neid, Zank und Streit hören dann auf; Armut und Not gibt es nicht mehr, auch keine Prozesse. Sie hat nur die eine Furcht und Besorgnis, das Volk möchte nicht für den Fortschritt zu haben sein. Aber ihr Mann, der Blephyros, beruhigt sie:

„Um den Fortschritt sei nicht weiter besorgt; denn es herrscht Fortschreiten und Neuern
Und Verachten des Altherkömmlichen hier als wahrer und einziger Herrscher!“

Und nun entwickelt Praxagora ihre kommunistischen Pläne, Güter- und Weibergemeinschaft, 588 ff.:

„So sprech' denn niemand gegen mich eh'r und stör' unterbrechend den Vortrag,
Bis er ganz einsieht, wie der Plan denn ist, und die Rede zu Ende gehört hat.
Wie mir scheint, muß alles Gemeingut sein, teilnehmend ein jeder an allem,
Vom Gemeingut jeglicher leben, und nicht der reich sein und jener ein Bettler,
Nicht der viel Felder besitzen, indes für ein Grab selbst jenem der Platz fehlt,
Noch von Sklaven ein Heer dem dienen, indes nicht ein Knecht jenem gehöret;
Nein, jeglichem werde dasselbe Geschick und Gemeinschaft allen bereitet! . . .

So schaff' ich denn erstens den Acker
Zu Gemeingut um und das sämtliche Geld und was sonst noch jeder Besitz hat.
Aus diesem Gemeinschatz werden wir Fraun euch Männer ernähren und kleiden,
Ihn verwaltend mit Fleiß und mit Sparsamkeit und Rechnung legend von allem.“

Alle Einwände, welche ihr Gatte Blephyros macht, weist sie siegreich zurück. Sie erklärt: Wer seine Habe nicht abgeben wolle, würde bald einsehen, daß es gar keinen Zweck mehr habe und keinerlei Vorteil bringe, Privateigentum zu besitzen, V. 605 ff.:

„Denn alle haben ja alles,
Brot, Kuchen, Gemüs', Fleisch, Fische, Gewand, Wein, Kränze, Rosinen und Mandeln;
Was gewinnt er denn nun, wenn er nicht einzahlt? ja, denk' es dir durch und belehr' uns!“

Wie das Ackerland und das Geld, so werden auch die Frauen Gemeingut. Auf die Frage des Blepyros

„Wie richtest du denn uns die Häuslichkeit ein?"

antwortet Praxagora:

„Auch sie ist allen gemeinsam;
Denn die Stadt wird ein Haus bilden; hinweg wird alles gebrochen, daß jeder
Zu dem anderen stets frei Zugang hat."

Natürlich herrscht in einem solchen Staat eitel Harmonie und Eintracht; gestohlen wird nicht mehr; Prozesse gibt es nicht mehr. Deshalb erhalten die Gerichtshöfe jetzt eine andere Bestimmung, V. 683 ff.:

„Auf den Markt hin stell' ich die Urne,
Beim Harmodiosbild, und bescheide das Volk und lasse sie männiglich losen,
Bis ein jeder vergnügt zu dem Richthof eilt, wo die Nummer zum Essen ihn hinweist.
Und der Herold ruft: ‚die von Numero B, die werden sich alle gefälligst
In die Königshalle begeben zu Tisch; die von D in die Halle daneben,
Die von Numero S sind unter der Stadt in der Halle der Mehlmagazine." [1])

Trotzdem muß Praxagora zugeben, daß in dem neuen Staate Fälle vorkommen können, in denen Strafen notwendig sind; aber sie ist nicht verlegen: Wer sich ungebührlich benimmt oder wer im Kriege feige ist, wird mit dem bestraft, worum sich im Zukunftsstaat alles dreht, mit dem Essen. Blepyros fragt:

„Wenn einer mich schlägt, der berauscht vom Gelag heimkommt, und wegen Mißhandlung
Mich entschädigen soll, wo nimmt er es her?"

Praxagora antwortet:

„Das büßet er ab an der täglichen Kost; wenn wir die ihm gehörig beschneiden,
So wird ihm die Lust an dem Prügeln vergehn, die er so mit dem Magen gebüßt hat."

---

[1]) Die Gerichtshöfe Athens waren mit Buchstaben bezeichnet; die Geschworenen zogen aus der Urne ein Täfelchen mit dem Buchstaben, der sie zu dem betreffenden Gerichtshof wies.

V. 679 ff. heißt es, daß schöne Knaben bei den festlichen Gelagen herrliche Lieder singen:

„Den preisend, der kühn in der Schlacht sich bewährt, des spottend,
der feige davonlief,
Daß er schamrot nicht sich geselle zum Mahl."

Natürlich drängt sich nun von selbst die Frage auf: „Wer soll denn arbeiten?" Die Antwort darauf ist besonders charakteristisch; sie zeigt, daß dieser proletarische Sozialismus und Kommunismus nichts weiter ist als der krasseste Individualismus und Egoismus. Damit die Bürger in Schlaraffia faulenzen, müssen die Sklaven arbeiten; für sie gilt die allgemeine Gleichheit und Brüderlichkeit nicht; sie werden ausgeschlossen, und zwar nicht nur von der Gütergemeinschaft, sondern es wird auch ausdrücklich betont, daß die Sklavinnen zu den Sklaven gehören und in Zukunft nicht in den Herzen der Bürgersöhne den Bürgerinnen den Platz streitig machen dürfen. Auf die Frage des Blephyros:

„Doch das Feld, wer soll es in Zukunft baun?"

antwortet Praxagora:

„Das bestellen die Sklaven; für dich bleibt
Nur das eine Geschäft, wenn der Schatten sich streckt, dich geschmückt zum
Gelag zu begeben."

Im nächsten Akt sehen wir, wie die Bürger ihr Hab und Gut herbeischleppen, um es dem Befehl entsprechend abzuliefern; jeder Privatbesitz soll ja aufhören. Dabei unterläßt es der Dichter nicht, einen schlauen Bürger vorzuführen, der wohl alle Vorteile des neuen Staates mitgenießen und mitlöffeln will, aber nicht daran denkt, sein Eigentum abzugeben, V. 747 ff.:

„Ausliefern meine Sachen sollt' ich? müßte ja
Ein rechter Narr sein und von Sinnen obendrein!
So wahr Poseidon, das geschieht nicht! will mir erst
Die Sache noch bedenken und bei Licht besehn!
Nein, meinen sauren Schweiß und bißchen Sparsamkeit
Bedank' ich mich um nichts und wieder nichts so fort
Zu schmeißen, eh' ich zugesehen, wie die Sache steht . . .
Denn glaubst du, jemand, ist er nicht von Sinnen, wird
Ausliefern? Das ist nicht bei uns Herkommen; nein,
Nur nehmen muß man; tun's doch auch die Götter so."

Unterdessen tritt eine Heroldin auf, um die Bürger zum ersten gemeinsamen Schmaus einzuladen, V. 834 ff.:

„Ihr Bürgerinnensöhne — denn so heißt ihr jetzt —
Auf, eilet zur Regentin, die wir eingesetzt,
Damit das Glück des Loses allen, Mann für Mann,
Verkünden möge, wo er heute speisen kann!
Es sind die Tafeln allzumal bereitet schon,
Die Küch' und Keller weidlich ausgebeutet schon;
Man reicht die Becher; reihentlang stehn hinterm Tisch
Die Salbenmädchen; schon am Feuer ist der Fisch,
Der Hase bratet, und der Kuchen im Ofen backt;
Man wickelt Kränze, und die Aschkastanie knackt;
Von jungen Mädchen wird ein Schnepfenklein gehackt . . .
Auf, auf! geschwind! man bringt das Essen schon hinein!
Ihr braucht den Mund nur aufzumachen, so fliegt's hinein!"

An diesem Schmaus will natürlich der Bürger ‚Kehrdichnichtdran' nach Kräften teilnehmen, ohne etwas abzuliefern, V. 872 ff.:

„Beim Vater Zeus! jetzt gilt es eine List,
Damit ich mein Vermögen behalten, aber doch
Bei diesem allgemeinen Schmaus mitlöffeln kann!
Da ist ein Licht mir aufgegangen! hingeeilt!
Dreist hingesessen, mitgegessen, unverweilt!"

An einer bösen Klippe droht aber der ganze Kommunistenstaat zu scheitern, und gerade dies hat Aristophanes mit drastischer Komik auf die Bühne gebracht. Wohl ist es gelungen, alles zu nivellieren; aber in einem Punkt ist und bleibt die Natur ungleich und aristokratisch: es gibt alte und junge, häßliche und schöne Weiber und Männer. Natürlich begehren die Männer nur die jungen, schönen Frauen, und die Frauen richten ihre Augen auf die frischen, stattlichen Jünglinge. Damit das Prinzip der Gleichheit gewahrt bleibe, ist hier der erste Eingriff, die erste Beschränkung der Freiheit notwendig; Praxagora sorgt dafür, daß die Alten und Häßlichen nicht leer ausgehen. Das führt zu den lächerlichsten Konflikten: einem schmucken Jüngling wird der Weg zu seiner jungen Geliebten gesperrt, indem eine alte Frau nach der anderen, die folgende immer häßlicher als die vorige, ihn für sich beansprucht. „Der Jüngling ist übel dran." Es hilft ihm nichts, daß er V. 941 voll Verzweiflung ausruft:

„Nimmer ertragen kann solches ein freier Mann."

Auch die Komödie **‚Der Reichtum'** handelt von einer Weltverbesserung. Augenblicklich ist alles verkehrt und auf den Kopf gestellt: die Schurken sind reich und leben herrlich und in Freuden; die ehrlichen Leute müssen sich abrackern und bringen es doch zu nichts. Deshalb hat sich ein armer Schlucker, der alte Bauer Chremylos, auf nach Delphi gemacht und den Orakelgott befragt; er erzählt selbst darüber V. 28 ff.:

„Ich nämlich, ein frommer und gerechter Mann, du weißt,
War arm und lebte kümmerlich . . .
Reich sah ich andre, Tempelräuber, Rednervolk,
Betrüger, Sykophanten, Schurken . . .
Deswegen anzufragen ging ich hin zum Gott,
Wohl überzeugt zwar, daß mir armen Manne selbst
Beinah des Lebens Tage schon verflossen sind,
Jedoch für meinen Sohn noch ('s ist mein einziger),
Zu erfragen, ob er ändern sollte seine Art
Und ein Schurke werden, gottlos, heillos ganz und gar,
Da dies zum Leben förderlich heutzutag mir schien."

Der Gott erhört den Bauer und gibt ihm einen alten blinden Mann mit; an den solle er sich halten und ihn bereden, ihm nach Hause zu folgen. Nach langem Drängen gibt sich dieser Mann zu erkennen: es ist der Gott ‚Reichtum', den Zeus blind gemacht habe, damit er die Menschen nicht unterscheiden könne. Dem Hause des Chremylos ist jetzt Heil widerfahren; er und sein Sklave Karion sind sich einig darüber, daß das Geld, der Reichtum, die Welt beherrsche, ja noch mächtiger sei als Zeus. An allen Dingen bekomme der Mensch Überdruß, nur nicht am Geld, V. 193 ff.:

„Doch deiner satt geworden ist noch nie ein Mensch;
Nein, wenn ein dreizehn schwere Talente jemand hat,
So wünscht er sechzehn erst mit rechter Gier sich voll;
Wenn er die gewonnen, geht es auf die vierzig los;
Sonst sei ihm das Leben, sagt er, nicht mehr lebenswert."

Karion ruft die Genossen seines Herrn, die übrigen Bauersleute, herbei und spricht:

„Die ihr bisher gelebt in Frost und in Beschwerden,
Ihr sollt, von Stund an dessen frei, gar schön und glücklich werden."

Aber jemand ist mit dieser Veränderung der Dinge recht unzufrieden; es ist ‚die Armut‘, ein altes Weib, das sich bitter über ihre Zurücksetzung beschwert. Sie sucht nachzuweisen, daß sie allein die Ursache von allem Guten in der Welt sei; sie mache die Menschen tüchtig an Körper und Geist. — Aber Chremylos und Karion sind anderer Meinung und behaupten: wenn erst die Armut aus der Welt sei, so würde lauter Glück, Friede und Harmonie herrschen. Chremylos sagt V. 500 ff. zu der ‚Armut‘:

„Denn wie sich das menschliche Dasein jetzt uns allen gestaltet und darstellt,
Wem muß es am Ende ein Unsinn nicht, wem nicht wie Verrücktheit erscheinen?
Denn viele, die Schurken in Wahrheit sind, reich sind sie und froh des Besitzes,
Den mit Unrecht gar sie zusammengescharrt; und wieder die Guten und Besten
Not leiden sie, essen ihr kümmerlich Brot, sind dir fast immer gesellet.
Ich behaupte demnach: ist aus es mit dir, wenn wieder der Reichtum sehn kann,
So bringt der, welcher den Weg auffand, den Menschen die köstlichste Gabe.“

Die Armut wird verjagt; umsonst ruft sie aus:

„O ihr werdet dereinst mich hierher, mich zurück
Noch rufen, ihr zwei!“

Alles Unglück rührt nach Ansicht des Chremylos und des Karion davon her, daß der Gott ‚Reichtum‘ blind ist; es gilt also, ihn wieder sehend zu machen. Sie gehen deshalb in den Tempel des Götterarztes Asklepios, und hier geschieht das Wunder. Karion erzählt den Hergang ausführlich der Frau des Chremylos. Dann kommt der ‚Reichtum‘, kniet nieder und spricht:

„Und kniend bet' ich dich zuerst an, Helios!
Dann dein, du hehre Pallas, vielberühmt' Gefild
Und alles Kekropsland umher, das auf mich nahm!
Ich aber schäme meines Mißgeschickes mich,
Zu was für Leuten, ohn's zu merken, ich mich hielt;
Die aber würdig meines Umgangs waren (o!),

Die floh ich . . .
Doch alles das nun umgestaltend ganz und gar
Will ich in Zukunft zeigen allen Sterblichen,
Daß wider Willen ich den Schlechten hin mich gab.“ (771 ff.)

Die ganze Welt ändert sich; nur, die bisher auf Kosten anderer mächtig und reich waren, erheben bittere Klage.

B. Die Sozialphilosophen.

Es ist eine kleine Zahl von wichtigen Problemen, welche seit dem Anfang des 6. Jahrhunderts die griechischen Philosophen beschäftigen und zu immer neuen Untersuchungen und Antworten anregen:

die Frage nach dem Anfang, dem Urstoff;
die Frage nach dem Wahrhaft-Seienden;
dem Sein und Werden;
die Frage nach dem höchsten Gut, das die Menschen wahrhaft glücklich mache.

Hiermit im Zusammenhang steht seit der 2. Hälfte des 5. Jahrhunderts die Frage nach dem **Naturzustand.**

Wie im 18. Jahrhundert n. Chr. immer wieder der Ruf erscholl „Rückkehr zur Natur“; wie man glaubte, nicht nur auf den Gebieten der redenden und bildenden Künste, sondern auch in Staat, Kirche, Gesellschaft, Handel und Verkehr nur dann zu gesunden Verhältnissen gelangen zu können, wenn man sich von der Unnatur frei mache; wie man alles, was „natürlich“ sei, auch für allein „vernünftig“ erklärte und „Natur“ und „Vernunft“ gleichsetzte: genau so wurden die alten griechischen Denker immer von neuem zu der Frage nach dem Naturzustand geführt. Man fragte, ob etwas *φύσει* oder *θέσει* entstanden sei, „durch Natur oder durch menschliche Satzung“.

Vom 5. Jahrhundert v. Chr. bis heute stehen sich die individualistische und sozialistische, oder, was hier dasselbe bedeutet, die materialistische und idealistische Auffassung vom Naturzustand gegenüber. Die erstere hat vom historischen Standpunkte aus recht, daß die Menschen von einem tierähnlichen Zustand sich allmählich entwickelt haben; die anderen

reden von einem gottähnlichen Urzustand. Aber welch verschiedene Bedeutung gewann bei ihnen die Forderung „Rückkehr zur Natur"! Den einen war es Rückkehr zum Tier; den anderen Rückkehr zu Gott. Wir haben gesehen,[1]) wie die Sophisten und wie ein Kallikles, ein Alkibiades die rücksichtslose Herrschaft der Starken über die Schwachen, Gewalt, Überlistung und Ausbeutung für das Natur- und Vernunftgemäße, dagegen die Tugenden, Gerechtigkeit, Mäßigung, Wahrhaftigkeit, Nächstenliebe, für eine Erfindung der Toren und Schwachen erklärten. Solchen Lehren stellten Sokrates-Plato, Aristoteles, Zeno und die Vertreter der Akademiker, Peripatetiker, Stoiker ihre sozialistische Auffassung vom Naturzustande entgegen. Auch sie wollen an Stelle der θέσις die φύσις setzen, an Stelle des positiven Rechts das Naturrecht. Aber sie kehren die Sache völlig um: das positive Recht sei von Selbstsucht und Unwissenheit gegeben; nicht Egoismus, sondern Altruismus sei das Naturgemäße und Vernünftige. ‚Rückkehr zur Natur' bedeutet ihnen ‚Rückkehr zu dem Frieden', der Einfachheit und Genügsamkeit des „goldenen Zeitalters."

I. Plato.

1.

Mit leidenschaftlichem Eifer kämpft Plato gegen die traurigen politischen Zustände seiner Zeit, und zwar mit gleicher Heftigkeit gegen die beiden Entartungen der Freiheit:

gegen die kapitalistische Ausbeutung, die Plutokratie;
gegen die Herrschaft der Masse, die Ochlokratie.

Besonders wichtig ist für uns das achte Buch von Platos ‚Staat'. Hier stellt Sokrates, dem Plato alle seine Gedanken in den Mund legt, dem eigenen Staatsideal vier Staatsformen gegenüber, die sich in den hellenischen Städten finden:

1. die kretisch-lakonische Staatsform,
2. die Oligarchie (Plutokratie),
3. die Demokratie (Ochlokratie),
4. die Tyrannis.

---

[1]) Vgl. S. 43 ff.

Er läßt diese Staatsformen eine aus der anderen entstehen; es sind „vier Krankheiten" des Staates, eine immer schlimmer als die vorige. Die Ursache der Entartung, der Krankheit liegt in dem Verlust des Grundprinzips des Sokratischen Staates, der **Bruderliebe.**

Ich beschränke mich im folgenden auf die Abschnitte, die von der Oligarchie und Demokratie handeln; Plato hat da offenbar überall die athenischen Verhältnisse im Auge und übt an ihnen eine scharfe Kritik.

In VIII, 6 heißt es: „Die Oligarchie beruht auf der Vermögensschätzung; die Reichen herrschen, die Armen haben keinen Anteil an der Regierung . . .

„Die Erwerbsgier wächst. Reichtum steht allein im Ansehen, und der Reiche wird gepriesen, bewundert, gelangt zu den höchsten Stellen. Um so weniger wird die Tugend und ‚der Gute' geachtet, und der Arme wird verachtet . . .

„Es wird ein Gesetz erlassen und eine Geldsumme bestimmt (wo die Oligarchie streng ist, eine größere Geldsumme; wo sie weniger streng ist, eine geringere) und beschlossen, daß niemand Zutritt zu den Ämtern haben soll, dessen Vermögen diese Summe nicht erreicht. Dies setzen sie entweder mit Waffengewalt durch oder erreichen durch Schreckmittel ihr Ziel."

Im folgenden Kapitel zählt Sokrates die Hauptfehler dieser Verfassung auf:

„Der erste Fehler liegt in der Vermögensgrenze selber. Würde man auch den Steuermann eines Schiffes nach dem Vermögen auswählen und dem Armen das Steuer nicht anvertrauen, auch wenn er mehr davon verstände?[1])

Der zweite Fehler ist nicht weniger groß; denn ein solcher Staat ist nicht einheitlich, sondern besteht aus zwei Staaten, dem Staat der Armen und dem der Reichen, die zusammen wohnen und doch stets einander nachstellen . . . Deshalb sind sie eigentlich nicht imstande, Krieg zu führen. Denn wenn die Besitzenden die Massen unter die Waffen rufen, haben sie zu fürchten, daß ihnen diese gefährlicher werden könnten, als der äußere Feind; wenn sie ihnen aber keine Waffen geben, so sind sie dem äußeren Feind nicht gewachsen. Auch scheuen sie finanzielle Opfer, weil sie zu sehr am Geld hängen . . .

„Der allergrößte Fehler aber ist folgender: Es besteht absolute Freiheit des Kaufs und Verkaufs der Güter . . . Übermäßig Reiche und völlig Besitzlose stehen sich gegenüber . . . Wie in der Honigwabe als eine Krankheit des Bienenstocks sich die nichtstuenden Drohnen bilden, so entwickelt sich auch im Staate ein Drohnentum (Müßiggänger und Verschwender, die nicht arbeiten, sondern nur verzehren), ein Krebsschaden der

---

[1]) Der Vergleich des Staates mit einem Schiff kehrt immer wieder.

Gesellschaft, noch schlimmer als im Bienenstaate. Denn die geflügelten Drohnen hat die Gottheit wenigstens stachellos geschaffen; die menschlichen Drohnen aber sind teils stachellos, teils mit gewaltigen Stacheln versehen. Die ersteren werden Bettler, die anderen Verbrecher, Diebe, Beutelschneider, Tempelräuber und Anstifter aller sonstigen Schandtaten . . ."

Dem oligarchischen Staat entspricht der oligarchische Mensch; von ihm sagt Sokrates im 8. Kapitel:

„Er setzt die Begierde und Gewinnsucht (das ἐπιθυμητικόν) auf den Thron, macht sie zum Großkönig in seinem Herzen und schmückt sie mit Stirnbinden, goldenen Ketten und Ehrensäbeln. Die Vernunft (λογιστικόν) und den Willen (θυμοειδές) erniedrigt er und stellt sie in den Dienst seiner Gewinnsucht (des ἐπιθυμητικόν).[1]) Denn die ‚Vernunft' läßt er auf nichts anderes denken und sinnen, als wie man sein Geld vermehrt, und den ‚Willen' läßt er nichts anderes bewundern und rühmen, als Reichtum und reiche Leute, und in nichts anderem seine Ehre suchen, als in Erwerb von Geld und in Dingen, die zu Geld verhelfen."

Der Gewinnsucht der oligarchischen Menschen entspricht ihr Geiz und ihr Mangel an Opferfreudigkeit. Sie haben kein Bildungsinteresse, und es entstehen in ihnen drohnenartige Begierden, sobald sich ihnen — z. B. bei Verwendung fremder Gelder, bei Verwaltung von Vormundschaftsgeldern — Gelegenheit bietet, straflos unrecht zu tun. Freilich verstehen sie es, zur rechten Zeit ihre schlechten Neigungen gehörig im Zaum zu halten und als redliche Geschäftsleute zu erscheinen.

Durch den Mangel an σωφροσύνη (Selbstbeherrschung), durch die ‚unersättliche Gier' nach Reichtum stürzt sich die Oligarchie selbst ins Verderben. Infolge der schrankenlosen wirtschaftlichen Freiheit wächst die Zahl der Drohnen, der Bettler und Verbrecher. Die herrschenden Geldleute denken nicht daran, durch Gesetze gegen die Verschwendung und gegen den Wucher vorzugehen, um eine Gesundung der Verhältnisse herbeizuführen. Im Gegenteil:

„Sie schleudern auf jeden, der sich ihnen preisgibt, den Pfeil des Geldes, werfen ihm geradezu die Darlehen zu, ziehen hohe Zinsen (‚Kinder des Kapitals') ein und vermehren die Zahl der Drohnen und Bettler."

So gibt es schließlich im Staate nur wenige übermäßig Reiche und viele Armen. Die Armen

„sitzen, mit Stacheln bewehrt, im Staate. Teils stecken sie in Schulden, teils haben sie nicht mehr das volle Bürgerrecht, teils ist beides der Fall.

---

[1]) Plato unterscheidet drei Seelenkräfte: λογιστικόν, θυμοειδές, ἐπιθυμητικόν.

Sie sind alle haßerfüllt und brüten über Anschläge gegen die, welche sie um das Ihrige gebracht haben, wie überhaupt gegen alle Welt: begierig lauernd auf einen allgemeinen Umsturz."

Die Reichen denken an nichts anderes als Gelderwerb und bemühen sich um die wahre Tugend ebenso wenig wie die Proletarier. Ihre Söhne und Enkel aber entarten durch Schwelgerei, Trägheit und Verweichlichung:

„sie scheuen jede körperliche und geistige Arbeit; es fehlt ihnen an Festigkeit der Lust und dem Schmerz gegenüber; überhaupt sind sie nicht leistungsfähig."

Über den Übergang zur Demokratie sagt Sokrates:

„Wenn nun unter solchen Verhältnissen Herrschende und Beherrschte miteinander in nähere Berührung kommen (auf Reisen oder anderen gemeinsamen Unternehmungen, wie Wallfahrten oder Feldzügen, als Schiffs- oder Zeltgenossen) und wenn dann mitten in Gefahren der eine den anderen beobachtet und der Reiche keineswegs verächtlich auf den Armen herabschaut, der hagere, sonnverbrannte Arme aber oft den im Schatten aufgewachsenen, von fremdem Fleisch fett gewordenen Reichen in Not und Beschwerden sieht: soll ihnen da nicht der Gedanke kommen, solche Leute seien nur durch ihre Schlechtigkeit reich? und wird da nicht der eine dem anderen zuflüstern, wenn sie unter sich sind: ‚Männer gelten bei uns nichts'? . . .

Und wie ein geschwächter Körper nur eines geringen Anstoßes bedarf, um zu erkranken, ja sogar bisweilen ohne äußeren Anlaß in Hader mit sich selbst gerät, so ergeht es auch dem Staate. Ein geringer Anlaß genügt: entweder holen die einen aus einer oligarchischen oder die andern aus einer demokratischen Stadt Hilfe herbei, und die Krankheit, der Bürgerkrieg, ist da. Manchmal kommt der Hader ganz ohne äußeren Anlaß.

Wenn dann die Armen siegen und einen Teil ihrer Gegner töten, einen anderen verjagen und dem Rest gleiche Rechte am Staat und gleichen Zutritt zu den Ämtern gewähren, so ist die Demokratie da, und meistens werden die Ämter darin erlost."

Im 11. Kapitel redet Sokrates von dem Unfug, der in demokratischen Staaten mit dem Worte ‚Freiheit' getrieben wird:

„Vor allem ist man frei. Der Staat ist voll Freiheit und Freimütigkeit, und jeder Bürger kann tun, was er will; jeder kann auch sein Privatleben nach Willkür einrichten.[1])

Infolgedessen finden sich da die verschiedensten Menschen, und ein solcher Staat scheint am schönsten zu sein. Denn er sieht mit seinen verschiedenen Sitten aus, wie ein buntes Gewand, das mit allen möglichen Farben be-

---

[1]) Die griechischen Ausdrücke sind sehr bezeichnend: *ἐλευθερία, παρρησία, ἐξουσία.*

stickt ist, und, wie unreife Kinder und putzsüchtige Weiber, werden viele ihn für den herrlichsten erklären . . .

In diesem Staate zwingt dich keiner, ein obrigkeitliches Amt zu übernehmen, auch wenn du die Fähigkeit dazu hast. Ebensowenig brauchst du dir etwas befehlen zu lassen, wenn du nicht willst; brauchst nicht in den Krieg zu ziehen, wenn Krieg ist, und brauchst nicht Frieden zu halten, wenn die anderen Frieden halten, du aber keine Lust zum Frieden hast; ja, auch wenn die Gesetze dich hindern, ein Staatsamt oder richterliches Amt zu bekleiden, so kannst du doch Staatsmann und Richter sein, falls es dir einfällt. Ist nicht eine solche Lebensführung göttlich schön — für den Augenblick?"

Im demokratischen Staat kümmert man sich weder um Richter und Richterspruch, noch um die Erziehung der Jugend zum Guten:

„Hast du noch nicht bemerkt, daß Leute, die zum Tode oder zur Verbannung verurteilt waren, in der Stadt blieben und sich frei unter den anderen bewegten, ja daß mancher wie ein Held daherstolzierte, ohne daß jemand sich darüber aufregte? . . .

Der demokratische Staat fragt nicht danach, welche Vorbildung man zum Staatsleben mitbringt; er gibt jedem Ehrenstellen, der behauptet, er meine es gut mit der Menge . . .

Die Demokratie ist also eine angenehme, herrscherlose und bunte Staatsform, welche eine Art ‚Gleichheit' Gleichen und Ungleichen zuteilt."

Es ist offenbar, daß Plato bei diesen Ausführungen an die traurigen Zustände seiner eigenen Zeit denkt. Verhängnisvoll war das Fehlen einer starken Staatsgewalt, und auch im demokratischen Staate herrschte ein extremer Individualismus und Egoismus. Die Freiheit führte zur Willkür, Zügellosigkeit und zu einer Umwertung aller moralischen Begriffe:

„Die ‚Scham' nennen sie ‚Einfalt' und verbannen sie aus der Stadt; die ‚Besonnenheit' nennen sie ‚Unmännlichkeit' und jagen sie mit Fußtritten hinweg; ‚Mäßigkeit' und ‚Sparsamkeit' nennen sie ‚bäurisch' und ‚unfrei' und verweisen sie außer Landes, wobei viele nichtsnutzige Begierden ihnen behilflich sind . . .

Und wenn sie dann die Seele des Eingefangenen von diesen Dingen entblößt und ihm die großen Weihen gegeben haben,[1]) so führen sie ‚Übermut, Zügellosigkeit, Verschwendung, Schamlosigkeit' in feierlichem Zuge zurück;[2]) sie singen Preislieder und geben ihnen herrliche Namen: ‚Übermut' nennen sie ‚Bildung', ‚Willkür' ‚Freiheit', ‚Verschwendung' ‚Kunst', ‚Schamlosigkeit' ‚Männlichkeit'. So werden die schändlichsten Lüste freigelassen."

---

[1]) Als wenn sie jetzt in eine neue religiöse Genossenschaft aufgenommen würden.

[2]) Die früher verbannt waren.

Auch die Demokratie geht an der Übertreibung ihres Prinzips zugrunde. Wie infolge der Überschätzung des Reichtums und des Geldes an die Stelle der Oligarchie die Demokratie trat, so führt in der Demokratie das Übermaß der Freiheit, die *ἀπληστία τῆς ἐλευθερίας*, schließlich zur Tyrannis:

„Wenn dieser freiheitsdurstige demokratische Staat böse Weinschenken[1]) findet und er an der ungemischten Freiheit sich berauscht hat, dann wirft er allen, die ein obrigkeitliches Amt haben und nicht ganz nachgiebig sind, vor, sie seien schmutzige Oligarchen, und bestraft sie. Und wer der Obrigkeit gehorcht, den beschimpft man und nennt ihn einen freiwilligen Sklaven. Sie verlangen Gleichstellung zwischen Regierenden und Regierten, im privaten und öffentlichen Leben. Muß da nicht die Freiheit schließlich alles Maß überschreiten? Die Anarchie dringt in die Familie ein und pflanzt sich zuletzt bis zu den Tieren fort. In der Familie gewöhnen sich Vater und Söhne an Gleichberechtigung, und der Vater fürchtet seine Söhne; der Sohn hat keine Scheu und Ehrfurcht vor den Eltern — alles um der Freiheit willen . . .

Der Lehrer fürchtet die Schüler und schmeichelt ihnen; die Schüler erweisen dem Lehrer keine Achtung, und überhaupt stellen sich die jüngeren Leute den älteren gleich und treten gegen sie auf, in Wort und Tat . . .

Den höchsten Grad der Freiheit hat man aber dann erreicht, wenn die gekauften Sklaven und Sklavinnen nicht weniger frei sind als ihre Käufer. Wie groß aber im Verhältnis der Frauen zu den Männern und der Männer zu den Frauen die Freiheit und Gleichheit wird, hätte ich beinahe zu sagen vergessen . . .

Alles das macht die Seele der Bürger so empfindlich, daß sie überall Knechtschaft wittern, wo man etwas von ihnen verlangt; zuletzt wollen sie nicht einmal den Gesetzen gehorchen, um nur ja keinen ‚Herrn' über sich zu haben . . .

Wie das Übermaß im Naturleben in sein Gegenteil umzuschlagen pflegt, so auch im Staatsleben: Die übergroße Freiheit läuft in übergroße Knechtschaft aus . . .

So darf man annehmen, daß die Tyrannis aus keiner anderen Staatsform hervorgeht als aus der Demokratie, die ärgste und härteste Sklaverei aus der allergrößten Freiheit."

2.

Der Ideal- und Vernunftstaat Platos.

Den bestehenden vier Staatsformen, der spartanisch-kretischen Staatsform, der Oligarchie, Demokratie, Tyrannis, stellt Plato seinen Ideal- und Vernunftstaat, den ‚besten' Staat, gegenüber. Durch die zehn Bücher seines umfangreichen Werkes „über den

[1]) Der Wein ist die Freiheit.

Staat" zieht sich wie ein roter Faden die Frage nach dem Wesen der Gerechtigkeit. Je mehr Gerechtigkeit vorhanden ist, um so besser ist der Staat; der Platonische Idealstaat soll die Verkörperung der Gerechtigkeit sein. Der schlechteste Staat, die Tyrannis, ist die Verkörperung der Ungerechtigkeit.

Dem extremen Individualismus seiner Zeit stellt Plato den Sozialismus gegenüber. Ihm ist der Staat ein lebendiger Organismus:[1])

„Der bestgeordnete Staat ist dem Menschen am meisten verwandt. Denn wenn wir am Finger verletzt werden, so leidet das Ganze durch den Körper hindurch bis zur Seele und bis zu deren einheitlich geordnetem, herrschendem Teil; alles fühlt den Schmerz mit dem leidenden Teil gemeinsam." (V, 10.)

Der Vergleich zwischen Staat und Mensch wird durchgeführt und überall festgehalten; weil der Staat ein einheitlicher Organismus ist, gründet er sich auf Arbeitsteilung und Brüderlichkeit oder, was dasselbe bedeutet, auf Bildung und Brüderlichkeit.

a) Arbeitsteilung:

Plato unterscheidet beim Menschen drei Seelenkräfte: das *λογιστικόν, θυμοειδές, ἐπιθυμητικόν*, d. h. ein Vermögen für die geistige Tätigkeit, ein zweites für die Willenstätigkeit, ein drittes für unsere Triebe und für unser Begehren: Denkkraft, Willenskraft, Begehrungsvermögen.

Dem entsprechen im Staate drei Menschenklassen: 1. die Herrscher, 2. die Krieger, 3. die große Masse der Bauern, Gewerbetreibenden, Arbeiter.

Sowohl im Einzelmenschen, als im Staat gibt es vier Tugenden: Weisheit, Tapferkeit, Besonnenheit, Gerechtigkeit (*σοφία, ἀνδρεία, σωφροσύνη, δικαιοσύνη*):

Die Weisheit ist im Einzelmenschen die Tugend der Denkkraft, im Staate die Tugend der Herrscher oder Wächter;

die Tapferkeit ist die Tugend der Willenskraft und der Krieger. Die beiden oberen Klassen der Wächter und Krieger haben die Aufgabe,

„das Volk in Schranken zu halten und zur Beobachtung der Gesetze zu zwingen und die feindlichen Nachbarn abzuwehren." (III, 22.)

---

[1]) Zwar ist der Begriff des ‚Organismus' dem Plato noch fremd. Aber ihm ist der Staat ein Mensch im großen, der Mensch ein Staat im kleinen. In der neueren Zeit ist diese „organische Staatslehre" weiter ausgebildet.

Die Besonnenheit verbindet die drei Seelenkräfte des Einzelmenschen und die drei Stände des Staates zu einer Einheit und Harmonie, besonders dadurch, daß sich alles der ersten Seelenkraft bezw. dem ersten Stande willig unterordnet;

und dann kommt Plato zur Beantwortung der Frage, von der er in seiner großen Schrift ausgegangen ist:

was ist Gerechtigkeit?

was ist Ungerechtigkeit?

Unter Gerechtigkeit versteht er, daß jeder das Seine tue, sich auf die eine Beschäftigung beschränke, wozu ihn die Natur angelegt habe. Ungerechtigkeit ist πολυπραγμοσύνη, Vielgeschäftigkeit, Übergreifen in andere Berufe:

„Gerechtigkeit ist der Zustand, daß jeder, Kind und Weib, Sklave und Freier, Arbeiter, Herrscher und Untergebener, ein einheitlicher Mensch sei und als solcher sein Werk tue, sich aber nicht überall zu schaffen mache."

Vor allem aber bedeutet im Staatsleben „Gerechtigkeit", daß jeder der drei Stände das Seine tue und nicht in die Befugnisse des anderen Standes übergreife. „Ungerechtigkeit" ist Vielgeschäftigkeit und Vermischung der Stände. In IV, 10 und 11 heißt es:

Wenn aber einer seiner Natur nach Handwerker oder sonst ein Geschäftsmann ist (d. h. dem dritten Stande angehört), dann reich wird und sein Geschäft ausdehnt, oder wenn er sich durch Körperkraft oder ähnliches hervortut und infolgedessen Anspruch darauf macht, in den Kriegerstand aufgenommen zu werden; ebenso wenn ein Krieger in den Stand der Herrscher und Wächter aufsteigen möchte, ohne dessen würdig zu sein; wenn diese Stände ihre Werkzeuge oder ihre Stellung miteinander teilen wollen oder einer die Aufgabe aller erfüllen möchte, — so ist doch solche Verwirrung der Stände und solche Vielgeschäftigkeit gewiß ein Verderb für den Staat . . . Dies ist also Ungerechtigkeit. Umgekehrt kann man sagen: das Festhalten der drei Stände, des gewerblichen, des Krieger- und des Wächterstandes, an ihren Aufgaben, so daß jeder die seinigen erfüllt, ist Gerechtigkeit. In diesem Zustande ist der Staat gerecht . . . Ein Staat wird dadurch gerecht, daß jede der drei Menschenarten, die er enthält, das Ihrige tut."

Am Schluß des IV. Buches sagt Plato von dieser einen guten Staatsform:

„Sie hat zwei Namen. Ragt unter den Herrschenden einer besonders hervor, so heißt sie Königtum; sind es mehrere, so heißt sie Aristokratie. Sie beide bilden die erste Form. Denn ob es nun mehrere sind oder einer ist — ist gleichgiltig."

b) Vor den Ausartungen des Staatslebens kann nur die Brüderlichkeit schützen, wozu alle Bürger erzogen werden

müssen. Plato betont auf das nachdrücklichste, daß der Staat nicht für einen Teil, sondern für alle da ist:

„Wir haben unseren Staat nicht in der Absicht gegründet, daß ein einzelner Stand sich besonders glücklich fühlen sollte. Wir haben das Glück der Gesamtheit im Auge gehabt. In solchem glücklichen Staate hofften wir nämlich die Gerechtigkeit zu finden." (IV, 1.)

„Unsere Gesetze zielen nicht dahin, einen einzelnen Stand besonders glücklich zu machen. Sie suchen nach Mitteln, den Staat im ganzen glücklich zu machen. Deshalb bringen sie die Bürger, mit Güte und mit Gewalt, in Harmonie untereinander; sie geben allen ihren Anteil an den Leistungen, die jeder einzelne für den Staat vollbringt. Sie züchten auch die philosophisch gebildeten Herrscher nicht deshalb, damit dann jeder treibt, was er will. Nein, sie sollen dazu dienen, den Staat einheitlich zu machen." (VII, 5.)

„Solch ein Staat ist der beste, der die traurigen oder frohen Erfahrungen des einzelnen Bürgers für seine eigenen Erfahrungen erklären wird. Der gesamte Staat wird sich mitfreuen oder mittrauern." (*κοινωνία λύπης καὶ ἡδονῆς.*) (V, 10.)

Als die gefährlichsten Feinde bezeichnet Plato „Reichtum und Armut": man müsse sorgen, daß sie nicht in den Staat eindringen. Am liebsten möchte er offenbar im ganzen Staat Gütergemeinschaft, Kommunismus, durchführen. Er beschränkt ihn aber auf die beiden ersten Stände, die Wächter und Krieger; „damit die Wächter und Krieger nicht zu Wölfen werden," fordert er für sie eine Art von Kommunismus. III, 22:

„Sie müssen ungefähr in folgender Weise leben und wohnen, um ihrem Berufe treu zu bleiben. Erstens darf niemand Privateigentum besitzen; ausgenommen sind die Fälle, wo es unumgänglich nötig ist. Zweitens soll niemand eine Wohnung oder eine Kammer haben, zu denen nicht jeder freien Zutritt hat. Alles, was mäßige, tapfere Kriegsmänner (und Wächter) brauchen, wird abgeschätzt und von den Bürgern geliefert, als Lohn für ihre Dienste, und zwar jährlich und in der Höhe, daß sie nichts zurücklegen können und auch nicht Mangel leiden. Sie nehmen ihre Mahlzeiten gemeinschaftlich ein und leben zusammen, wie im Feldlager. Gold und Silber haben sie (so lehrt man sie) dauernd in ihrer Seele, göttliches und gottgeschenktes; sie brauchen also das menschliche nicht, vielmehr vergehen sie sich gegen die Götter, wenn sie das göttliche und das menschliche Gold miteinander in Berührung kommen lassen. Denn mit dem gemünzten Gold ist schon viel Arges geschehen, das ihrige ist unbefleckt. Es ist ihnen (jedoch nicht den anderen Bürgern) die Berührung von Gold und Silber verboten; sie dürfen nicht unter einem Dache mit ihnen wohnen, dürfen es nicht umhängen noch daraus trinken. Auf diese Weise werden sie sich selber und auch den Staat rein erhalten. Erwerben sie dagegen Land, Häuser, Reichtümer, so bleiben sie nicht Wächter, sondern werden Verwalter und Landwirte. Sie werden dann feindliche Despoten, hassen und werden gehaßt, verfolgen und werden verfolgt. Ihre Furcht vor den Mitbürgern wird unvermeidlich viel größer als vor den

Feinden. Damit sind sie aber auf dem geraden Wege ins Verderben, sie selber sowie der ganze Staat. Nicht wahr, um dies alles zu verhüten, muß Wohnung und Leben der Wächter so gestaltet werden, wie ich oben gesagt habe?"

Genau genommen, kann man dies gar nicht „Gütergemeinschaft" und „Kommunismus" nennen, sondern muß sagen: die Wächter und Krieger sollen in Platos Staat wie Beamte von dem dritten Stand unterhalten werden. Es heißt V, 11:

„Wir bleiben bei dem früher Gesagten. Wir erklärten: die Wächter dürften keine eigenen Häuser haben, auch nicht Land und Vermögen; sie müßten von den anderen Bürgern unterhalten werden und, wenn sie wirklich Wächter bleiben wollten, diesen Lohn für die Bewachung des Staates gemeinsam verzehren."

Um jedes Mißverständnis auszuschließen, um den Grundsatz der Brüderlichkeit in das rechte Licht zu setzen, verwahrt sich Plato ausdrücklich gegen zweierlei:

1. Sein Staat beruht nicht auf einem Macht- und Gewaltverhältnis zwischen Herrschern und Beherrschten, Stärkeren und Schwächeren; die Landwirte, Kaufleute, Arbeiter, welche den dritten Stand ausmachen, sind nicht die ‚Untertanen' oder die ‚Sklaven' der ersten Stände, sondern alle bilden eine große Familie. Die Stände ergänzen sich gegenseitig, wie die Teile des Menschen:

„Der wahre Herrscher hat, wenn er irgend ein Gebot erläßt, nicht seinen eigenen Vorteil im Auge, sondern den Nutzen der Beherrschten. Auf sie und was ihnen nützt und zukommt, zielt alles, was er spricht und tut." (I, 19.)

„Das Volk, der dritte Stand, sind die Lohngeber und Ernährer der beiden ersten Stände." (V, 12.)

2. Die drei Stände sind keineswegs kastenartig gegeneinander abgeschlossen. In der Regel werden zwar die Söhne dem Vater gleichartig sein und demselben Stande angehören. Aber entscheidend ist doch die Tüchtigkeit und Befähigung, und deshalb kommt es wohl vor, daß Leute aus dem 1. und 2. Stand in den 3. gestoßen und umgekehrt aus dem 3. in den 2. und 1. emporgehoben werden:

„Ihr alle seid Brüder. Aber als der Gott euch schuf, hat er denen, die Herrscher werden sollten (1. Stand), Gold mitgegeben; darum sind sie die ehrwürdigsten. Den Gehilfen und Kriegern (2. Stand) hat er Silber mitgegeben; den Landwirten und übrigen Arbeitern (3. Stand) Eisen und Erz. Und da ihr alle eines Geschlechtes seid, so zeugt ihr meist Kinder, die euch gleich sind. Es kommt aber auch vor, daß von einem Goldenen

ein silbernes Kind, und von einem Silbernen ein goldenes Kind gezeugt wird; ebenso ist es mit den übrigen. Und der Gott befiehlt zuerst und zumeist den Herrschern, über nichts so gut zu walten und über nichts so scharf zu wachen, wie über ihre Kinder, damit sie erkennen, was sie in sich haben. Hat ihr Kind Erz oder Eisen in sich, so dürfen sie kein Erbarmen mit ihm haben; sie müssen ihm die Stellung geben, die seinem Wesen gebührt, und es fortstoßen zu den Arbeitern und Landleuten. Andrerseits, wenn von letzteren ein Kind geboren wird, das Gold oder Silber in sich hat, so sollen die Herrscher es ehren und emporheben, jenes zu den Wächtern (1. Stand), dieses zu den Gehilfen (2. Stand). Denn ein Orakel sagt, daß der Staat zugrunde gehe, wenn Eisen und Erz über ihn wachen." (III, 21.)

„Ein minderwertiges Kind eines Wächters soll man den niederen Ständen überlassen, umgekehrt ein wohlgeratenes Kind dieser Stände in den Wächterstand aufnehmen. Der Zweck dieser Bestimmung ist, alle, auch die anderen Bürger, zu einem einzigen, und zwar dem ihrer Natur entsprechenden Beruf anzuhalten und dadurch jeden zu einem einheitlichen Menschen zu machen, nicht zu einem vielfachen; dadurch sollte auch der ganze Staat einheitlich werden, nicht eine Summe von vielen Staaten." (IV, 3.)

Für die Hauptaufgabe, für das allerwichtigste Erfordernis des Staates hält Plato eine gute **Erziehung** der Menschen: die besten Gesetze nützen nichts, wo keine gute Erziehung ist. Deshalb erscheint es ihm auch viel wichtiger, das Erziehungswesen zu ordnen, als zahlreiche Gesetze zu geben. IV, 3. 4 heißt es:

„Mein lieber Adeimantos, wir geben ihnen nicht viele und lange Gesetzesvorschriften, wie man wohl erwarten könnte, sondern ganz einfache Anweisungen. Die Hauptsache ist die Regelung des Unterrichts und der Erziehung. Wenn sie durch rechte Erziehung zu gesetzten Männern herangebildet sind, so werden sie leicht über alle Dinge klar werden, auch über die, welche wir unerwähnt lassen."

Plato spricht über das bescheidene Schweigen der Jüngeren in Gegenwart der Älteren, über die Rangfolge bei Tisch, über das Aufstehen, die Ehrfurcht der Kinder vor ihren Eltern, über Haartracht, Zuschnitt der Kleider, Schuhwerk und die gesamte körperliche Erscheinung; ferner über die Regelung des geschäftlichen Verkehrs auf dem Markt, den gewerblichen Handel, über die Sühne von Beleidigungen und Beschimpfungen, Ordnung der Rechtspflege, Eintreibung von Zöllen, und sagt:

„Gesetze darüber zu erlassen, halte ich für einfältig. Denn erstens gelingt es nicht, dergleichen in Worte zu fassen und als Gesetz aufzuschreiben, und zweitens bekommt es dadurch keine dauernde Geltung. Vielmehr hält sich das weitere Leben in den Bahnen, welche die Erziehung weist . . .

Nein, wackeren Männern macht man keine Vorschriften über dergleichen. Soweit diese Angelegenheiten gesetzliche Regelung bedürfen, werden unsere Bürger leicht selber damit zustande kommen . . .

Dagegen geben (in einem schlechtverwalteten Staate) die Leute immerfort Gesetze über solche Dinge und frischen sie neu auf. Sie hoffen, der Unredlichkeit im Handel und was ich sonst aufzählte, ein Ziel setzen zu können, merken aber nicht, daß sie in Wahrheit einer Hydra die Köpfe abschneiden . . .

Ich bin also der Meinung, daß der wahre Gesetzgeber dies Gebiet der Verfassung und Gesetzgebung unberücksichtigt lassen soll, sowohl in einem schlecht, als in einem gut verwalteten Staat: in jenem, weil dergleichen Bestimmungen vergeblich sind und nichts nützen; in diesem, weil sie einesteils der einzelne sich selber gibt und weil sie anderenteils die natürliche Folge der allgemeinen Gesinnungen und Tätigkeiten sind."

So sehr macht Plato seinen Idealstaat zu einer Aristokratie der Bildung und der Einsicht, daß er behauptet, die Herrscher müßten Philosophen sein. Auf den Einwand, daß doch nach allgemeiner Ansicht die Philosophen im Staat nicht zu brauchen seien, läßt er den Sokrates antworten, daß heute in der Welt alles verkehrt sei:

„Wenn jemand die Tüchtigen unter den Philosophen für das Volk unbrauchbar nennt, so hat er recht. Aber die Schuld an dieser Unbrauchbarkeit liegt nicht bei den tüchtigen Philosophen, sondern bei denen, die sie nicht brauchen." (VI, 5.)

In VI, 15 wird wiederholt:

„Unsere vorzüglichsten Wächter müssen wir zu Philosophen ausbilden. Es sind freilich nur wenige. All die Eigenschaften, die sie haben müssen, pflegen sich ja selten in einem Menschen zu vereinigen."

Und dann steigt Plato immer höher und höher. Der wahre Wächter über Staat und Gesetze, sagt er, muß zu der höchsten, gerade ihm vorbehaltenen Wissenschaft vordringen. Dieses Höchste ist die Idee des Guten; durch sie bekommen die Gerechtigkeit und die anderen Tugenden ihren Wert und ihren Nutzen. Der Staat erhält seine vollkommene Gestalt und Ordnung erst dann, wenn sein Wächter diese Einsicht besitzt. Die Idee des Guten, welche von Plato unverkennbar mit der obersten Gottheit identifiziert wird, ist gleichsam die Sonne im Reich der Ideen als die Ursache aller Wahrheit und aller Erkenntnis.

Der Platonische Vernunftstaat erscheint schließlich als eine große Erziehungsanstalt, in welcher die Menschen je nach

ihren Anlagen zu verschiedenen Stufen der Bildung geführt werden und in welcher wenige bis zur höchsten Erkenntnis vordringen; diese wenigen müssen zu Hütern und Wächtern des Staates gemacht werden. Mehr und mehr treten alle irdischen Bestrebungen zurück; für Plato existieren nur die hohen geistigen Güter, und zum Schluß wird er zu einem religiösen Propheten, der auf das Jenseits, auf die übersinnliche Welt hinweist und von der Unsterblichkeit der Seele redet.

3.

Worin liegt die bleibende Bedeutung der platonischen Staatslehre?

Daß Plato der verhängnisvollen Entwicklung der griechischen Freiheit, dem extremen Individualismus, der den Einzelmenschen zum Maß der Dinge machte und den krassesten Egoismus für das natürliche Recht erklärte, Halt zu bieten versuchte, das ist sein großes Verdienst. An die Stelle des Egoismus setzt er den Altruismus, die Bruderliebe, an die Stelle des Individualismus den Sozialismus.

a) Platos Sozialismus ist nichts anderes als Gemeinsinn, starkes Gemeinschaftsgefühl unter den Bürgern des Staates. Sein Staat ist der griechische Stadtstaat, und er hat zum erstenmal theoretisch das Wesen und die Aufgaben des Staates bestimmt. Die meisten griechischen Staaten gingen damals einer völligen Anarchie entgegen, einem selbstmörderischen Kampf zwischen Besitzenden und Besitzlosen; bald hatten die „Wenigen" alle Macht, bald die „Vielen". Plato betont immer von neuem, daß der Staat eine Einheit, ein lebendiger Organismus sei, dem die einzelnen Menschen und die einzelnen Klassen sich ein- und unterordnen müssen; daß die Interessen des Staates höher stehen, als die Interessen der einzelnen; daß das Glück der einzelnen unlöslich an die Gesundheit des Ganzen geknüpft sei; daß, wenn ein Glied leidet, die Gesamtheit leide; daß der Staat für alle, nicht für einen Teil da sei.

b) Plato fordert eine starke, über der Gesellschaft, außerhalb aller Interessenkämpfe stehende Staatsgewalt, welcher alle Bürger unbedingt gehorchen müssen, und eine ständige Beamtenschaft. Diese Staatsgewalt hat das Recht, im Interesse des

Ganzen die individuelle Freiheit des einzelnen zu beschränken, ja sogar in das Privateigentum einzugreifen. Trotzdem darf kein Macht- und Gewaltverhältnis zwischen Regierenden und Regierten bestehen, kein Recht des Stärkeren, sondern ein Rechts- oder vielmehr Familienverhältnis.

c) Von allergrößter Bedeutung sind Platos Gedanken über Freiheit und Gleichheit. Hier stellt er sich in direkten, krassen Gegensatz zu der bisherigen Entwicklung und zu der allgemeinen Auffassung der Athener. Ihnen war ihre Freiheit gleichbedeutend mit Gleichheit gewesen. Aber Plato erkannte, daß die Freiheitsliebe der wirtschaftlich Starken und der Gleichheitsdurst der niederen Massen auf die Dauer nicht vereinbar seien; daß der extreme Individualismus wohl zu einer politisch rechtlichen Gleichheit, aber zu einer um so größeren wirtschaftlichen Ungleichheit führte, zu einer entsetzlichen Kluft zwischen arm und reich; daß Reichtum und Armut die schlimmsten Feinde des Staates seien. Er betont aufs entschiedenste die natürliche **Ungleichheit** der Menschen, und so kommt er zu entgegengesetzten Forderungen:

1. Er verwirft die politische Gleichstellung aller Bürger, die Volkssouveränität, das allgemeine gleiche Stimmrecht, die Herrschaft der Mehrheitsbeschlüsse. Sein Staat soll eine Monarchie oder Aristokratie der Bildung sein, in welchem der Stand der Landwirte, Gewerbetreibenden, Arbeiter keine politischen Rechte hat;

2. weil das Ganze nur dann gesund sein kann, wenn alle Teile gesund und durch Brüderlichkeit verbunden sind, so strebt er nach einer möglichst weit gehenden wirtschaftlichen Gleichheit.

d) So ist Platos Sozialismus weit entfernt von einer Nivellierung der Menschen, und die wichtigste Aufgabe, die er dem Staate zuschreibt, die Erziehung, verfolgt geradezu den Zweck, alles Hervorragende zu fördern und die bestbegabten Menschen zur höchsten Entwicklung zu führen, in sämtlichen Bürgern aber den Gemeinsinn zu wecken. Er spricht von einer sorgfältigen Auslese, ja geradezu von einer Züchtung großer Menschen. Er scheut sich nicht, von der Zuchtwahl bei den

Hunden und Pferden zu sprechen und ähnliches für die Menschen zu fordern (V, 8 ff.).[1])

Körperliche und geistige Tüchtigkeit hängt überall zusammen und muß in gleicher Weise gepflegt werden. Je besser die Erziehung ist, um so mehr werden die materiellen Interessen hinter die geistigen zurücktreten; die regierenden Stände sollen dem wirtschaftlichen Kampf ums Dasein, dem Jagen nach irdischem Gewinn völlig entrückt werden.

e) Die soziale Frage ist vor allem eine sittliche und religiöse Frage. Wir müssen nach der wahren Gerechtigkeit und Brüderlichkeit streben.

Platos „bester Staat" ist und wird oft als eine Utopie bezeichnet, als ein phantastischer Vorschlag, der niemals verwirklicht werden könne. Wie urteilt Plato selbst darüber? In V, 17 sagt er, daß seine Ausführungen das Ideal eines Staates seien, dem man möglichst nahe kommen müsse:

„Wenn der Maler ein Idealbild vom schönsten Menschen malt und seine Figur alles enthält, was dazu gehört, so bleibt er doch ein ebenso guter Maler, auch wenn er nicht nachweisen kann, daß es solchen schönsten Menschen wirklich gibt . . .

Ebenso ist es beim Idealbild eines guten Staates . . .

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Praxis der Wahrheit weniger nahe kommt, als die logische, theoretische Ausführung . . .

Verlange also nicht von mir, die vollkommene Verwirklichung genau dessen, was wir geschildert haben, nachzuweisen. Finden wir ein Mittel, einen unserer Schilderung recht nahe kommenden Staat zu verwirklichen, so können wir das wohl als den verlangten Nachweis für die Verwirklichungsmöglichkeit unseres vollkommenen Staates gelten lassen."

In VI, 14 geht er noch etwas weiter:

„Kein Staat, keine Verfassung, ebenso auch kein Mensch kann je Vollkommenheit erringen, solange nicht die Philosophen (die wenigen tüchtigen, die man unbrauchbar nennt) irgendwie in die Zwangslage versetzt werden, sich um den Staat zu bekümmern, mögen sie nun wollen oder nicht, um dem Staate dienstbar zu werden; oder auch solange nicht in die Herrscher- und Königssöhne oder in die Könige selbst ein göttlicher Hauch wahrhafte Begier nach wahrer Philosophie hineinhaucht. Ich sehe keinen Grund, daß eins von beidem unmöglich eintreten könnte . . .

Diese Verwirklichung ist nicht unmöglich; wir erklären sie auch nicht für unmöglich."

---

[1]) Ist es nicht tragikomisch, daß Nietzsche sein Paradepferd von der Züchtung des Übermenschen demselben Sokrates-Plato entlehnt hat, den er so heftig bekämpft?

In der Tat hat Plato eine Zeitlang die Hoffnung gehegt, in dem Königssohn Dionys II. von Syrakus einen solchen Mann gefunden zu haben, dem „ein göttlicher Hauch wahrhafte Begier nach wahrer Philosophie eingebe," mit dessen Hilfe er seinen Idealstaat verwirklichen könne. Um so größer war seine Enttäuschung, und als er nach Athen zurückkehrte, schrieb er seinen zweitbesten Staat, „die Gesetze". Geradezu unerschöpflich erscheint hier die Erfindungskraft Platos, wie er durch gesetzliche Bestimmungen auf allen Gebieten des staatlichen, gewerblichen, sozialen, privaten Lebens Schutzwehren gegen den Mißbrauch der Freiheit errichtet und alle Quellen eines extremen Individualismus und Egoismus zu verstopfen sucht; er geht darin so weit, daß er das kostbarste Gut der Menschen, die Freiheit, vor allem die Geistesfreiheit, selber gefährdet.

So ist nicht zu leugnen, daß Plato im Kampf gegen eine einseitige Entwicklung selbst einseitig wird und das Sozialprinzip überspannt; daß er die große Bedeutung verkennt, welche das Geld, der Handel und Verkehr für die Menschheit hat; ja daß er sogar die Einrichtungen abschaffen will, welche die größten Kulturfortschritte gebracht haben: Privateigentum und Ehe. Das Ideal des ewigen Friedens und eines absolut konkurrenzlosen Zustandes ist in der Tat eine Utopie, und nicht einmal eine schöne.

Übrigens wollen wir nicht vergessen, daß der Hauptirrtum Platos in dem vielgepriesenen 18. Jahrhundert, in der Zeit der Aufklärung wiederkehrt, nämlich die Vorstellung, es gebe nur eine natürliche und vernunftgemäße Staats- und Wirtschaftsform, und ebenso Recht und Religion. Der denkende Mensch könne dies finden. Es liegt darin eine Überschätzung des menschlichen Denkens, Wissens, der Erziehung, welche die historisch wirkenden Kräfte und die Unvollkommenheit alles Irdischen nicht berücksichtigt.[1]) Außerdem müssen wir noch folgendes erklären: Obgleich Plato das Gemeinschaftsgefühl, den Sozialismus über alles stellt, so ist es doch eine Übertreibung, wenn Gelehrte unserer Zeit behaupten, er habe alles individuelle

[1]) Aller doktrinäre Sozialismus von Plato bis zur Gegenwart irrt in der Annahme, daß die Menge zur lammfrommen Herde werde, wenn sie nur die philosophischen Männer an der Spitze hätte.

Leben und Streben ausgemerzt. Vielmehr werden wir mit Pöhlmann[1]) sagen müssen, daß Plato an einen Ausgleich zwischen Individualismus und Sozialismus denkt, an die Möglichkeit, daß beides, die persönlichen und die gemeinsamen Interessen, sich decken und zusammenfallen, wobei allerdings das Ganze höher steht als der Teil. Plato trägt ja gerade der individuellen Ungleichheit der Menschen besonders Rechnung; er sagt, das sei keine wahre Gleichheit, welche Gleichen und Ungleichen dasselbe zuteil werden lasse, erblickt vielmehr darin eine Vergewaltigung des Individuums; er verlangt, daß die Kinder ihren Anlagen entsprechend erzogen werden, und daß der Platz, den der einzelne im Staate einnimmt, sich nach seinen Fähigkeiten richte. Die Gerechtigkeit bestehe darin, daß jeder das Seine tue, d. h. daß er die Kräfte entfalte und ausübe, die von Natur in ihn gelegt sind.

Dem demokratischen Sozialismus stellt Plato einen aristokratischen Sozialismus gegenüber; er will nicht nivellieren, im Gegenteil gerade die hervorragenden Kräfte pflegen und zur Entfaltung bringen, aber in den Dienst des Ganzen stellen.

II. Aristoteles.

1.

Das große Werk des Aristoteles, die ‚Politik', ist für uns zugleich eine wichtige Geschichtsquelle; denn der Philosoph erwähnt zahlreiche geschichtliche Vorgänge und Einrichtungen. Wir erkennen, wie eingehend man sich im 4. Jahrhundert vor Chr. mit sozialen Fragen und kommunistischen Ideen beschäftigte; wie sehr man über den Grad der Gemeinschaft nachdachte, welche die Bürger im Staate verbinde; wie die großen Denker wetteifernd ihre Ansichten vom „besten Staat" vorbrachten.

Aristoteles nennt den Sophisten Lykophron als Vertreter des extremen Individualismus, dem der Staat nur eine „Symmachie" ist, d. h. ein Schutzverein gegen Rechtsverletzung und gegen äußere Gefahren, dem das Gesetz „ein Bürge der gegenseitigen Rechtsansprüche" ist. —

---

[1]) Geschichte des antiken Sozialismus und Kommunismus, I, S. 371 ff.

Von Hippodamos heißt es II, 5:

„Hippodamos, der Sohn des Euryphon aus Milet, war der erste Privatmann, der es unternahm, etwas über den besten Staat zu sagen.

Er gab seinem Staate 10 000 Bürger und teilte ihn in drei Teile. Den ersten bildeten die Handwerker, den zweiten die Ackersleute; der dritte hatte das Land zu verteidigen und führte die Waffen. Auch das Landgebiet teilte er dreifach, so daß ein Teil für Religion und Kultus, der zweite für öffentliche Zwecke, der dritte zum Privateigentum bestimmt war. Der erste war der geweihte, aus welchem die Ausgaben für den landesüblichen Gottesdienst bestritten werden sollten; der zweite war gemeinsames Staatseigentum, von dem sollten die Krieger unterhalten werden; der dritte sollte den Ackersleuten gehören und Privateigentum sein. Er nahm drei Arten von Gesetzen an; denn es gebe nur folgende drei Gegenstände gerichtlicher Behandlung: Mißhandlung, Schädigung, Totschlag.“ —

Wiederholt weist Aristoteles darauf hin, daß die alten Gesetzgeber um des Gemeinwohls willen die individuelle Freiheit beschränkt haben, namentlich bei der Anordnung der Vermögensverhältnisse; z. B. in Lakedämon und Kreta. Ferner II, 4:

„Solon (594) verordnete ein Gesetz, welches verbietet, daß jemand so viel Grundbesitz erwerbe, wie er wolle.

Fast eben dahin zielen die Gesetze, welche den Bürgern den Verkauf ihres Eigentums verbieten, wie z. B. bei den Lokrern ein Gesetz den Verkauf untersagt, wenn einer nicht nachweisen kann, daß ihn ein offenbarer Unglücksfall betroffen habe, und ein anderes vorschreibt, die alten Ackerlose fort und fort zu erhalten. Und gerade die Aufhebung dieses Gesetzes zu Leukas war schuld, daß dort die Verfassung allzudemokratisch wurde.“

II, 9 heißt es von dem Korinther Philolaos (730):

„Die Gesetze, die er den Thebanern gab, hatten den Zweck, daß die Anzahl der Ackerlose unverändert bliebe.“

VI, 2 sagt Aristoteles:

„Auf den nützlichen Zweck, eine ackerbautreibende Bevölkerung zu schaffen, haben in alten Zeiten manche Gesetze in vielen Städten hingearbeitet: man verbot entweder den Besitz von Land über ein gewisses Maß hinaus oder beschränkte ihn auf eine gewisse Entfernung von der mit Mauern umgebenen Altstadt und Burg. Auch bestand vor alters in vielen Staaten ein Gesetz, welches den Verkauf von Stammgrundstücken verbot.“ —

Aber durch die Entwicklung und Entartung der individuellen Freiheit waren diese alten Bestimmungen und Einrichtungen fast überall aufgehoben und die größten Vermögensunterschiede zwischen arm und reich entstanden. Gegen diesen Individualismus erhob sich eine starke Reaktion; man erinnerte sich der alten Beschränkungen des Privateigentums; man feierte den Lykurg als den weisesten Gesetzgeber. —

Als den eigentlichen Vater des Kommunismus nennt er **Phaleas aus Chalkedon.** Leider finden wir über ihn II, 4 nur vereinzelte Notizen:

„Phaleas machte zuerst ausdrücklich den Vorschlag, daß die Besitzungen der Bürger gleich sein sollten . . .

Nach seiner Ansicht soll in beiden Dingen, in Besitz und Erziehung, Gleichheit unter den Bürgern herrschen . . .

Phaleas macht nur den Grundbesitz gleich . . .

Alle Handwerker sollen ‚öffentliche Diener' sein und keinen wesentlich den Staat mitbildenden Teil ausmachen."

Den Phaleas leiteten offenbar antiindividualistische Absichten. Ganz anders sieht es mit dem „**Teilen**" in **den entarteten Demokratien aus,** wo nichts als Individualismus die Triebfeder ist, wo die Armen an die Stelle der Reichen treten, wo sie prassen und schwelgen wollen. Der einzelne denkt dabei nicht an den Nächsten, nicht an das Ganze, sondern nur an sich; weil er aber allein nichts vermag, schließt er sich mit Gleichgesinnten zusammen und wirkt als Masse. Aristoteles hat ganz recht, wenn er diese Masse als **kollektives Individuum** bezeichnet und es ausspricht, daß ihre Herrschaft der eines Tyrannen gleich sei; IV, 4 sagt er von der schlechtesten Form der Demokratie:

„Die Masse ist der Souverän und nicht das Gesetz; die jedesmaligen Volksbeschlüsse sind entscheidend und nicht das Gesetz. In **den** Demokratien, wo das Gesetz entscheidet, kann kein Demagoge aufkommen, sondern die tüchtigsten unter den Bürgern sind die Stimmführer; **aber** wo das Gesetz nicht der Souverän ist, da treten Demagogen auf. **Dann wird nämlich das Volk Monarch, als kollektives Individuum,** insofern die ‚Vielen' die höchste Gewalt haben, nicht die einzelnen für sich, sondern zusammengenommen . . .

Ein solches Volk sucht nun in seiner Eigenschaft als Monarch, weil es nicht vom Gesetz beherrscht wird, auch monarchisch zu regieren und **wird despotisch,** so daß bei ihm die Schmeichler zu Ehren kommen. Eine derartige Volksherrschaft entspricht unter den Monarchien der Tyrannis. Wie die Tyrannis, unterdrückt sie despotisch alle Besseren . . ."

V, 4 wird von der Verfolgung der **Reichen** in solchen Demokratien gesprochen:

„Es entstehen die Umwälzungen am gewöhnlichsten durch die Wühlereien der Demagogen, welche die vermögenden Leute teils einzeln in hinterlistige Prozesse verwickeln, teils ihnen insgesamt die Volksmassen auf den Hals hetzen . . .

In Kos und in Rhodos brachten die Demagogen eine Verteilung der öffentlichen Gelder in Gang, während sie die Auszahlung der schuldigen Summen an diejenigen, welche die Kriegsschiffe ausrüsteten, verhinderten. Nun wurden diese Leute wegen der von ihren Gläubigern gegen sie anhängig gemachten Prozesse gezwungen, zusammenzutreten und die Demokratie abzuschaffen . . . Und so wird man bei näherer Betrachtung finden, daß in fast allen Staaten die Umwälzungen der Verfassung in dieser Weise vor sich gehen: Entweder kränken die Demagogen, um sich beim Volke beliebt zu machen, die Vornehmen, indem sie ihr Vermögen durch Konfiskation oder ihre Einkünfte durch Abgaben für Staatsleistungen erschöpfen, und treiben sie so zum Aufstand, oder sie verklagen die Reichen beim Volk, um ihre Besitzungen einziehen zu können."

VI, 3 macht Aristoteles verschiedene Vorschläge:

„Die heutigen Demagogen veranlassen, um sich die Gunst des Volkes zu erwerben, viele Vermögenskonfiskationen durch die Gerichte. Diejenigen, welchen die Erhaltung der Verfassung am Herzen liegt, müssen diesem Unwesen dadurch steuern, daß sie gesetzlich bestimmen, es solle das Vermögen der Verurteilten oder das zu zahlende Strafgeld durchaus nicht unter das Volk verteilt, sondern für religiöse Zwecke bestimmt werden. Denn so werden sich einerseits die Menschen in acht nehmen, Verbrechen zu begehen (weil die Strafe ja dieselbe bleibt), und andererseits wird das gemeine Volk weniger geneigt sein, die seinem Gericht Unterworfenen zu verurteilen, da es nichts dabei gewinnen wird. Auch muß man die Zahl der Staatsprozesse so viel als möglich zu verringern suchen dadurch, daß man schwere Strafen auf falsche Anklagen setzt. Denn gewöhnlich sind es nicht Leute aus dem Volke, sondern Vornehme, gegen welche solche Anklagen erhoben werden; es ist aber durchaus notwendig, daß womöglich alle Bürger der Verfassung ihres Staates zugetan sind; wenigstens muß man verhüten, daß diejenigen, welche die höchste Macht in Händen haben, wie Feinde angesehen werden.

Da die extremen Demokratien eine starke Bevölkerung haben, so können die Volksversammlungen ohne Entschädigungsgelder für die Erscheinenden nicht gut abgehalten werden. Wo nun der Staat keine hinreichenden Einkünfte hat, ist das für die Wohlhabenden eine äußerst lästige Sache, weil die erforderlichen Mittel nötigenfalls durch eine Steuerumlage auf das Vermögen, durch Konfiskationen, durch Urteilssprüche schlechter Gerichte aufgebracht werden müssen. Hat also ein Staat nicht hinreichende Einkünfte, so halte man wenige Volksversammlungen und wenige Gerichtstage ab. Wo aber genügende Staatseinkünfte vorhanden sind, da hüte sich der Staat wohl, es so zu machen, wie die heutigen Demagogen, welche die Überschüsse unter das Volk verteilen."

Was wir hier zwischen den Zeilen lesen, bestätigt alles das, was Aristophanes zur Verspottung des athenischen Demos vorgebracht hat: Man übte Klassenjustiz, machte den Reichen den Prozeß und verurteilte sie, um ihr Vermögen zu verteilen;

man hielt recht viele Volksversammlungen und Gerichtssitzungen ab, um das Tagegeld (drei Obolen) regelmäßig zu erhalten. — Natürlich löste sich so in den meisten Stadtstaaten das ganze politische Leben in eine abwechselnde Herrschaft der „Vielen" und der „Wenigen", der Armen und der Reichen, auf, und mit welch ingrimmigem Haß sich die Oligarchen und Demokraten gegenüberstanden, sehen wir daraus, daß nach V, 7 sich die Oligarchen in einigen Staaten gegenseitig den Eid leisteten: „Ich will dem Volke feindlich gesinnt sein und ihm durch meinen Rat nach Kräften schaden."

2.

Wie stellt sich Aristoteles selbst zu dem schwierigen Problem eines Ausgleichs zwischen Individualismus und Sozialismus?

Aristoteles spricht von drei Entartungen der Verfassung, von drei anormalen Zuständen: Tyrannis, Oligarchie und Demokratie (Ochlokratie). Alle drei stimmen überein in ihrem Individualismus. Denn es macht keinen Unterschied, ob ‚Einer' oder ‚die Wenigen' oder ‚die Vielen' die Herrschaft haben, immer wird nur das Eigeninteresse verfolgt und die Wohlfahrt des Ganzen vernachlässigt. Ja, man geht so weit, Gehorsam gegen die Gesetze und „ein der Verfassung gemäßes Leben für Sklaverei zu halten" (V, 7).

Daß Aristoteles, ebenso wie Plato, ein entschiedener Gegner des extremen Individualismus ist, geht aus jeder Seite seiner ‚Politik' deutlich hervor. Er bezeichnet den Menschen als ein *ζῶον πολιτικόν*; I, 1:

„Der Staat ist ein Naturprodukt und der Mensch von Natur ein *ζῶον πολιτικόν* (‚ein politisches Wesen'); wer infolge seiner Natur von einer solchen Gemeinschaft ausgeschlossen ist, steht entweder tief unter dem Menschen oder höher als der Mensch . . . Die Natur tut nichts absichtslos; nun hat aber der Mensch von allen Tieren allein die Sprache . . .

Es ist also einleuchtend, daß der Staat einerseits Naturprodukt, andererseits früher als der einzelne ist (natürlich nicht der Zeit, sondern dem Begriffe nach). Denn wenn der einzelne in seiner Isolierung sich nicht selbst genügen kann, so wird das Gefühl über ihn kommen, daß er, wie die anderen Teile, zu einem Ganzen zu gehören habe. Wer aber nicht Glied eines Vereins sein kann, oder, sich selbst genügend, dessen nicht bedarf, ist gar kein Element des Staates: also entweder ein Tier oder ein Gott. Von Natur nun lebt in allen der Trieb, in einen solchen Verein zu treten; demjenigen

aber, der ihn zuerst gründete, verdanken wir die höchsten Güter. Denn ebenso wie der Mensch in seiner vollendetsten Entwicklung das edelste Geschöpf ist, ebenso ist es, vom Gesetz und Recht getrennt, das allerschlechteste."

Der Mensch bedarf also zu seiner eigenen Entfaltung und Entwicklung des staatlichen Zusammenlebens. Genau wie hier Aristoteles, unterscheidet Schiller am Schluß des ‚Eleusischen Festes' drei Klassen von Wesen:

„Freiheit liebt das Tier der Wüste,
Frei im Äther thront der Gott;
Ihrer Brust gewalt'ge Lüste
Zähmet das Naturgebot.
Doch der Mensch in ihrer Mitte
Soll sich an den Menschen reihn,
Und allein durch seine Sitte
Kann er frei und mächtig sein."

Später (III, 4) betont Aristoteles nochmals, daß der Staat nicht *θέσει*, sondern *φύσει* bestehe; daß er keine willkürliche Einrichtung der Menschen sei, sondern daß der staatenbildende Trieb von Natur im Wesen der Menschen begründet liege:

„Der Mensch ist von Natur ein *ζῷον πολιτικόν*; deshalb drängt ihn ein natürlicher Trieb, auch ohne das Bedürfnis gegenseitiger Hilfeleistung, zu der Gemeinschaft mit seinesgleichen."

Sehr energisch bekämpft Aristoteles die Geldwirtschaft und Profitwut der Reichen, die Ausbeutung der Armen durch die Macht des Kapitals. Wie groß muß diese Entartung des Individualismus gewesen sein, wenn selbst ein so maßvoller Denker wie Aristoteles nur Viehzucht, Jagd, Fischfang und Ackerbau als naturgemäße Erwerbszweige gelten lassen will, außerdem noch den Tauschhandel, soweit er zur Befriedigung der eigenen notwendigen Bedürfnisse dient; wenn er dagegen den Großhandel, das Zinsennehmen, die Jagd nach dem Geld für unnatürlich hält!

Er sagt, der wahre Reichtum bestehe in den Dingen, welche die Natur direkt uns bietet; es sei überaus traurig, daß alles nur nach dem Geld bemessen werde:

„Eigentlich sollte die Tapferkeit nicht Geld schaffen, sondern Mut, die Kunst des Feldherrn Sieg, die Kunst des Arztes Gesundheit. Aber jene Leute ziehen alle Fähigkeiten in den Dienst des Gelderwerbs, weil dies der Zweck sei und auf diesen Zweck doch alles bezogen werden müsse."

Ganz wie heute, wo immer mehr jede Tätigkeit, jeder Beruf ausschließlich danach bewertet wird, was er an barem

Geld einbringt! Ja, Aristoteles geht so weit, daß er die Profitwut der Reichen für gefährlicher erklärt, als die Habgier der Masse (IV, 10).

Doch hat Aristoteles sich vor den Übertreibungen und Einseitigkeiten des Phaleas und Plato bewahrt. Er erkennt einen berechtigten Individualismus an und bekämpft die Güter- und Weibergemeinschaft. Denn er weiß, daß solche Gemeinschaft ein Zeichen niedriger Kulturstufe ist; daß gerade Privateigentum und Familienleben die größten Fortschritte gebracht haben; daß man durch Abschaffung desselben in die Barbarei zurücksinken würde. Er sagt II, 2:

„Es ist auch das Gefühl jener unaussprechlichen Befriedigung in Anschlag zu bringen, das darin liegt, wenn jemand etwas sein Eigentum nennt. Denn die Liebe, die ein jeder gegen sich selbst hegt, ist kein zufälliges, sondern ein von Natur in ihn gepflanztes Gefühl; der Egoismus dagegen ist verwerflich, aber er ist auch nicht identisch mit der Selbstliebe, sondern eine über das Maß hinaus gesteigerte Selbstliebe . . . Auf der andern Seite liegt auch darin ein hoher Genuß, wenn man sich gegen geliebte Personen, Gastfreunde und Genossen gefällig und hilfreich erweisen kann; auch dieser entspringt aus dem Privateigentum.

Diese beiden Vorteile fallen nun bei einer überspannten staatlichen Einheitsmacherei weg, und außerdem begeben sich diejenigen, welche den Staat so eingerichtet haben wollen, augenscheinlich der Ausübung von zwei Tugenden: einmal der Zurückhaltung gegen die Frauen und dann der Freigiebigkeit in der Verfügung über den Besitz . . .

Es ist nicht wahr, daß die gegenwärtig im Staatsleben vorkommenden Übelstände aus der Nichtgütergemeinschaft entstehen; sie entspringen der sittlichen Verdorbenheit. Auch sehen wir, daß Personen, die etwas gemeinsam besitzen und benutzen, weit mehr miteinander im Streite liegen, als die Besitzer von Privateigentum."

Dem Phaleas gegenüber bemerkt Aristoteles II, 4 mit Recht, daß bei gleicher Verteilung der Güter

einerseits Leute von Talent und Bildung es als eine Schmach empfinden, jedem Hans und Kunz gleichgestellt zu werden;

daß andererseits der große Haufe nur kurze Zeit mit dem Anteil zufrieden ist, der dem einzelnen zufällt, und seine Forderungen allmählich ins Unendliche steigern wird. Dann fährt Aristoteles fort (II, 4):

„Bei so bewandten Umständen ist ein Prinzip nötig von durchgreifenderem Erfolg, als die Ausgleichung des Vermögens: Man suche die edlen Men-

schen dahin zu bringen, daß sie nichts vorausHaben wollen, und die gemeinen in eine solche Lage zu versetzen, daß sie nichts voraushaben können."

Und etwas vorher heißt es:

„Es tut viel mehr not, in die Begierden als in das Vermögen das ausgleichende Maß zu bringen, und das kann nicht anders geschehen, als wenn die sittliche Bildung des Volkes durch die Gesetze eine genügende Höhe erreicht hat."

3.

Auch in seinen Erörterungen über den **Staat** hütet sich Aristoteles vor den Einseitigkeiten Platos. Im Gegensatz zu ihm erklärt er den Staat nicht für eine Einheit, sondern eine Vielheit.

Aristoteles weiß, daß nach Zeit, Ort und Kulturstufe des Volkes verschiedene Staatsverfassungen berechtigt sind. Es kommt nicht auf die Form, sondern auf den Zweck und das Ziel an. Wesentlich ist, daß das allgemeine Wohl, nicht der Vorteil eines einzelnen oder eines Teils gefördert werde. III, 4 und 5 heißt es:

„Ein glückliches und würdiges Leben ist vorzüglich der Zweck, sowohl für alle insgesamt, als auch für jeden einzelnen . . .

Alle diejenigen Staatsverfassungen, die das allgemeine Wohl bezwecken, sind nach dem in ihnen liegenden Prinzip absoluter Gerechtigkeit normal; diejenigen aber, welche nur das eigene Wohl der Regierenden bezwecken, sind verfehlt und sämtlich Ausartungen der normalen Staatsverfassungen; denn sie sind despotisch und dem Wesen des Staates, der ein Verein freier Menschen ist, zuwiderlaufend . . .

Es muß notwendig entweder Einer oder eine Minderzahl oder die Mehrzahl der Souverän sein. Wenn nun dieser Eine oder diese Minderzahl oder diese Mehrzahl bei ihrer Regierung das allgemeine Wohl im Auge haben, dann sind diese Staatsverfassungen wesentlich normal; wenn aber die Regierung nur den eigenen Vorteil jenes Einen oder jener Minderzahl oder jener Mehrzahl bezweckt, so sind es Entartungen . . .

Auf das Allgemeinwohl gerichtet sind Königtum, Aristokratie, Politie (d. h. die beste Form der Volksherrschaft) . . .

Ausartungen sind: vom Königtum die Tyrannenherrschaft, von der Aristokratie die Oligarchie, von der Politie die Demokratie (oder besser Ochlokratie). Die Tyrannis ist Monarchie zum Nutzen des Einen; die Oligarchie ist eine Regierungsform, die den Vorteil der Reichen, die Demokratie eine solche, die den Vorteil der Armen bezweckt . . .

Das, worin Demokratie und Oligarchie voneinander verschieden sind, ist Armut und Reichtum."

Nach diesen Ausführungen ist echter Sozialismus, d. h. eine wahre soziale Betätigung, die das Ganze, das Gemeinwohl im Auge hat und jedem das ihm Gebührende zukommen lassen will, sowohl in der Monarchie, als auch in einer Aristokratie, als auch in einer Politie (d. h. in einer Republik, in der der Mittelstand den Ausschlag gibt) möglich; aber in der Tyrannis, Oligarchie und Demokratie wird individualistisch regiert zum Vorteil eines einzelnen Menschen oder einer einzelnen Klasse. Das, was heute die Sozialdemokraten erstreben, die Regierung zum Vorteil der unteren Massen auf Kosten der Minderheit, ist tatsächlich damals oft genug in Griechenland verwirklicht gewesen; nur daß dies in Wahrheit kein Sozialismus, sondern Individualismus ist.

Mit scharfen Worten wendet sich Aristoteles gegen die individualistische Anschauung, daß der Staat nur dazu da sei, um Person und Eigentum zu schützen, im übrigen der Freiheit des einzelnen keine Schranken setzen dürfe. Vielmehr hat der Staat auch andere Aufgaben: er muß sich um die Sittlichkeit und Bildung des Volkes bekümmern. III, 5:

„Es ist klar, daß der Staat nicht eine Gemeinschaft des Ortes und nicht eine Sicherheitsanstalt für Gewährung von Rechtsschutz gegen Unrecht im gegenseitigen Verkehr ist. Es müssen diese Dinge freilich auch vorhanden sein, wenn ein Staat bestehen soll; aber das Vorhandensein aller dieser Dinge zusammen macht noch keinen Staat; sondern dazu gehört, daß das vereinende Band eines glücklichen und würdigen Daseins sowohl Familien als auch Geschlechter zu dem Zwecke eines vollkommenen und selbstgenügenden Lebens umschlinge.

Freilich wird das für die Menschen nicht erreichbar sein, wenn sie nicht einen und denselben Ort bewohnen und untereinander Ehen eingehen. Daher entstanden in den Staaten verwandtschaftliche Verbindungen durch Heiraten und Kultusvereine und Opfergenossenschaften, sowie Vereine für den Zweck heiterer Geselligkeit. Hierin zeigt sich als wirkendes Element die Freundschaft; denn der überlegte Entschluß zusammenzuleben ist Freundschaft.

Mithin ist der Zweck des Staates ein glückliches und würdiges Dasein; jenes aber (das Zusammenwohnen, verwandtschaftliche Verbindungen, Vereine) sind Mittel zum Zweck. Der Staat ist die Vereinigung von Geschlechtern und Ortschaften zu einem vollkommenen und selbstgenügenden Leben, und darunter verstehen wir ein Leben in Glückseligkeit und Schönheit. Gute und schöne Handlungen sind also als der Zweck des Staatsvereins zu setzen und nicht das Zusammenleben.

Folglich haben alle die, welche das meiste zu der bestimmten Vereinigung beitragen, mehr Anteil am Staate, als die, welche zwar an freier und edler

Geburt ihnen gleich oder gar überlegen, aber an Bürgertugend ihnen nicht gleich sind; oder auch mehr Anteil als diejenigen, welche ihnen an Reichtum vor-, an Bürgertugend aber nachstehen."

Aristoteles spricht besonders eingehend über die Oligarchie und die Demokratie, die beiden Staatsformen, welche zu seiner Zeit in den griechischen Stadtstaaten am meisten vorhanden waren. In ihnen kümmert man sich nicht um das Allgemeinwohl, sondern die Minderheit der Reichen und die Mehrheit der Armen stehen sich schroff gegenüber; die erbitterten Kämpfe zwischen ihnen nehmen kein Ende, indem bald die Reichen bald die Armen mit Gewalt das Regiment an sich reißen und nicht im allgemeinen, sondern im eigenen Interesse ausüben. III, 5:

„Man streitet darüber, wer gleich sein soll. Die Oligarchen meinen, wenn die anderen ihnen in einem Stück, im Reichtum, nicht gleich sind, daß sie deshalb ihnen in allen Stücken ungleich zu sein hätten; die Demokraten dagegen beanspruchen, wenn sie jenen in einem Stück, in der Freiheit, gleich sind, daß sie ihnen in allen Stücken gleich sein müßten."

Für den gesundesten Zustand hält es Aristoteles, wenn der **Mittelstand** stark und ausschlaggebend sei; dann gäbe es keine inneren Unruhen. Berühmt sind seine Ausführungen hierüber in IV, 9, wobei er besonders betont, daß er keinen Idealstaat im Auge habe, sondern ‚ein Leben, wie es die Mehrzahl der Menschen führen kann, und eine Verfassung, deren Anwendbarkeit für die meisten Staaten im Bereich des Möglichen liegt':

„In allen Staaten findet man drei Klassen von Bürgern: sehr Reiche, sehr Arme und drittens mäßig Begüterte in der Mitte zwischen beiden. Ist nun die Mitte zwischen zwei Extremen nach einer allgemeinen Ansicht das beste Verhältnis[1]), so ist offenbar auch von den Glücksverhältnissen ein die Mitte haltender Besitz das allerbeste; denn ein solcher Vermögenszustand folgt am leichtesten der vernünftigen Einsicht.

Dagegen hält es schwer, daß der übermäßig Schöne, Starke, Edle, Reiche und auf der anderen Seite der übermäßig Bettelhafte, Schwache und Niedrige der Vernunft Gehör leihe. Die ersteren verfallen in Übermut und werden leicht Verbrecher im Großen, die anderen werden Bösewichter und schlimme Schelme im Kleinen. Alle Verbrechen entstehen entweder aus Übermut oder aus Bosheit. Dazu kommt, daß sich bei diesen beiden Klassen von Menschen auch eine überaus geringe Neigung zur Erfüllung ihrer Staatspflichten in Amt und Rat findet, und das ist beides dem Staat schädlich.

[1]) Auch die Tugend ist dem Aristoteles die Mitte zwischen zwei Extremen: z. B. die Sparsamkeit zwischen Habsucht und Verschwendung, die Tapferkeit zwischen Verwegenheit und Feigheit.

Außerdem haben die in der Überfülle der Glücksgüter, der Kraft, des Reichtums, der Verbindungen und anderer Vorteile der Art Lebenden weder Lust noch Sinn, sich der Obrigkeit unterzuordnen, und bringen eine solche Gesinnung schon in den Kinderjahren aus dem elterlichen Hause mit; denn verzärtelt, wie sie sind, können sie sich in der Schule nicht an Gehorsam gewöhnen. Andererseits sind die überaus Dürftigen wieder allzu unterwürfig, woraus sich dann ergibt, daß die letzteren, unfähig zum Gebieten, nur eine knechtische Unterwürfigkeit zeigen, die anderen sich gar keiner Regierung zu fügen verstehen oder nur wie Despoten zu herrschen wissen.

Das gibt nun keinen Staat von freien Männern, sondern von Herren und Sklaven, von denen die einen mit Neid, die andern mit Verachtung auf ihre Mitbürger sehen, und solche Gefühle sind sehr weit entfernt von Freundschaft und staatlicher Vergesellschaftung, die mit zum Wesen der Freundschaft gehört; denn mit seinem Feinde mag man nicht einmal die Landstraße teilen. Gerade ein Staat aber bedarf so viel als möglich der Gleichheit und Ähnlichkeit seiner Angehörigen, und diese Bedingung erfüllt am meisten der Mittelstand. Daher ist notwendig derjenige Staat in der besten Verfassung, der aus solchen Elementen besteht, in denen wir seine naturgemäße Grundlage erblicken.

Auch ist in allen Staaten die Existenz dieser Bürgerklasse am meisten gesichert. Sie begehren weder, wie die Armen, fremden Gutes, noch begehren andere des ihrigen, wie die Armen nach dem Vermögen der Reichen lüstern sind, und indem sie niemand angreifen und von niemand angegriffen werden, verleben sie ihre Tage ohne Gefahr. Daher hatte Phokylides recht mit seinem Wunsch:

„Ich lobe mir den Mittelstand,
Zu ihm möcht' ich gehören!'

Offenbar ist also auch die bürgerliche Gesellschaft die beste, welche den Mittelstand bildet, und es können solche Staaten am ersten eine gute Verwaltung genießen, in denen eben der Mittelstand zahlreicher, und womöglich, stärker als beide oder wenigstens stärker als eine der beiden anderen Klassen ist. Denn alsdann gibt er durch seinen Beitritt den Ausschlag und verhindert das Entstehen einer Übermacht auf der einen oder anderen Seite. Es ist daher das größte Glück, wenn die Bürger eines Staates ein die Mitte haltendes, aber ausreichendes Vermögen besitzen. Wo hingegen die einen in der Fülle des Überflusses, die anderen im äußersten Mangel leben, da entsteht entweder eine zügellose Demokratie oder eine ungemäßigte Oligarchie und Tyrannenherrschaft, weil das Maß auf beiden Seiten fehlt . . .

Ein Staat aus solchen Mittelexistenzen bietet außerdem den einleuchtenden Vorteil, daß er allein dem Aufruhr nicht unterworfen ist. Wo der Mittelstand nämlich zahlreich vertreten ist, da finden Revolutionen und politische Parteiungen am wenigsten statt . . .

Hieraus erhellt auch, weshalb die meisten Staaten entweder Demokratien oder Oligarchien sind. Denn weil in ihnen der Mittelstand unbedeutend ist, so gerät die Staatsgewalt, mögen nun die Reichen die Oberhand bekommen oder das Volk, immer in die selbstischen Hände einer nicht die Mitte haltenden Partei, und es entsteht daher entweder Demokratie oder Oligarchie. Dazu

kommt, daß infolge der inneren Stürme und Kämpfe zwischen Armen und Reichen die Partei, welche das Glück hat, ihre Gegner zu überwältigen, nun auch nicht eine neue, auf Gemeinschaftlichkeit und Gleichheit der Rechte beruhende Verfassung aufrichtet, sondern ihr Übergewicht im Staate als Siegespreis an sich nimmt und deshalb entweder Demokratie oder Oligarchie macht. Ebenso richteten auch Athen und Sparta, welche die Hegemonie in Griechenland behaupteten, mit Rücksicht auf ihre eigene Verfassung entweder Demokratien oder Oligarchien in den Staaten ein, wobei sie nicht das Beste jener Staaten, sondern ihr eigenes im Auge hatten.

Aus diesen Ursachen erklärt es sich, warum eine Mittelverfassung entweder gar nicht oder selten und in sehr wenigen Städten zustande kommt . . .

Ja, es ist bei den Bürgern in den Staaten bereits Sitte geworden, die Gleichheit gar nicht mehr zu wollen, sondern entweder selbst nach der Herrschaft zu streben oder im Falle des Unterliegens sich geduldig zu unterwerfen."

V, 3 sagt Aristoteles:

„Revolutionen und Verfassungskämpfe entstehen auch dann, wenn die anerkannt gegnerischen Parteien im Staate, die Reichen und das Volk, sich das Gleichgewicht halten, und der Mittelstand unbedeutend und so gut wie gar nicht vertreten ist."

Aristoteles spricht es immer wieder aus, daß beide zu seiner Zeit am meisten vertretenen Verfassungen, die Oligarchie und die extreme Demokratie, nicht normal seien. Aber er läßt keinen Zweifel darüber, daß er die Herrschaft der Reichen für schlimmer hält, als die des Volkes. Denn

„im Schoße der Oligarchien ruhen von Haus aus die Keime einer zwiefachen Revolution, der einen, welche die Oligarchen gegeneinander, der zweiten, die sie gegen das Volk machen" (V, 1) und

„Die Selbstsucht und Habsucht der Reichen führen den Staat schneller ins Verderben, als die gleichen Eigenschaften beim Volk" (IV, 10).

Aristoteles faßt die ‚Gleichheit' nicht, wie es in der Demokratie üblich ist, als allgemeines Nivellieren auf. Er betont nicht nur die natürliche Ungleichheit zwischen Männern und Frauen (gegenüber Plato) und zwischen Alten und Jungen, sondern er sagt auch:

„Fest steht nur diejenige Verfassung, welche Gleichheit der Rechte nach Verhältnis der Würdigkeit gewährt und in welcher jeder hat, was ihm gebührt" (V, 6).

Und weil der Staat die Verwirklichung eines würdigen und glücklichen Lebens erstrebt, so müssen geistige und sittliche Bildung den Vorrang haben. Die Ungerechtigkeit und Entartung liegt darin, daß so oft

„diejenigen, welche allen anderen nur in einem Stücke gleich sind, in allen Stücken mit ihnen gleich sein wollen, oder daß diejenigen, welche, mit den anderen verglichen, nur in einem Stücke ungleich sind, in allen Stücken ungleich bedacht werden“ (III, 7).

4.

Auch Aristoteles hat seine Ansichten über den „Idealstaat“, den „besten Staat“, niedergeschrieben, aber von diesen Ausführungen sind uns nur Bruchstücke erhalten. Nach seiner Ansicht ist das der beste und glücklichste Staat, in welchem der einzelne am besten und glücklichsten lebt; in welchem das Interesse des einzelnen und des Ganzen, der Individualismus und Sozialismus zusammenfallen. Denn das ist doch wohl der Sinn des ersten Kapitels im VII. Buch:

„Wenn die Frage nach der besten Staatsverfassung mit der ihr gebührenden Sorgfalt behandelt werden soll, so hat ihr zuerst die Bestimmung vorauszugehen, welches das wünschenswerteste Leben sei. Denn solange dies unausgemacht ist, wird auch die Frage nach der besten Staatsverfassung notwendig ungelöst bleiben. Ein höchst glückliches Leben ist die naturgemäße Folge der glücklichsten Verfassungszustände, als Ergebnis der in dieser liegenden Vorteile, falls nicht Umstände eintreten, die außer aller Berechnung sind. Man hat sich also zuerst darüber zu einigen, welches im allgemeinen für alle das wünschenswerteste Leben sei, sodann darüber, ob dieses Leben für die zum Staat vereinigte Gesamtheit und für den einzelnen ein und dasselbe oder ein verschiedenes sei . . .“

„Daß der Glückseligste die drei Arten von Gütern, die äußeren, die körperlichen und die geistigen, in sich vereinigen muß, darüber sind sich alle einig. Aber verschieden ist die Meinung darüber: wie viel von jedem der drei Güter zur Glückseligkeit erforderlich sei und welchem Gute der höhere Wert zukomme . . .

Die Glückseligkeit des Lebens wird weit mehr solchen zuteil, welche sich durch Bildung des Geistes und Herzens auszeichnen, während sie mit äußeren Gütern nur mäßig ausgestattet sind, als solchen, welche von äußeren Gütern zwar mehr als genug besitzen, an jenen aber Mangel leiden . . .

Ferner haben die äußeren Güter eine Grenze, und ein Übermaß derselben schadet entweder dem Besitzer oder gewährt ihm wenigstens keinen Nutzen. Dagegen liegt es in der Art aller geistigen Güter, daß, je mehr sie gesteigert werden, sie um so nützlicher sind . . .

Auch ist die Seele an sich für uns etwas Höheres, als äußerer Besitz und als der Körper . . .“

Ebenso ist es beim Staat:

„Das beste Leben sowohl für das Individuum im besondern, als für die Staaten im allgemeinen ist dasjenige, in welchem die Tugend mit

äußeren Gütern so weit ausgestattet ist, daß dadurch eine tätige Teilnahme an schönen und guten Handlungen möglich wird . . .

„Die beste Verfassung muß die sein, deren Einrichtung zufolge jeder Mensch sich wohl befindet und glücklich lebt.“

Dabei gibt Aristoteles, wie Plato, der Staatsgewalt weitgehende Vollmachten, die als große Eingriffe in die individuelle Freiheit erscheinen könnten. Der Staat soll die Volksvermehrung überwachen und dafür sorgen, daß der Nachwuchs tüchtig, körperlich und geistig gesund ist; er setzt ein Alter fest, vor welchem die jungen Leute nicht zur Ehe schreiten dürfen . . .

Die wichtigste Aufgabe ist die **Erziehung**; sie soll eine Angelegenheit des Staates sein; VIII, 1:

„Da der gesamte Staat nur einen Zweck hat, so muß es für alle seine Mitglieder nur ein und dieselbe Erziehung geben, und die Sorge für diese muß eine Staats- und nicht eine Privatangelegenheit sein, wie heute, wo jeder die Erziehung seiner Kinder selbst besorgt und ihnen einen besonderen Unterricht, der ihnen eben gut dünkt, erteilen läßt. Was aber zur Gemeinschaft gehört, muß auch in Gemeinschaft geübt werden, und es liegt ein großer Irrtum in der Vorstellung, daß jeder Bürger nur sich selbst angehöre. Vielmehr gehören sie alle dem Staate an, dessen wesentliche Teile sie sind, und die auf jeden Teil verwendete Sorgfalt soll naturgemäß die Sorgfalt für das Ganze bezwecken.“

An der spartanischen Jugenderziehung tadelt Aristoteles, daß sie einzig das Ziel der Kriegstüchtigkeit im Auge habe;

„Infolgedessen hielten sich die Spartaner gut, solange sie Krieg führten; als sie aber die Herrschaft erlangt hatten, ging es mit ihnen abwärts, weil sie es nicht verstanden, in Muße zu leben, und keine andere höhere Kunst als die Kriegskunst geübt hatten“ (II, 6).

Bei der Erziehung müssen zwar Turnen und Spielen zu ihrem Recht kommen, müssen Kriegstüchtigkeit und die notwendigen Kenntnisse für das praktische Leben erworben werden. Aber das sei nicht der letzte Zweck. Vielmehr sei das letzte Ziel, daß der freie Mensch lerne, seine Muße recht zu genießen, in den Stunden der Muße Geist und Seele dem Höchsten und Schönsten zuzuwenden:

„So müssen z. B. die Bürger zwar imstande sein, ihren Geschäften obzuliegen und Krieg zu führen; aber sie müssen noch mehr verstehen, im Frieden zu leben und seine Muße zu genießen. Sie müssen zwar das Notwendige und Nützliche tun können, aber noch viel mehr das Schöne“ (VI, 13).

„Man wird anerkennen, daß es eine Jugendbildung gibt, die man seinen Kindern angedeihen läßt, nicht weil sie nützlich oder notwendig, sondern weil sie eines Freien würdig und etwas Schönes ist . . . Überall nach dem

Nutzen zu fragen, geziemt am wenigsten hochsinnigen und freien Menschen ... Es darf die Erziehung nicht einseitig bloß auf einen einzigen Zweck gerichtet sein" (VIII, 3).

Bei allem Weitblick und Scharfsinn ist Aristoteles doch ein Kind seiner Zeit. Das zeigt sich bei der Frage: Wer ist Bürger des Staates?

Die Sklaven sind ausgeschlossen; das Institut des Sklavenwesens ist dem großen Philosophen ein von Natur gegebenes; die Griechen sind zur Freiheit und zum Herrschen, die Barbaren zur Sklaverei und zum Dienen geboren. Eine längere Erörterung über diese Frage schließt er in I, 2 mit den Worten:

„Erwiesen ist also der Satz, daß es zweierlei Menschen gibt: solche, die von Natur frei, und andere, die von Natur Sklaven sind, bei denen Interesse und Gerechtigkeit diesen Sklavenstand rechtfertigen."

Daß man zu Aristoteles' Zeit auch anfing, anders darüber zu denken, geht aus den Worten hervor:

„Manchen erscheint das Herrschen über Sklaven wider die Natur; denn durch Satzung und Willkür (θέσει) sei der eine Sklave, der andere frei; von Natur sei kein Unterschied. Es sei daher auch kein gerechtes Verhältnis, weil es ein gewaltsames sei."

Wichtiger und interessanter ist die Frage, ob die freien Bauern, Handwerker, Tagelöhner ‚Bürger' seien. III, 1 gibt Aristoteles folgende Definition:

„Der Begriff des Staatsbürgers im vollen Sinn des Wortes wird durch nichts so wesentlich bestimmt, als dadurch, daß er Anteil hat an der Beratung und Beschließung öffentlicher Angelegenheiten und an der Staatsregierung."

Danach sind in demokratischen Staaten diejenigen Bürger,

„die in den Volksgerichten und Volksversammlungen zur Entscheidung der wichtigen Dinge mitwirken;"

in oligarchischen Staaten aber, in welchen es keine Volksgerichte und Volksversammlungen, sondern bloß Magistrate gibt, ist nur derjenige ein Bürger,

„der in solchen beratenden und beschließenden Magistrat eintreten darf."

Über die Handwerker und Tagelöhner heißt es III, 3;

„Ein Staat von bester Verfassung wird den Handwerker nicht zum Bürger machen. Ist er aber doch ein Bürger, so müssen wir sagen, die von uns angegebene Tugend des Bürgers passe nicht auf alle, sondern nur auf diejenigen, welche der Arbeit für die notwendigen Dinge enthoben sind."

An einer anderen Stelle unterscheidet Aristoteles fünf verschiedene Arten der Demokratie; für die schlechteste erklärt er die, in welcher die Handwerker, Krämer, Tagelöhner die überwiegende Masse ausmachen (VI, 2). Dem entspricht, was der Philosoph in seinen Ausführungen über den besten Staat sagt, VIII, 1 u. 2:

„Man darf als Bestandteile des Staates (d. h. als Bürger) nicht alles das ansehen, was der Staat notwendig haben muß . . . Ein Staat gebraucht zu seinem Bestehen notwendig Ackerbauern, die ihn mit Nahrung versehen, Handwerker, Krämer, reiche Bürger, Priester, Berater und Richter der Interessen und Rechte seiner Angehörigen . . . Sollen diese alle als ‚Bürger‘ angesehen werden?

Wir befinden uns in der Untersuchung über die beste Staatsverfassung. Wir erinnern daran, daß das diejenige war, welche dem Staate die höchste Glückseligkeit sicherte, die Glückseligkeit aber war, wie oben gesagt ist, ohne Tugend unmöglich. Solche Bestimmungen setzen das Leben der Bürger in ein helles Licht und verbieten in dem bestkonstituierten Staat alle gemeine Arbeit und krämerhafte Tätigkeit im Leben des Bürgers. Denn ein solches Leben ist ohne Adel und der Tugend im stillen entgegen. Auch der Ackerbauer taugt zum Staatsbürger im wahren Sinne des Wortes nicht, da er zur Entwicklung der Geistestüchtigkeit sowie zu seiner politischen Tätigkeit der Muße bedarf.

Somit bleiben als wesentliche und weitaus wichtigste Bestandteile des Staates (d. h. als ‚Bürger‘) die Krieger und die die allgemeinen Interessen beratenden und die Rechtsangelegenheiten entscheidenden Leute. (Genau genommen, ist dies nur eine Klasse; diese Leute sind in der Jugend Krieger, im Alter die Regierenden und die Richter.)

Auch der Grundbesitz muß in den Händen dieser beiden Klassen sein; denn die Bürger müssen in Wohlstand leben, und Bürger sind nur diese. Wer gemeine Arbeit treibt, gehört nicht zur Bürgerschaft, sowie überhaupt keine Menschenklasse, deren Berufsarbeit nicht darin besteht, die geistige Tüchtigkeit auszubilden . . .

Ackerbauer, Handwerker, Handarbeiter aller Art müssen zwar in den Staaten vorhanden sein; aber organische Bestandteile derselben sind nur die Krieger und die beratende und richtende Körperschaft . . .“

Daher kommt es, daß die Ausführungen des Aristoteles über die Erziehung auch nur die Söhne der Krieger und der Regierenden betreffen. Was die Handwerker und Tagelöhner treiben, sind ‚banausische‘ (gemeine) Beschäftigungen. (VIII, 2.)

III.

Zeno und Epikur.

1. Als Zeno, der Gründer der stoischen Schule, lebte (300 vor Chr.), hatten sich die Weltverhältnisse völlig geändert. Durch die makedonischen Könige Philipp und Alexander den Großen begann in der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts vor Chr. der große Vereinigungsprozeß der alten Kulturwelt: zuerst wurden die Staaten des Ostens zu einem großen Weltreich vereinigt. Zwar löste sich dieses bald wieder in mehrere Groß- und Kleinstaaten auf; aber wenige Jahrhunderte später wurde der große Prozeß durch die Römer fortgesetzt und zu Ende geführt: alle Länder um das Mittelmeer bildeten ein großes gewaltiges Reich, und man konnte sich dem Wahne hingeben, dies wäre im wesentlichen der orbis terrarum, der Erdkreis, die ganze Welt.

Zeno selbst scheint zwei Rassen angehört zu haben; in ihm war Okzident und Orient vereint. Vielbewundert, sagt Plutarch, sei der Idealstaat Zenos gewesen. Die Grundprinzipien desselben waren gewiß ähnlich, wie bei Plato und Aristoteles: Auch er hält die Tugend für das Gute, setzt Tugend und Glückseligkeit gleich, betrachtet die Sittlichkeit als den Endzweck sowohl für den einzelnen als für den Staat. Aber verschieden ist die Ausdehnung des Staates. Plato und Aristoteles hielten noch an dem Stadtstaat fest; der Friede, die Glückseligkeit, die Sittlichkeit, die sie bringen wollten, galt nur für eine sehr beschränkte Zahl von Menschen; innerhalb ihres kleinen, etwa 10000 Bürger umfassenden Staates sollte das Ideal verwirklicht werden, mochte draußen geschehen, was wollte; auch mußte man sich rüsten und vorbereiten zum Kampf gegen äußere Feinde. — Bei Zeno fallen alle Schranken: die Stände, Stämme, Nationen vereinigen sich sämtlich zu einem alle umfassenden Weltstaat; dieser ist sein Ideal; in ihm soll es keine Unterschiede mehr geben, sollen alle Brüder sein. So erhebt er sich zu dem kosmopolitischen Gedanken einer einzigen Menschheit.

Indem er nun das Gemeinschaftsprinzip überspannt, gelangt er zu einem **extremen Sozialismus:**

einerseits bilden die Völker aller Länder einen einzigen

Organismus, und der einzelne Mensch muß sich als Glied desselben fühlen;

anderseits hängen wir mit Vergangenheit und Zukunft aufs engste zusammen, und der individualistische Standpunkt ist verbrecherisch, dem es gleichgültig ist, was nach unserem Tode geschieht.

Am treffendsten ist wohl der stoische Ausdruck, den wir bei Seneka finden: numquam privatum esse sapientem, „der Weise darf sich nie als Privatmann betrachten“.

Bei Cicero lesen wir de finibus III, § 64 ff.:

„Nach Ansicht der Stoiker wird die Welt von den Göttern regiert und ist ein gemeinsamer Staat für Götter nnd Menschen. Ein jeder von uns ist nur ein Teil der Welt, und daraus folgt naturgemäß, daß wir das Gemeinwohl dem eigenen Interesse vorziehen. Denn wie die Gesetze das Interesse aller dem der einzelnen vorziehen, so sorgt der tugendhafte und weise Mann, der den Gesetzen gehorcht und seine Staatspflichten kennt, mehr für den Vorteil aller als für den eines einzelnen und für seinen eigenen; wer um des eigenen Vorteils und des eigenen Wohles willen den gemeinsamen Vorteil und das Gesamtwohl im Stich läßt, ist ebenso zu tadeln wie ein Vaterlandsverräter. Deshalb muß man den preisen, der für den Staat in den Tod geht, weil das Vaterland uns teuerer sein soll als wir selbst. Für unmenschlich und verbrecherisch wird der Ausspruch der Leute gehalten, welche sagen, es sei ihnen gleichgiltig, wenn nach ihrem Tode die ganze Welt in Flammen aufginge[1]; vielmehr müssen wir um unsrer selbst willen auch an die denken, die nach uns leben . . .

Vortrefflich ist der Ausspruch des Chrysippus: das übrige sei der Menschen und Götter wegen geschaffen, diese aber für ihren eigenen Verkehr und Gemeinschaft, so daß die Menschen ohne Unrecht die Tiere für ihren Nutzen gebrauchen können. Und weil dies die Natur des Menschen sei, daß ihn gewissermaßen das bürgerliche Recht mit der Menschheit verbinde, so sei der gerecht, der es befolge, derjenige ungerecht, der es übertrete. Aber wie man im Theater, das doch allen gemeinsam ist, mit Recht sagen kann, der Platz gehöre dem einzelnen, der ihn einnimmt; so steht auch in der Stadt und in der Welt nichts im Wege, daß ein jeder sein Eigenes hat.“ (Hier kommt der Individualismus doch zu einem gewissen Recht.)

Die Stoiker betonen überall, daß sie das Naturgemäße suchen, das zugleich auch das Vernünftige sei. Sie wollen naturgemäß leben (*ὁμολογουμένως φύσει ζῆν*). Sie stellen ein Naturgesetz auf, von dem sie behaupten, daß es das Vernunftgesetz sei, und von diesem sagt Chrysippus, es sei

---

[1]) Der griechische Vers lautet:

ἐμοῦ θανόντος γαῖα μιχθήτω πυρί

(après nous le déluge).

„der König über göttliche und menschliche Dinge, der Fürst und Herrscher über Rühmliches und Verwerfliches, die Richtschnur für Gerecht und Ungerecht, der Gebieter über Tun und Lassen der von der Natur zur staatlichen Gemeinschaft geschaffenen Wesen.“[1])

Bei dem Gründer der stoischen Schule, Zeno, geht nun aber die ‚Rückkehr zur Natur‘ so weit, daß er den Boden der Wirklichkeit ganz unter den Füßen verliert und für seine zu einer großen Herde verbundene Gemeinschaft einen utopischen Idealzustand einnimmt, der in einen völligen Anarchismus ausläuft. In dieser Gemeinschaft herrscht der Naturzustand, in welchem es

„keine Tempel, keine Gerichtshöfe, keine Gymnasien gibt; man hat kein Geld für Handel und Verkehr nötig; Männer und Weiber tragen dieselbe Kleidung und brauchen sich nichts zu verbergen“ (Diog. Laert. VIII, 33).

Ein phantastischer Traum!

Auch Seneka, der Zeitgenosse Neros, bezeichnet die Entwicklung des Privateigentums als die Quelle alles Unheils. Welch eine Verirrung!

2. Epikur (300 v. Chr.) ist der Gegensatz zu Zeno. Wie die Stoiker sich an Plato und dessen Sozialismus eng anschließen, so nehmen die Epikureer den extremen Individualismus der Sophisten wieder auf, nur daß der Einfluß der veränderten politischen Verhältnisse sich geltend macht. Zur Zeit der Sophisten war es ein starker herrschsüchtiger, jetzt ist es ein müder Individualismus, der sich passiv von jedem Handeln fernhält. Epikur zieht sich von der Welt zurück, um egoistisch ein sinnlich-geistiges Genußleben zu führen; der Weisheit höchstes Ziel ist Gemütsruhe. λάθε βιώσας, ist seine Lehre: ‚halt dich draus! zieh dich auf dich selbst zurück! kümmere dich nicht um den Streit und die Händel der Welt!‘ Cicero bekämpft in seiner Rede pro Sestio § 23 eine solche Anschauung, die er dem Piso in den Mund legt:

„Die Weisen täten alles um ihrer selbst willen; ein vernünftiger Mensch dürfe sich nicht mit Politik befassen; nichts sei vortrefflicher als ein ruhiges Leben, vollgepfropft von Vergnügen. Die Leute aber, welche sagten, man

---

[1]) Die Römer sind zu allen Zeiten groß darin gewesen, durch unscheinbare Verdrehungen und Verschiebungen große Gedanken sich dienstbar zu machen. Indem sie ohne weiteres ihr positives Recht für das Natur- und Vernunftsrecht erklärten, wandten sie jene hohen stoischen Worte auf ihre Gesetze und ihren Staat an.

müsse der Ehre dienen, für den Staat sorgen, im ganzen Leben an die Pflicht, nicht an den eigenen Vorteil denken, für das Vaterland Gefahren auf sich nehmen, Wunden ertragen, den Tod erleiden, das seien Schwärmer und Toren."

Horaz gibt in seinen Gedichten dieser epikureischen Anschauung wiederholt einen liebenswürdigen, bestechenden Ausdruck. Und doch wollen und dürfen wir uns einen solchen Standpunkt nicht aneignen; es ist eine politische Bankerotterklärung, Egoismus und Charakterschwäche, wenn wir ein tätiges Handeln für das Ganze, für das Gesamtwohl fliehen.

IV.

Untergang Griechenlands.[1])

(Athen, Sparta, Syrakus.)

A. Überblick über die Geschichte des 4.–2. Jahrhunderts vor Christo.

An ihrem extremen Individualismus, an ihrer entarteten Freiheit und Disziplinlosigkeit sind die Griechen zugrunde gegangen: Alle wollten befehlen, niemand gehorchen. Es gelang nicht, einen Ausgleich zu finden zwischen dem Freiheitsdrang, dem Egoismus und Individualismus

der einzelnen Menschen,
der einzelnen Gesellschaftsklassen,
der einzelnen Städte einerseits,

und den Interessen der Gesamtheit andererseits.

1.

Zunehmende Auflösung im 4. Jahrhundert.

Durch den traurigen Ausgang des Peloponnesischen Kriegs war die Hegemonie Athens beseitigt; aber Sparta (und ebenso später Theben) erwies sich als unfähig, das Erbe anzutreten. ‚Autonomie aller Städte‘ wurde das Schlagwort. Kein Gemeinwesen wollte dem anderen gehorchen; höher als die gemeinsamen Interessen aller Griechen standen die Sonderinteressen der einzelnen Städte; das Streben nach kommunaler Selbständigkeit ließ eine starke Zentralgewalt nicht aufkommen. Und wenn wirklich einmal Athen oder Sparta oder Theben einen größeren Bund zustande brachten, so fielen sie immer wieder in

---

[1]) In diesem Abschnitt habe ich mich darauf beschränkt, außer einem kurzen Überblick über die Entwicklung einige charakteristische Erscheinungen aus der Geschichte von Athen, Sparta und Syrakus zu geben.

den Fehler, daß sie ihre führende Stellung rein egoistisch ausbeuteten und ihre ‚Bundesgenossen‘ zu ‚Untertanen‘ herabdrückten.

Weit schlimmer waren die Verhältnisse innerhalb der einzelnen Städte. Da es gänzlich an einer über den Parteien stehenden, starken Staatsgewalt fehlte, so wurde der Staat zu einem Werkzeug der jedesmal zum Sieg gelangenden Partei. In den meisten Gemeinden standen sich eine oligarchische und eine demokratische Partei, d. h. die Besitzenden und Besitzlosen, mit bitterstem Haß gegenüber. Immer lauerte die eine Partei darauf, die andere zu stürzen, wobei jedesmal das Blut in Strömen floß. Die bedeutendsten Männer der Zeit wandten sich daher mit Abscheu von diesem Treiben ab, und nichts hat dem König von Makedonien so sehr die Wege geebnet, als die Sehnsucht der besitzenden und handeltreibenden Klassen nach Ruhe.

Die größten Zeiten der griechischen Geschichte waren doch die gewesen, als man sich gegen äußere Feinde, einerseits die Perser, andererseits die Karthager, zusammenschloß und zur gemeinsamen Abwehr einigte. Aber hundert Jahre später hielt man es nicht für eine Schande, von denselben barbarischen Nationalfeinden Hilfsgelder für die inneren Bruderkriege anzunehmen oder als Landsknechte und Söldner Leib und Leben den Barbaren zu verkaufen. Ganz wie bei uns in Deutschland während des 16.—18. Jahrhunderts!

2.

Philipp von Makedonien hat vermöge seiner absoluten Königsgewalt, gestützt auf ein starkes Heer, im Jahre 338 vor Chr. Griechenland bezwungen. Es schien nun eine Gesundung der griechischen Verhältnisse erfolgen zu können und zu sollen; denn es kam auf dem hellenischen Kongreß zu Korinth zu folgenden wichtigen Beschlüssen:

Es wurde ein allgemeiner Landfriede (*κοινὴ εἰρήνη*) aufgerichtet.

Alle hellenischen Staaten sollten frei und unabhängig sein, im Genuß der bestehenden Verfassungen.

Gewaltsame Umwälzungen im Inneren der einzelnen Staaten sollten nicht mehr geduldet werden und das Privateigentum unverletzlich sein.

Zur Wahrnehmung der gemeinsamen Angelegenheiten und als oberster Gerichtshof in allen Bundessachen wurde eine allgemeine hellenische Bundesversammlung (*κοινὸν συνέδριον τῶν Ἑλλήνων*) eingesetzt, mit dem Sitz in

Korinth; jede beteiligte Gemeinde sandte dazu ihre Vertreter.

Zwischen Makedonien und dem hellenischen Bunde wurde ein Schutz- und Trutzbündnis abgeschlossen und für den Kriegsfall der Oberbefehl zu Land und zu Wasser Philipp übertragen.[1])

Unwillkürlich denken wir hierbei an die Verträge, welche unsere deutschen Einzelstaaten mit Preußen 1866 und 1870/71 geschlossen haben. Noch niemals war es in Griechenland zu einem Landfrieden gekommen. Was aber noch wichtiger war: Bisher war die Form des Stadtstaates ein Hindernis für jede wirksame Einigung gewesen; jetzt wurde der Versuch gemacht, die kommunale und einzelstaatliche Freiheit mit einer Zentralgewalt zu vereinigen.

Aber eine dauernde Gesundung konnte nur eintreten, wenn eine starke Faust die Griechen im Zaume hielt. Die Ermordung Philipps, die lange Abwesenheit und der frühe Tod Alexanders des Großen stellten alles wieder in Frage.

3.

Die griechische Geschichte nach Alexander dem Großen.

Der Osten: Nach langen, langen Kämpfen bildeten sich aus dem Erbe Alexanders des Großen die Diadochenreiche. Drei größere: Mazedonien unter den Antigoniden, Syrien unter den Seleuziden, Ägypten unter den Ptolemäern. Mehrere kleinere: Pergamum, Pontus, Bithynien, Rhodus u. a.

Das Griechentum nahm während des 3. Jahrhunderts noch einmal einen gewaltigen Aufschwung: Es erfolgte die letzte und vielleicht großartigste Periode der griechischen Kolonisation. Kleinasien, Syrien, Ägypten wurden völlig hellenisiert. In den großen Städten Pergamum, Antiochia, Rhodus, vor allem aber in Alexandria erlebten griechische Kunst und Wissenschaft eine hohe Nachblüte; Handel und Verkehr entwickelten sich in ungeahntem Maße.

Aber bei allem äußeren Glanz trat bald der Verfall ein. Die Diadochen nahmen, dem Beispiel Alexanders des Großen folgend, die Formen des orientalischen Königtums an. Ihre griechischen Untertanen entarteten durch die Vermischung mit den Asiaten; sie wurden allmählich in die Knechtesgesinnung

[1]) Nach Beloch, Griech. Geschichte II, S. 573.

und in die Erstarrung des ‚Orients‘ hineingerissen. Die ‚Griechen‘ wurden zu ‚Byzantinern.‘

Das griechische Mutterland kam nicht zur Ruhe: teils wurde es in die Kämpfe zwischen den Diadochen hineingezogen, teils lagen die einzelnen Städte untereinander in Hader, teils wüteten innerhalb der Städte Bürgerkriege. Es ist eine Selbstzerfleischung ohnegleichen; niemand war stark genug, einen Landfrieden zu erzwingen. Von außen wurde das Land durch große verheerende Einfälle der Kelten heimgesucht.

Durch die massenhafte Auswanderung trat eine Entvölkerung ein, und allmählich verlor Griechenland neben den mächtigen Reichen des Ostens und des Westens auch in Handel und Verkehr seine frühere beherrschende Stellung. Seit dem Jahre 200 begann der römische Einfluß immer stärker und stärker zu werden. Das Jahr 146 vor Chr., wo Korinth erobert und zerstört wurde, müssen wir als das Ende der griechischen Geschichte bezeichnen, obgleich den Städten noch eine Art von Selbständigkeit gelassen wurde. —

Im Westen blühten während des 4. und teilweise des 3. Jahrhunderts bedeutende Griechenstädte und spielten bisweilen die Rolle von Großmächten: Massilia in Südfrankreich, Kapua in Kampanien, Tarent in Unteritalien, Syrakus auf Sizilien. Aber auch hier hörten die inneren und äußeren Kämpfe nicht auf, und der Reihe nach wurden sie alle eine Beute der Römer: 272 Tarent, 212 Syrakus. Am längsten behauptete Massilia seine Selbständigkeit.

B. Athen im 4. Jahrhundert vor Christo.

Zwar ist auch in Athen die Opposition der Besitzenden mehrmals zum Sieg gelangt und hat eine oligarchische Verfassung mit bestimmtem Vermögenszensus eingeführt (411, 404/3, 322). Aber das währte nur kurze Zeit; in der Regel war und blieb Athen der Hauptsitz und das Vorbild einer extremen Demokratie.

Fast an allen festfreien Tagen fanden entweder Volksversammlungen statt, in denen die wichtigsten Entscheidungen getroffen wurden, oder es traten die Volksgerichte zusammen.

Woraus bestand nun dieses ‚Volk‘? Die Kleinbauern, die es noch gab, hatten keine Zeit, täglich in die Stadt zu kommen; die Vornehmen und Wohlhabenden hielten sich mehr und mehr vom öffentlichen Leben fern: So waren es denn die Handwerker, Kleinkrämer und die Proletarier, die Besitzlosen, in deren Händen die wichtigsten Entscheidungen lagen. Diese ‚kleinen Leute‘ gewöhnten sich daran, den Aufenthalt in den Volksversammlungen und in den Volksgerichten zu ihrem Lebensberuf zu machen, von den Diäten ihren Unterhalt zu bestreiten. Die Folge war, daß ihr Klasseninteresse ausschlaggebend war. Daß sie ihre Diäten bekamen, war den Geschworenen wichtiger, als daß sie Recht sprachen; es kam vor, daß der Ankläger sie aufforderte, den Angeklagten zu verurteilen, damit aus dem konfiszierten Vermögen der ‚Richtersold‘ bezahlt werden könnte.[1]) In der 30. Rede des Lysias (gegen Nikomachos) wird es § 22 geradezu ausgesprochen, daß überhaupt die Vermögenskonfiskation ein beliebtes Mittel war, um ein Defizit in der Staatskasse zu beseitigen:

„Wenn genug Geld in der Staatskasse ist, so verletzt der ‚Rat‘ das Recht nicht; wenn aber der Staat in Finanznot gerät, so kann der Rat nicht umhin, Denunziationen entgegenzunehmen, das Vermögen der Bürger zu konfiszieren und den Anträgen der verworfensten Redner Folge zu geben.“

Aber das ‚Volk‘ beanspruchte auch an den zahlreichen Festtagen sich auf öffentliche Kosten zu vergnügen, und eine besonders verhängnisvolle Rolle spielt in der Entwicklung der athenischen Demokratie das Schaugeld, das ‚Theorikon‘. Wir müssen an dieser Stelle über die traurige Geschichte der ‚Überschüsse‘ sprechen. Als der athenische Staat im Jahre 483 vor Chr. aus den vor kurzem entdeckten Silberminen bei Laurion einen reinen Jahresertrag von 100 Talenten gewann, setzte es Themistokles durch, daß dieses Geld nicht unter die Bürger verteilt, sondern zum Bau von Schiffen verwandt werde. Später flossen von den Bundesgenossen reiche Beiträge ein; man konnte einen Staatsschatz ansammeln, der im Jahre 435 auf 9700 Talente angewachsen war und beim Beginn des Peloponnesischen Kriegs noch 6000 Talente betrug. Daneben blieb es Regel, daß die Überschüsse der Verwaltung für die Kriegsflotte, für Befestigungen und sonstige Kriegszwecke verwandt

[1]) Vgl. den Abschnitt über Aristophanes.

wurden. War für alle diese Dinge hinreichend gesorgt, so wurden unter Perikles auch große Summen für Tempelbauten ausgegeben und damit zahlreichen Bürgern Arbeit und Verdienst verschafft.

Im Jahre 413, nach der Sizilischen Expedition, war der Staatsschatz erschöpft. Trotzdem wurden im Jahre 410, nach Wiederherstellung der Demokratie, durch Kleophon die Besoldungen für Rat, Volksversammlung und Volksgerichte wieder eingeführt.

Im Jahre 404, am Ende des Peloponnesischen Kriegs, war der athenische Staat nicht nur politisch, sondern auch finanziell völlig ruiniert.

Zehn Jahre nach diesem völligen Zusammenbruch, als nach dem Siege bei Knidos (394 vor Chr.) der Staat eben anfing, sich zu erholen, wurden die Schaugelder (τὰ θεωρικά) eingeführt. Darüber schreibt Beloch II, S. 360:

„Das Volk benutzte in den demokratischen Staaten seine Macht dazu, auf öffentliche Kosten zu schmausen und sich zu vergnügen. Man begnügte sich jetzt nicht mehr mit der Teilnahme an den Opfermahlen und den Schaustellungen, die an den Festen geboten wurden, trotzdem man auch hier immer höhere Ansprüche stellte . . . Vielmehr schritt man jetzt dazu, an den Festen Geld unter die Bürger zu verteilen. Man begann damit, den Ärmeren das Eintrittsgeld ins Theater aus der Staatskasse zurückzuerstatten (τὰ θεωρικά „Schaugelder") . . . Im Laufe der Zeit kam man dahin, auch bei anderen Festen Geld an das Volk auszuteilen und den Betrag, der sich ursprünglich auf 1 Drachme (80 Pfennige) für jeden Bürger belaufen hatte, immer höher zu steigern. So wurde das Theorikon zu Philipps und Alexanders Zeit zum wundesten Punkt im Finanzwesen Athens; es verschlang alle Überschüsse und machte den Staat zu jeder energischen Kriegführung unfähig."

Daß die regelmäßige Zahlung der Spenden gesichert sei, die an den großen Festen unter das Volk verteilt wurden, war im 4. Jahrhundert vor Chr. eine Hauptaufgabe des Staates, und der Verwalter der Theorikenkasse wurde einer der bedeutendsten Beamten. Berühmt ist die Zeit, wo Eubulos dieses Amt bekleidete, von 354—339. Er war ein geschickter Finanzmann, der tatsächlich Athen aus seiner Geldnot befreit, die rückständigen Kriegskosten abgezahlt, die Kriegsvorräte ergänzt, eine Reihe von öffentlichen Bauten in Angriff genommen hat. Aber gerade er hat öfter und reichlicher die Spenden an den städtischen Pöbel zur Verteilung gebracht, als es je geschehen war.

Als im Jahre 350 der Staat infolge des Euböischen Feldzuges in Geldverlegenheit war und der Antrag gestellt wurde,

die Überschüsse, wie in früheren Zeiten, der Kriegskasse zuzuführen, da wurde dies energisch abgelehnt, der Antragsteller Apollodor wegen ‚Gesetzwidrigkeit‘ zu einer Geldstrafe verurteilt und der Beschluß gefaßt, daß fortan jeden die Todesstrafe treffen sollte, der die bestehenden Bestimmungen über die Theorikenkasse durch einen Antrag bei der Volksversammlung antasten würde.[1]) So war denn, weil das Vergnügen des Volkes allen anderen Interessen des Staates vorging, bei jedem größeren Kriegsunternehmen eine außerordentliche Vermögenssteuer (*εἰσφορά*) erforderlich, und da die Besitzenden zu solchen plötzlichen, großen Opfern auch nicht freudig bereit waren, so war der Staat geradezu gelähmt.

In den Olynthischen Reden des Demosthenes (349) hören wir die schmerzliche, bittere Klage über solche Zustände. Zwar darf er keinen Antrag stellen; denn darauf steht die Todesstrafe. Aber seine Meinung laut zu sagen, kann ihm niemand verbieten. Nachdem er in der ersten Olynthischen Rede ausgeführt, daß die Athener unter allen Umständen der Stadt Olynth Hilfe bringen müssen, wendet er sich § 19 ff. der Frage zu, wie die nötigen Geldmittel zu beschaffen seien:

„Was die Beschaffung der Mittel anbetrifft, so habt ihr Geld, mehr Geld für den Krieg, als irgend jemand unter den Griechen. Aber dies steckt ihr für eure Vergnügungen in die Tasche. Wenn ihr dieses Geld euren Kriegern geben wollt, dann bedürft ihr keiner weiteren Mittel; im anderen Fall aber bedürft ihr derselben, ja es mangelt an allem. ‚Wie?‘ könnte einer sagen, ‚stellst du den Antrag, daß diese Gelder für den Krieg verwandt werden?‘ Beim Zeus, ich werd' mich hüten! Denn während ich der Meinung bin, daß wir Krieger ausrüsten und diese Gelder für den Krieg verwenden müssen und daß, wer Geld empfängt, auch seine Schuldigkeit tun soll, meint ihr, das Geld für die Feste in die Tasche stecken zu müssen, ohne etwas dafür zu leisten. — Es bleibt uns also nur übrig, daß wir alle die Vermögenssteuer zahlen: wenn viel nötig ist, viel; wenn wenig nötig ist, wenig. Geld ist auf alle Fälle erforderlich, und ohne Geld kann nichts geschehen."

In der dritten Olynthischen Rede geht Demosthenes einen Schritt weiter, § 10—13:

„‚Daß wir Hilfe bringen müssen‘, so könnte einer sagen, ‚haben wir alle erkannt, und wir werden auch Hilfe bringen; sage uns aber jetzt, wie!‘ Wundert euch nicht, ihr Athener, wenn ich etwas sage, was den meisten

---

[1]) Vgl. den ersten Anhang zu Westermanns „Ausgewählten Reden des Demosthenes", 1. Teil.

befremdlich ist. Setzt Nomotheten ein![1]) Und in dieser Kommission gebt keine neuen Gesetze (wir haben reichlich genug), sondern hebt die bestehenden auf, die euch in den jetzigen Verhältnissen schaden. Ich meine die Gesetze über die Schaugelder, um es gerade heraus zu sagen, und teilweise die Gesetze über die im Felde stehenden Krieger: die ersteren verteilen Geld, das für die Krieger bestimmt ist, als Schaugeld unter die, welche zu Hause bleiben; die anderen lassen Krieger, welche sich gegen die Disziplin vergehen, straflos ausgehen und erschweren denen, die ihre Pflicht tun wollen, die Arbeit. Wenn ihr diese Gesetze aufgehoben habt und dem, der euch das Beste raten will, keine Gefahren bereitet, dann erst sucht einen Mann, der euch solche Anträge stellt, die, wie ihr alle wißt, Vorteil bringen. Bevor ihr dieses tut, erwartet nicht, daß einer bereit ist, das Beste für euch redend, den Tod von euch zu erleiden[2]); denn ihr werdet keinen finden, zumal da nichts weiter dabei herauskommen würde, als daß er, solches beantragend, ungerechterweise etwas Übles erduldet, ohne der Sache zu nützen. Nein, ihr müßt verlangen, daß dieselben Leute diese Gesetze aufheben, welche sie gegeben haben . . ."

Die Bemühungen des Demosthenes waren erfolglos. Erst zehn Jahre später, als die Not aufs höchste gestiegen war, als Philipp in Mittelgriechenland stand und Athen unmittelbar bedrohte, „beschlossen die Athener auf Demosthenes' Antrag, die Überschüsse sämtlich der Kriegskasse zuzuweisen, höchst wahrscheinlich unter ausdrücklicher Aufhebung der Gesetze des Eubulos und voller Wiederherstellung der ursprünglichen, durch jene Gesetze wesentlich gehemmten und eingeschnürten Wirksamkeit des Vorstehers der öffentlichen Einkünfte . . ."[3]) Aber als im folgenden Jahr 338 die Athener nach der Niederlage bei Chäronea Frieden mit König Philipp geschlossen hatten, kehrte die alte Wirtschaft wieder, und der Redner Demades bezeichnete das Theorikon als den Kitt, der das Volk zusammenhält. —

Wie individualistisch die extreme Demokratie ist, erkennen wir aus der interessanten Tatsache, daß die Athener in der Aufnahme von Bürgern um so engherziger wurden, je demokratischer ihre Verfassung war. Die athenischen Gleichheitsfanatiker dachten an nichts weniger, als an allgemeine gleiche Menschenrechte. Wie sie es für ganz natürlich hielten, die

---

[1]) Die Nomotheten waren ein Ausschuß von 1000 Bürgern, die sowohl über die Annahme neuer, als auch über die Abänderung oder Abschaffung alter Gesetze verhandelten.

[2]) Wegen des im Jahre 350 gegebenen Gesetzes.

[3]) Nach A. Schäfer: Demosthenes und seine Zeit.

Sklaven für sich fronden zu lassen, so achteten sie streng auf Reinhaltung der Bürgerschaft und Ausschließung der fremden Elemente, damit kein Unberufener an den materiellen Vorteilen teilnähme. Im Jahre 451 setzte Perikles ein Gesetz durch, daß nur diejenigen bürgerliche Rechte haben sollten, deren Vater und Mutter das athenische Bürgerrecht hätten. Als 445 eine große Kornspende unter das Volk verteilt wurde, ließ man vorher die Bürgerlisten nachsehen und alle Unberechtigten streichen. Nach dem Peloponnesischen Krieg wurde das Gesetz von 451 mit aller Strenge erneuert und schwere Strafen darauf gesetzt, daß einer sich das Bürgerrecht erschliche. Wiederholt hören wir in der Folgezeit von einer Revision der Bürgerlisten, von Prozessen über unrechtmäßige Anmaßung des Bürgerrechts und von strenger Bestrafung.

C. Sparta.

Wenn die athenische Geschichte typisch ist für die Auswüchse der demokratischen Verfassung, so haben wir in der spartanischen Geschichte das Gegenstück für die Oligarchie. Merkwürdig, daß gerade in Sparta die Ungleichheit immer größer wurde! Wir hören von der Verschwörung des Kinadon, der, im Bewußtsein seiner militärischen Tüchtigkeit, die untergeordnete Stellung nicht ertrug und einen Umsturz der Verhältnisse herbeiführen wollte; aber der Anschlag wurde entdeckt und Kinadon mit seinen Genossen hingerichtet (399 vor Chr.).

Wie im 4. Jahrhundert die vielgerühmte Verfassung des spartanischen Staates in Wirklichkeit aussah, das erzählt uns Aristoteles in seiner Politik II, 6. Daß die unfreien, leibeigenen Heloten arbeiten müssen, damit die Spartiaten „der Sorge um das Notwendige enthoben seien,“ findet er in der Ordnung. Dann aber fährt er fort:

„In Sparta sind die Verhältnisse der Frauen übel geordnet. Dieselben führen ein in jeder Beziehung zügelloses und üppiges Leben. Unter solchen Umständen muß unter den Bürgern eine große Wertschätzung des Reichtums aufkommen, zumal wenn sie unter Weiberregiment geraten, wie das bei den meisten streitbaren und kriegerischen Völkerstämmen der Fall ist . . . Zur Zeit der spartanischen Hegemonie ward vieles durch die Weiber zustande gebracht . . . Diese mangelhafte Einrichtung der Frauenverhältnisse scheint

nicht nur ein häßlicher Fleck schlechthin in der Staatsverfassung zu sein, sondern auch die Geldgier bedeutend zu fördern.

Ferner verdient das Mißverhältnis im Besitz getadelt zu werden. Ein Teil der Bürger besitzt ein sehr großes Vermögen, ein anderer ein ganz geringes, so daß der Grund und Boden nur einer kleinen Zahl gehört. Aber auch hierüber sind die gesetzlichen Bestimmungen schlecht. Denn während der Gesetzgeber mit Recht den Kauf und Verkauf von Erbgrundbesitz mit einem Makel belegt, gestattet er jedem, nach Belieben denselben zu verschenken oder zu vermachen, da doch auf diesem wie auf jenem Wege das Ergebnis notwendig dasselbe ist. So besitzen denn auch die Frauen von dem gesamten Grund und Boden beinahe zwei Fünftel ... Während also das Land imstande ist, 1500 Reiter und 30000 Schwerbewaffnete zu ernähren, konnte es nicht einmal 1000 aufbringen ... Der Staat ging aus Mangel an Menschen zugrunde ...

Auch hinsichtlich der Tischgenossenschaften, der sogenannten Phiditien, sind bei der ersten Einrichtung nicht die besten Bestimmungen getroffen. Denn es wäre richtig, die Beiträge aus dem Staatsschatze, wie in Kreta, zu liefern. Bei den Spartanern aber sind die einzelnen zum Beitrag verpflichtet, obgleich einige wegen großer Armut diesen Aufwand nicht bestreiten können: so daß gerade das Gegenteil von dem entsteht, was der Gesetzgeber beabsichtigte. Denn nach seiner Absicht sollte das Institut der Tischgenossenschaften ein demokratisches sein, während es in Wirklichkeit nichts weniger als demokratisch ist, da sehr arme Leute nicht leicht daran teilnehmen können, die alsdann ihr Bürgerrecht verlieren; denn nach einer alten Bestimmung wird jeder ausgeschlossen, der diesen Beitrag nicht aufbringen kann."

Beloch berechnet für das Jahr 371 vor Chr. die Zahl der vollberechtigten spartanischen Bürger auf 1500. Durch die Niederlagen bei Leuktra (371) und Mantinea (362) verlor Sparta seine Großmachtstellung. In der Folgezeit war es zur Ohnmacht verurteilt und wesentlich auf das Gebiet von Lakonien beschränkt. Die Geschichte der nächsten 120 Jahre hat für uns gar kein Interesse. Um so bedeutsamer aber sind die **Reformversuche der Könige Agis und Kleomenes** in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts vor Chr. In Plutarchs Biographie des Königs Agis lesen wir[1]):

„Als die Gier nach Gold und Silber sich in Sparta eingeschlichen hatte und dem Besitze des Reichtums Geiz und Habsucht, dem Gebrauch und Genuß aber Schwelgerei, Weichlichkeit und Prachtliebe gefolgt waren, kam der spartanische Staat um die meisten seiner Vorzüge und befand sich immer

[1]) Das Folgende ist ein knapper Auszug aus Plutarch, wobei ich alles Unwesentliche, namentlich das rhetorische und moralische Beiwerk, ausgelassen habe. Vgl. Pöhlmann II, S. 399 ff.

in einem niedrigen, verächtlichen Zustand, bis auf die Zeit, da Agis und Leonidas zur königlichen Würde gelangten (244 vor Chr.).

Agis stammte aus dem Hause der Eurypontiden, Leonidas aus dem Hause der Agiaden. Bei Leonidas war die Abweichung von den alten Sitten gar zu auffallend, da er sich lange Zeit an den Höfen der Satrapen herumgetrieben, bei Seleukos in Diensten gestanden hatte und nun den dortigen Prunk unbesonnenerweise in seine Heimat übertragen wollte. *Agis* dagegen übertraf alle Menschen so sehr an Geistesgaben und erhabener Denkungsart, daß er, obgleich er noch nicht einmal 20 Jahre alt war und obgleich er bei seiner Mutter Agesistrata und seiner Großmutter Archidamia, die unter allen Lakedämoniern das größte Vermögen besaßen, in Reichtum und Üppigkeit aufgewachsen war, dennoch sogleich sich für einen Feind aller Wollüste erklärte, den äußeren Schmuck ganz von seinem Körper entfernte, jede Art von Pracht sorgfältig vermied, dagegen sich mit einem schlechten Mantel brüstete, die Mahlzeiten, die Bäder und die ganze Lebensart der alten Lazedämonier zurückwünschte und sogar laut sagte, es wäre ihm an der Königswürde nichts gelegen, wenn er nicht durch sie die Gesetze und die uralten Einrichtungen wiederherstellen könnte.

Damals betrug die Zahl aller vollberechtigten Spartaner nur noch 700, und unter diesen befanden sich vielleicht nur 100, die Land und Erbe besaßen. Der übrige Teil des Volkes saß neben jenen dürftig und verachtet in der Stadt, so daß es allen Mut und Eifer für auswärtige Kriege verlor und immer auf eine Gelegenheit zur Revolution und Veränderung des jetzigen Zustandes lauerte.

Daher hielt es Agis mit Recht für ein verdienstliches Werk, die Stadt zur *Gleichheit* zurückzuführen und mit der gehörigen Zahl von Bürgern zu versehen. In seinem Vorhaben unterstützten ihn Lysander und Mandrokleides und Agesilaos. Letzterer war ein Onkel des Königs Agis und sehr beredt, sonst aber weichlich und geldliebend; *die eigentliche Ursache aber, die den Agesilaos bewog, sich in diese Unternehmung mit einzulassen, war die Menge seiner Schulden, von denen er durch eine Revolution befreit zu werden hoffte.* Agis gewann auch seine Mutter und Großmutter für die Sache. — Dagegen die anderen reichen Frauen Spartas wollten auf ihre mächtige Stellung nicht verzichten; sie fanden eine Stütze an dem König Leonidas, der sich zwar aus Furcht vor dem Volke den Plänen des Agis nicht offen widersetzte, aber insgeheim sie zu hemmen und zu vereiteln suchte.

Agis setzte es durch, daß Lysander zum Ephoren gewählt wurde, und dieser legte nun sogleich seinen Gesetzesvorschlag dem Rat der Alten vor. Die Hauptpunkte desselben waren:

Alle Schulden sollten für getilgt erklärt,
der gesamte Grund und Boden des Landes enteignet
und dann von neuem verteilt werden.

Das Gebiet des alten Bürgerlandes zwischen Pellene und Taygetos einerseits und Kap Malea und Sellasia andererseits sollte in 4500 gleiche Lose für die Spartiaten, das Untertanengebiet in 15000 Anteile für waffenfähige

Periöken zerlegt werden. Um die Spartiaten zu ergänzen und auf die Zahl 4500 zu bringen, sollte eine entsprechende Anzahl von auserlesenen Periöken und Fremden das Bürgerrecht erhalten. Auch sollte die Bürgerschaft wieder in Tischgesellschaften gegliedert werden und sich in ihrer Lebensart nach den Vorfahren richten.

Als sich im ‚Rat der Alten' eine Opposition gegen diese Vorschläge erhob, berief der Ephor Lysander eine allgemeine Volksversammlung. Hier war es, wo der jugendliche König Agis auftrat und nach einer kurzen Anrede erklärte, er wolle der Verfassung, die er einführte, die größten Opfer bringen: ‚Fürs erste gebe ich mein ganzes beträchtliches Vermögen an Ackerland und Wiesen und 600 Talente Gold hin; sodann tun meine Mutter und Großmutter dasselbe, sowie alle meine Freunde und Verwandten, die unter den Spartanern die reichsten sind.'

Natürlich fand nun die Reform bei dem begeisterten Volke lebhafte Zustimmung; aber im ‚Rat der Alten' wurde sie mit einer Stimme Majorität abgelehnt. Um aber den vor allen widerstrebenden König Leonidas unschädlich zu machen, forderte Lysander ihn vor das Ephorengericht, wo man ihn absetzte und die Königswürde seinem Schwiegersohn Kleombrotos gab (243 vor Chr.).

Trotzdem gelangte die Reformpartei noch nicht zum Ziel. Die Amtsfrist der regierenden Ephoren lief eben jetzt ab; es kam zu Neuwahlen, die entschieden zugunsten der Opposition ausfielen. Die nun antretenden Ephoren ließen den Leonidas sein Asyl verlassen und versetzten die Führer der Reformpartei, Lysander und Mandrokleides, in Anklagezustand: ihr Antrag auf Schuldenkassierung und Güterverteilung sei gesetzwidrig.

Die Sache spitzte sich zu *einer Kraftprobe zwischen dem Ephorat und dem Reformkönigtum* zu. Die beiden Könige Agis und Kleombrotos gingen zur Gewalt über. Sie erschienen mit ihren Anhängern auf dem Markte, zwangen die Ephoren, ihre Amtsstühle zu verlassen, und ernannten andere an ihrer Stelle, darunter Agesilaos. Dann bewaffneten sie viele junge Leute und setzten die Gefangenen in Freiheit. Die eingeschüchterten Gegner wagten keinen Widerstand mehr; Leonidas ging außer Landes; Blut wurde nicht vergossen.

(Nun gelangten die Reformvorschläge beim ‚Rat der Alten' und der Volksversammlung zur Annahme.)

Trotzdem hat *Agesilaos* durch seine Habgier das ganze Reformwerk zum Scheitern gebracht. Er beredete den König Agis, zunächst nur den *ersten* und einfacheren Teil, die Tilgung der Schulden, auszuführen. Die Gläubiger mußten alle Schuldurkunden ausliefern, die dann auf dem Markt zusammengehäuft und verbrannt wurden. Als die Flamme emporstieg, gingen die Reichen und Kapitalisten betrübt und unwillig von dannen; Agesilaos aber spottete ihrer und sagte, er habe nie ein schöneres Feuer gesehen.

Nunmehr forderte das Volk, daß auch die Ländereien sogleich verteilt werden sollten. Die Könige gaben schon Befehl dazu; *aber Agesilaos wußte immer neue Hindernisse zu*

in einem niedrigen, verächtlichen Zustand, bis auf die Zeit, da Agis und Leonidas zur königlichen Würde gelangten (244 vor Chr.).

Agis stammte aus dem Hause der Eurypontiden, Leonidas aus dem Hause der Agiaden. Bei Leonidas war die Abweichung von den alten Sitten gar zu auffallend, da er sich lange Zeit an den Höfen der Satrapen herumgetrieben, bei Seleukos in Diensten gestanden hatte und nun den dortigen Prunk unbesonnenerweise in seine Heimat übertragen wollte. Agis dagegen übertraf alle Menschen so sehr an Geistesgaben und erhabener Denkungsart, daß er, obgleich er noch nicht einmal 20 Jahre alt war und obgleich er bei seiner Mutter Agesistrata und seiner Großmutter Archidamia, die unter allen Lakedämoniern das größte Vermögen besaßen, in Reichtum und Üppigkeit aufgewachsen war, dennoch sogleich sich für einen Feind aller Wollüste erklärte, den äußeren Schmuck ganz von seinem Körper entfernte, jede Art von Pracht sorgfältig vermied, dagegen sich mit einem schlechten Mantel brüstete, die Mahlzeiten, die Bäder und die ganze Lebensart der alten Lazedämonier zurückwünschte und sogar laut sagte, es wäre ihm an der Königswürde nichts gelegen, wenn er nicht durch sie die Gesetze und die uralten Einrichtungen wiederherstellen könnte.

Damals betrug die Zahl aller vollberechtigten Spartaner nur noch 700, und unter diesen befanden sich vielleicht nur 100, die Land und Erbe besaßen. Der übrige Teil des Volkes saß neben jenen dürftig und verachtet in der Stadt, so daß es allen Mut und Eifer für auswärtige Kriege verlor und immer auf eine Gelegenheit zur Revolution und Veränderung des jetzigen Zustandes lauerte.

Daher hielt es Agis mit Recht für ein verdienstliches Werk, die Stadt zur Gleichheit zurückzuführen und mit der gehörigen Zahl von Bürgern zu versehen. In seinem Vorhaben unterstützten ihn Lysander und Mandrokleides und Agesilaos. Letzterer war ein Onkel des Königs Agis und sehr beredt, sonst aber weichlich und geldliebend; die eigentliche Ursache aber, die den Agesilaos bewog, sich in diese Unternehmung mit einzulassen, war die Menge seiner Schulden, von denen er durch eine Revolution befreit zu werden hoffte. Agis gewann auch seine Mutter und Großmutter für die Sache. — Dagegen die anderen reichen Frauen Spartas wollten auf ihre mächtige Stellung nicht verzichten; sie fanden eine Stütze an dem König Leonidas, der sich zwar aus Furcht vor dem Volke den Plänen des Agis nicht offen widersetzte, aber insgeheim sie zu hemmen und zu vereiteln suchte.

Agis setzte es durch, daß Lysander zum Ephoren gewählt wurde, und dieser legte nun sogleich seinen Gesetzesvorschlag dem Rat der Alten vor. Die Hauptpunkte desselben waren:

Alle Schulden sollten für getilgt erklärt,
der gesamte Grund und Boden des Landes enteignet
und dann von neuem verteilt werden.

Das Gebiet des alten Bürgerlandes zwischen Pellene und Taygetos einerseits und Kap Malea und Sellasia andererseits sollte in 4500 gleiche Lose für die Spartiaten, das Untertanengebiet in 15000 Anteile für waffenfähige

Periöken zerlegt werden. Um die Spartiaten zu ergänzen und auf die Zahl 4500 zu bringen, sollte eine entsprechende Anzahl von auserlesenen Periöken und Fremden das Bürgerrecht erhalten. Auch sollte die Bürgerschaft wieder in Tischgesellschaften gegliedert werden und sich in ihrer Lebensart nach den Vorfahren richten.

Als sich im ‚Rat der Alten‘ eine Opposition gegen diese Vorschläge erhob, berief der Ephor Lysander eine allgemeine Volksversammlung. Hier war es, wo der jugendliche König Agis auftrat und nach einer kurzen Anrede erklärte, er wolle der Verfassung, die er einführte, die größten Opfer bringen: ‚Fürs erste gebe ich mein ganzes beträchtliches Vermögen an Ackerland und Wiesen und 600 Talente Gold hin; sodann tun meine Mutter und Großmutter dasselbe, sowie alle meine Freunde und Verwandten, die unter den Spartanern die reichsten sind.‘

Natürlich fand nun die Reform bei dem begeisterten Volke lebhafte Zustimmung; aber im ‚Rat der Alten‘ wurde sie mit einer Stimme Majorität abgelehnt. Um aber den vor allen widerstrebenden König Leonidas unschädlich zu machen, forderte Lysander ihn vor das Ephorengericht, wo man ihn absetzte und die Königswürde seinem Schwiegersohn Kleombrotos gab (243 vor Chr.).

Trotzdem gelangte die Reformpartei noch nicht zum Ziel. Die Amtsfrist der regierenden Ephoren lief eben jetzt ab; es kam zu Neuwahlen, die entschieden zugunsten der Opposition ausfielen. Die nun antretenden Ephoren ließen den Leonidas sein Asyl verlassen und versetzten die Führer der Reformpartei, Lysander und Mandrokleides, in Anklagezustand: ihr Antrag auf Schuldenkassierung und Güterverteilung sei gesetzwidrig.

Die Sache spitzte sich zu *einer Kraftprobe zwischen dem Ephorat und dem Reformkönigtum* zu. Die beiden Könige Agis und Kleombrotos gingen zur Gewalt über. Sie erschienen mit ihren Anhängern auf dem Markte, zwangen die Ephoren, ihre Amtsstühle zu verlassen, und ernannten andere an ihrer Stelle, darunter Agesilaos. Dann bewaffneten sie viele junge Leute und setzten die Gefangenen in Freiheit. Die eingeschüchterten Gegner wagten keinen Widerstand mehr; Leonidas ging außer Landes; Blut wurde nicht vergossen.

(Nun gelangten die Reformvorschläge beim ‚Rat der Alten‘ und der Volksversammlung zur Annahme.)

Trotzdem hat *Agesilaos* durch seine Habgier das ganze Reformwerk zum Scheitern gebracht. Er beredete den König Agis, zunächst nur den *ersten* und einfacheren Teil, die Tilgung der Schulden, auszuführen. Die Gläubiger mußten alle Schuldurkunden ausliefern, die dann auf dem Markt zusammengehäuft und verbrannt wurden. Als die Flamme emporstieg, gingen die Reichen und Kapitalisten betrübt und unwillig von dannen; Agesilaos aber spottete ihrer und sagte, er habe nie ein schöneres Feuer gesehen.

Nunmehr forderte das Volk, daß auch die Ländereien sogleich verteilt werden sollten. Die Könige gaben schon Befehl dazu; *aber Agesilaos wußte immer neue Hindernisse zu*

9*

schaffen, machte allerhand Ausflüchte und zog so die Sache in die Länge, bis ein auswärtiger Krieg ausbrach. Die Ephoren, darunter Agesilaos, schickten den König Agis mit einem Heere aus.

Während der Abwesenheit des Königs kompromittierte der habgierige Agesilaos die Sache der Reform so sehr, daß die Opposition es wagen konnte, den verbannten Leonidas öffentlich zurückzuführen und auf den Thron zu setzen. Selbst das niedere Volk stimmte zu; denn es war darüber empört, daß es mit der Verteilung der Ländereien getäuscht und hintergangen war.

Nun folgte die Katastrophe: Agesilaos wurde von seinem Schwiegersohn heimlich in Sicherheit gebracht; die beiden Könige Agis und Kleombrotos suchten Schutz in verschiedenen Tempeln. Letzterer erlangte durch die Fürsprache seiner Frau, der Tochter des Leonidas, freien Abzug ins Exil. Die bisherigen Ephoren wurden abgesetzt und andere an ihrer Stelle ernannt, die bereit waren, die Hand zur Vernichtung des Königs Agis zu bieten. Mit ihrer Hilfe gelang es, den König, der sich nicht vorsichtig genug innerhalb der Grenzen des Tempelasyls hielt, zu verhaften und in den Kerker zu werfen. Dem weiteren Verfahren wußte man den Schein eines ordentlichen Gerichts zu geben. Schließlich wurde Agis erdrosselt; dasselbe Schicksal erfuhren seine Mutter Agesistrata und Großmutter Archidamia."

In diesem Bericht des Plutarch wird manches übertrieben sein; Agis erscheint geradezu in überirdischer Reinheit. Aber es war doch hier in gewissem Sinne erfüllt, was Plato ersehnt hatte: Ein jugendlicher Fürst, unerschrocken und edel gesinnt, war bereit, seine politische Macht in den Dienst der Idee zu stellen, dem Recht der Vernunft zum Siege zu verhelfen. Ohne Zweifel war Agis von den sozialpolitischen Ideen Platos und seiner Nachfolger beeinflußt. Die Sache lag hier noch günstiger als damals, da Plato hoffte, Dionys II. von Syrakus für die Ausführung seiner Ideen gewinnen zu können. — Und doch müssen wir das Vorgehen des Königs Agis aufs strengste verurteilen; es war und blieb eine Politik der allgemeinen Beraubung. Dazu kam die große Selbsttäuschung: die rauhe Wirklichkeit ist anders, als sie sich in dem Kopfe des jugendlichen Doktrinärs, idealen Schwärmers und Romantikers ausmalt. Die proletarische Masse erwies sich als durchaus unzuverlässig; schlimmer war noch, daß in den eigenen Reihen der Reformpartei Interessenkonflikte eintraten, daß das egoistische Sonderinteresse eines Agesilaos (und gewiß noch mancher anderer) den Fortgang der Sache hinderte; auch scheint es dem König Agis an der nötigen Entschlossenheit gefehlt zu haben.

Agis war im Jahre 241 erdrosselt. Der siegreiche Führer der Opposition, König Leonidas, zwang die Witwe Agiatis, seinen jungen Sohn Kleomenes zu heiraten. Dieser Kleomenes nahm, als er im Jahre 235 König wurde, das soziale Reformwerk von neuem auf. Wir erfahren bei Plutarch in der Biographie des Kleomenes:[1])

„Mancherlei wirkte zusammen, um den jungen Fürsten Kleomenes auf die Bahn des Reformkönigs Agis zu lenken: der Einfluß seiner edlen Gattin Agiatis, der Witwe jenes Agis; der Einfluß des stoischen Philosophen Sphäros; vor allem aber sein eigener hochfliegender Ehrgeiz.

Als Kleomenes nach Leonidas' Tode zur Regierung gelangte (im Jahre 235 vor Chr.), fand er, daß die Bürger durchaus erschlafft waren; daß die Reichen über dem Vergnügen und der Gewinnsucht das allgemeine Beste aus den Augen setzten, das gemeine Volk aber bei seiner bedrängten häuslichen Lage nicht nur gegen den Krieg einen großen Widerwillen hatte, sondern auch keine Ehre mehr in einer gehörigen Kinderzucht suchte; daß er selbst den bloßen Namen eines Königs führte und alle Gewalt sich in den Händen der Ephoren befand. Daher nahm er sich sogleich vor, diese Lage der Dinge zu verändern und eine völlige Umwälzung im Staate herbeizuführen."

In der großen Macht der Ephoren sah Kleomenes das Haupthindernis seiner ehrgeizigen Pläne. In seinen Bestrebungen wurde er wesentlich dadurch unterstützt, daß er infolge der Verödung des anderen Herrscherhauses tatsächlich alleiniger König war. Aber er erkannte, daß nur ein tüchtiges, zuverlässiges Heer und ein glücklicher Krieg ihn zum Ziele führen konnten. Ein Vorwand ward leicht gefunden; er kämpfte siegreich gegen den Achäischen Bund, und im Herbst 227 glaubte er stark genug zu sein, um den entscheidenden Schlag gegen die Ephoren zu tun und den Staatsstreich auszuführen. Er ließ seine spartanischen Truppen auf dem Kriegsschauplatz in Arkadien zurück und zog selbst an der Spitze der Söldner nach Sparta. — Plutarch erzählt weiter:

„Der König wollte die Ephoren zu der Zeit, wo sie bei der Mahlzeit wären, überfallen. Als er in die Nähe von Sparta kam, schickte er den Eurykleides in den Speisesaal, als wenn er den Ephoren über den vollendeten Feldzug Bericht erstatten solle. Andere Vertraute des Königs folgten mit wenigen Söldnern auf dem Fuße nach. Diese drangen, während Eurykleides mit den Ephoren sprach, mit gezückten Schwertern in den Saal, stürzten sich auf die Ephoren und stießen sie nieder. Nur einem, der verwundet und für tot liegen geblieben war, gelang es, sich in den anstoßenden

[1]) Auch das Folgende ist nur ein kurzer Auszug aus Plutarch.

Tempel des Phobos zu retten; man schenkte ihm später das Leben. Außer jenen vier Ephoren wurden noch 10 Leute, die zur Hilfe eilten, getötet; sonst ward kein Blut vergossen.

Gleich am folgenden Tage machte Kleomenes die Namen von 80 Bürgern bekannt, die in die Verbannung gehen mußten; die Stühle der Ephoren ließ er wegräumen bis auf einen, auf den er sich selbst setzen wollte, um Gericht zu halten."

Tatsächlich war dies ein völliger Bruch mit dem bestehenden Recht; der König vereinigte jetzt alle Gewalt in seiner Person, und Polybios bezeichnet seine Machtstellung als eine ‚tyrannische'. Bei Plutarch heißt es weiter:

„Alsdann berief er eine allgemeine Volksversammlung, um sein Verfahren zu rechtfertigen. Er begann mit einer Anklage gegen das Amt der Ephoren. Diese wären ursprünglich weiter nichts gewesen, als Gehilfen der Könige in der Rechtsprechung; allmählich hätten sie aber immer größere Macht an sich gerissen und unvermerkt einen eigenen Gerichtshof errichtet. ‚Durch ihre angemaßte Gewalt stießen sie die hergebrachte Verfassung um und gingen so weit, daß sie die Könige teils verbannten, teils ungehört hinrichteten und diejenigen bis in den Tod verfolgten, welche die schönste und trefflichste Einrichtung in Sparta wiederhergestellt zu sehen wünschten. Wäre ich imstande gewesen, ohne Blutvergießen die sozialen Krankheitserscheinungen, die sich in Sparta eingenistet haben, nämlich Genußsucht und Luxus, das Schulden- und Zinsenelend, vor allem den Gegensatz von Armut und Reichtum, zu beseitigen, so hätte ich mich für den glücklichsten unter allen Königen gehalten und wie ein geschickter Arzt mein Vaterland ohne alle Schmerzen geheilt. Aber selbst Lykurg ist nicht ohne Gewalt fertig geworden. Ich für meine Person habe die größte Mäßigung geübt und nur wenige, welche der Wohlfahrt Spartas im Wege standen, auf die Seite geschafft. Unter die übrigen werde ich sämtliche Ländereien gleich verteilen, die Schuldner von ihren Schulden befreien und unter den Fremden eine sorgfältige Auswahl treffen, damit nur die besten zu Spartiaten aufgenommen werden und den Staat beschützen helfen, wir aber nicht mehr mit anzusehen brauchen, daß unser Vaterland aus Mangel an Verteidigern den Ätolern und Illyriern zur Beute werde'.

Nach diesen Worten gab Kleomenes sein eigenes Vermögen zur Verteilung hin; seinem Beispiel folgten Verwandte und Freunde, zuletzt alle übrigen Bürger. So wurde nun das Land verteilt; auch für jeden der 80 verbannten Bürger bestimmte er einen Anteil und versprach, sie alle zurückkommen zu lassen, sobald die neuen Verhältnisse sich gefestigt haben würden. Durch die Aufnahme geeigneter Periöken ergänzte er die Zahl der waffenfähigen Spartiaten auf 4000.

Dann richtete er sein Augenmerk auf die Erziehung der Jugend und die sogenannte lakonische Disziplin, bei deren Einrichtung ihm der Philosoph Sphäros, der sich in Sparta aufhielt, den meisten Beistand leistete. Auf diese Weise erhielten sowohl die Leibesübungen als auch die Tischgesellschaften in kurzer Zeit die gehörige Ordnung, so daß nur wenige aus

Zwang, die meisten aber willig sich in jene vortreffliche altspartanische Lebensart fügten. Kleomenes selbst ging in seiner ganzen Lebensweise mit dem besten Beispiel voran."

Aber Kleomenes blieb hierbei nicht stehen. Er wollte den spartanischen Staat zur alten Macht und Größe erheben. So führte er denn in den nächsten Jahren unaufhörliche Kriege gegen den Achäischen Bund; er errang viele Erfolge; überall im Peloponnes sahen die Armen und Gedrückten in ihm den Befreier. Doch gab es dabei auch manche Enttäuschungen; so hören wir, daß die wichtige Stadt Argos für ihn verloren ging, weil das Volk darüber unwillig war, daß Kleomenes nicht, wie man hoffte, die Schulden aufhob. Schließlich gingen die besitzenden Klassen und der Führer des Achäischen Bundes, Aratos, dazu über, den König Antigonos von Mazedonien zu Hilfe zu rufen. Plutarch klagt:

„Um dem Schwarzbrot, dem groben Mantel und noch mehr der Vernichtung des Reichtums und der Aufrichtung der Armut — in seinen Augen die schlimmsten Verbrechen, die Kleomenes begehen konnte — zu entgehen, unterwarf Aratos sich und ganz Achaja dem Purpurmantel und den Befehlen der makedonischen Herren."

Zwar hatte Kleomenes noch mancherlei Erfolge; aber zuletzt war er seinen Gegnern nicht gewachsen. Selbst Plutarch, der die antikapitalistischen Maßregeln des Kleomenes nicht genug preisen kann, muß zugeben, daß er schließlich aus Mangel an Geld zugrunde gegangen ist.

„Wer zuerst das Geld ‚den Nerv der Dinge' in der Welt genannt hat, mag das wohl hauptsächlich in Hinsicht auf den Krieg gesagt haben. Auch Demades fertigte die Athener, als sie ihm einst befahlen, die Schiffe auszurüsten, aber kein Geld hatten, mit den Worten ab: ‚dem Backen geht das Kneten vor'. So soll auch der alte Archidamos im Anfang des Peloponnesischen Kriegs, da die Bundesgenossen ihn aufforderten, ihre Beiträge zu bestimmen, gesagt haben: ‚der Krieg ißt nicht nach bestimmtem Maß'. Antigonos glich hier den durch lange Übung abgehärteten nervichten Fechtern, welche am Ende auch die gewandtesten und kunstfertigsten Gegner durch ihr Gewicht zu Boden drücken und überwinden. Da er mit allen erforderlichen Hilfsmitteln, um den Krieg auf die Dauer auszuhalten, reichlich versehen war, so mußte er endlich den Sieg davontragen und den Kleomenes mürbe machen, der nur mit Mühe und Not imstande war, für seine Söldner den Sold und für seine Bürger den Unterhalt zusammenzubringen."

Im Jahre 222 vor Chr. unterlag Kleomenes in der Schlacht bei Sellasia. Der Kern der spartanischen Bürgerschaft kam nach tapferer Gegenwehr um. Kleomenes selbst rettete sich nach

Ägypten und hoffte, von dort aus seine frühere Macht wiedergewinnen zu können. Doch fand er bald darauf in Alexandria seinen Tod. — In Sparta erfolgte durch Agesilaos die Reaktion; die sozialen Reformen wurden rückgängig gemacht, und die Stadt erhielt eine mazedonische Besatzung.

Sparta ist seitdem nicht zur Ruhe gekommen. Schon im Jahre 219/8 wurde abermals ein Staatsstreich versucht. Im Jahre 206 gelang es Nabis, sich zum Tyrannen des Landes zu machen. „Die soziale Umwälzung, welche dieser furchtbare Wüterich über das unglückliche Land heraufbeschwor, gehört zu den greuelvollsten, welche die Geschichte der griechischen Tyrannis kennt. Was durch Besitz und Ansehen über die Masse hinausragte, wurde ermordet oder verjagt, die Heiligtümer wurden geplündert, Häuser und Äcker, Frauen und Kinder der Gemordeten unter das heimische Proletariat, unter Heloten, die er zur Freiheit aufgerufen, und unter das Gesindel verteilt, aus dem sich seine Söldnerscharen zusammensetzten. Vorgänge, die sich bald darauf in dem von Nabis eingenommenen Argos wiederholten, wo er die besitzende Klasse aller ihrer beweglichen Habe systematisch beraubte und von dem zur Volksversammlung berufenen Pöbel Vernichtung aller Schulden und Neuausteilung des Grundes und Bodens beschließen ließ. Von irgend einer höheren sozialen oder politischen Idee ist hier nirgends mehr die Rede. Die Ausgleichung des ‚Besitzes und der Ehre' bezweckte weiter nichts als die Befriedigung der verbrecherischen Gelüste des Tyrannen und seines Anhanges. Es ist die reine Farce und frecher Hohn, wenn auch er sich als ‚Nachahmer Lykurgs' aufspielt."[1])

Im Jahre 192 vor Chr. stürzte Philopömen die Herrschaft des Nabis. Bald darauf wurde das völlig zerrüttete und erschöpfte Griechenland eine Beute der Römer.

D. Syrakus.

Syrakus, die im Jahre 734 vor Chr. von den Korinthern gegründete Kolonie auf der Ostseite Siziliens, hat im 5., 4. und 3. Jahrhundert wiederholt die Rolle einer griechischen

---

[1]) Pöhlmann II, S. 415 f.; Livius XXXII, 38 u. XXXIV, 31.

Großmacht des Westens gespielt. Als bei der drohenden Persergefahr im Jahre 480 vor Chr. athenische und spartanische Gesandte den mächtigen Tyrannen von Syrakus, Gelon, um Hilfe baten, machte dieser seine Zusage davon abhängig, daß er den Oberbefehl über die gesamten hellenischen Truppen erhalte. Infolgedessen zerschlugen sich die Verhandlungen. Aber Syrakus hat damals doch Großes geleistet. Wie die Perser im Osten, so bedrohten die Karthager im Westen das Hellenentum; ja, es scheinen die Barbaren im Einverständnis untereinander gestanden zu haben. Aber zu derselben Zeit, wo die Perser in der großen Schlacht bei Salamis besiegt wurden, erlitten die Karthager auf der Insel Sizilien bei Himera eine entscheidende Niederlage. Auf Gelon folgte Hieron, dessen Stellung noch glänzender war. Nach seinem Tode brachen jedoch Zwistigkeiten im Herrscherhause aus; die Folge war, daß die Tyrannenherrschaft auf der ganzen Insel gestürzt und allenthalben demokratische Regierungen eingeführt wurden. Die Syrakusaner trugen ein nur allzurichtiges Symbol der Volksherrschaft auf ihren Münzen: ein springendes Roß ohne Zaum.

Während des Peloponnesischen Krieges finden wir dieselbe Spaltung und Zerrissenheit, wie im griechischen Mutterland, auch unter den Städten Siziliens. Wiederholt griff Athen ein, besonders durch die Expedition 415—413, die mit der so schrecklichen Katastrophe endete, von der sich Athen nicht wieder erholen sollte. Der Syrakusaner Hermokrates hatte das Hauptverdienst an dem Sieg über die Athener; er ging nun seinerseits zum Angriff über und fuhr mit einer Flotte nach Osten. Aber während seiner Abwesenheit wurde in Syrakus, wo das Selbstgefühl der unteren Klassen mächtig gewachsen war, durch Diokles die Verfassung im Sinne einer radikalen Demokratie geändert, Hermokrates abgesetzt und verbannt. Seitdem hört der hoffnungslose Kreislauf von Oligarchie, Demokratie, Tyrannis in Syrakus nicht auf.

Jedesmal, wenn die Griechen auf Sizilien in Streit untereinander lagen, namentlich wenn die Bürgerschaft von Syrakus durch innere Parteiungen zerrissen war, konnten die Karthager hoffen, von ihren festen Plätzen im Westen aus, Lilybäum und Drepana, die ganze Insel in ihre Gewalt zu bekommen. Die karthagische Gefahr wurde am Ende des 5. Jahrhunderts so

groß wie im Jahre 480; sie eroberten eine Griechenstadt nach der anderen; Ströme von Blut wurden vergossen, viele Tausende hingeschlachtet. In dieser Not ist nun ein junger Offizier, Dionys I. durch skrupellose Mittel, indem er zuerst seine Vorgesetzten, dann seine Amtsgenossen des Verrats anklagte, getragen von der Gunst der niederen Volksmassen, gestützt auf eine starke Leibwache, zum Alleinherrscher geworden (406—367). Er verdankte seine Stellung der besitzlosen Masse; um dieselbe zu belohnen und an sich zu ketten, schritt er zu einer völligen Neuordnung der Besitzverhältnisse. Wir lesen bei Diodor XIV, 7, 1—5:

„Als Dionys mit den Karthagern Frieden geschlossen hatte, dachte er an die Sicherung seiner Tyrannis; denn er fürchtete, daß die Syrakusaner, nachdem sie von der äußeren Gefahr befreit seien, daran denken würden, die Freiheit wieder zu gewinnen. Da er nun sah, daß die ‚Insel'[1]) der Stadt der strategisch wichtigste Platz sei und leicht verteidigt werden könnte, sperrte er sie durch eine gewaltige Mauer von der übrigen Stadt ab und baute darauf hohe und starke Türme, davor Häuser und Hallen, welche eine Menge Söldner aufnehmen konnten. Er errichtete aber auf der ‚Insel' eine stark befestigte Burg als Zufluchtsort in plötzlicher Not, und er schloß in die Befestigungen auch das Arsenal am kleinen Hafen ein. Dies faßte 60 Trieren und hatte ein verschließbares Tor, durch welches die Schiffe nur einzeln einfahren konnten. Von dem Grund und Boden wählte er den besten Teil aus und schenkte ihn seinen Freunden und Offizieren; das übrige verteilte er in gleichen Losen unter Fremde und Bürger, nachdem er die befreiten Sklaven unter die Bürger aufgenommen hatte, die er ‚Neubürger' nannte. Er verteilte auch die Häuser unter die Massen, außer denen auf der ‚Insel'; diese schenkte er seinen Freunden und Söldnern."

Ja, wenn wir einem Bericht des Polyän (V, 2, 20) glauben dürfen, gab er den zur Freiheit aufgerufenen Sklaven die Töchter der getöteten und verbannten Herren zu Frauen, damit sie ihm um so ergebener seien:

„Als Dionys die Stadt in seine Gewalt bekommen hatte, deren Bürger teils getötet, teils verbannt waren, da tat er folgendes: Obgleich die Stadt zu umfangreich war, um von wenigen gesichert zu werden, ließ er nur wenig Truppen darin zurück; aber er gab den erbeuteten Sklaven die Töchter der Herren zu Frauen, damit sie ihm zuverlässige Wächter der Stadt seien."

Mag immerhin in diesen Berichten manches übertrieben sein,[2]) so scheint es sich doch um „eine systematische Neu-

[1]) Es ist dies die ins offene Meer vorspringende, nur durch eine sehr schmale Landzunge mit dem Land verbundene Altstadt von Syrakus.

[2]) Besonders Beloch (II, S. 151) sucht die Sache milder darzustellen.

regulierung des gesamten Bodenbesitzes" gehandelt zu haben (Pöhlmann). Es soll nicht geleugnet werden, daß in der Tat weder Oligarchie noch Demokratie Syrakus und die Insel Sizilien retten konnten, sondern nur eine straffe Militärdiktatur; daß Dionys I. nach manchen Wechselfällen die Karthager siegreich zurückgedrängt und daß Syrakus durch ihn eine Großmachtsstellung erlangt hat.

Aber mit dem steigenden Wohlstand der Stadt trat naturgemäß eine neue Ungleichheit des Besitzes ein, und bald nach dem Tode des Dionys I. (367) wurde eine neue Aufteilung des Grundbesitzes gefordert (*ἀναδασμὸς γῆς*). Wir hören, daß als der Thron des Dionys II. zu wanken begann, der Demagoge Herakleides das Volk hierzu aufstachelte, daß aber Dion, der sich im Jahre 357/6 vor Chr. der Stadt bemächtigte, die Ausführung verhinderte. Von diesem Dion, dem Freund des großen Philosophen Plato, heißt es in Plutarchs Lebensbeschreibung Kap. 48:

„Er widersetzte sich dem Verlangen der Syrakusaner, die Äcker und Häuser aufs neue zu verteilen, und erklärte alle vorher darüber gefaßten Beschlüsse für ungültig, wodurch er sie sehr vor den Kopf stieß."

Dagegen wollte er, wie Plutarch in Kapitel 53 erzählt, eine gemischte Verfassung einführen:

„Er ging damit um, die ungemischte, schrankenlose Demokratie, die er nicht für eine eigentliche Regierungsform, sondern mit Plato für ein Warenhaus (*παντοπώλιον*) aller Regierungsformen hielt, zu beschränken und dafür eine nach spartanisch-kretischem Vorbild gestaltete Verfassung einzuführen, die aus Volksgewalt und Königtum gemischt sein und eine den wichtigsten Geschäften vorstehende Aristokratie enthalten sollte."

Dions Versuch scheiterte; er wurde 353 ermordet. Dann herrschten nacheinander für kurze Zeit verschiedene Thronprätendenten, Kalippos, Hipparinos, Nysäos, bis im Jahre 346 Dionys II. zurückkehrte.

Das syrakusanische Reich löste sich auf, eine Stadt nach der anderen fiel ab. Die Zerrissenheit der Griechen erreichte den Höhepunkt; einerseits Spaltung zwischen den einzelnen Städten, andererseits innerhalb der Städte zwischen den Parteien. Natürlich benutzten die Karthager wieder die Gelegenheit, ihre Macht auszudehnen; abermals drohte ganz Sizilien eine Beute der Barbaren zu werden. Da kam Rettung aus Korinth durch den edlen Tyrannenstürzer Timoleon: Er zwang Dionys II.

zum Abzug nach Korinth, wo ihm ein sicheres Asyl gewährt wurde; er besiegte die Karthager 340/39 in der gewaltigen Schlacht am Krimisos; er stürzte in den Griechenstädten die Tyrannenherrschaft und führte eine gemischte Verfassung ein; er einigte die Griechen Siziliens zu einem Bund unter Führung von Syrakus. — Durch die fortwährenden inneren und äußeren Kriege war Syrakus (und ebenso die übrigen Griechenstädte Siziliens) seit dem Tode Dionys' I. (367) außerordentlich gesunken; Timoleon war unablässig bemüht, die Wunden zu heilen und die Insel, vor allem Syrakus, zur früheren Blüte zurückzuführen. Wir lesen darüber in Plutarchs ‚Timoleon' 22:

„Obgleich nun Timoleon Herr der Stadt war, so fehlte es ihm doch an Bürgern; denn die einen waren in den Kriegen und Unruhen umgekommen, die anderen vor den Tyrannen geflohen. Auf dem völlig verödeten Markte zu Syrakus war so hohes Gras gewachsen, daß man Pferde dort auf die Weide trieb, während die Häuser daneben im Grünen lagen. Die anderen Städte aber, nur wenige ausgenommen, wimmelten von Hirschen und wilden Schweinen, so daß müßige Leute oft in den Vorstädten und um die Mauern jagten. Auch wollte keiner von denen, die in den Schanzen und Burgen wohnten, der Einladung, in die Stadt herabzukommen, Folge leisten; nein, Haß und Abscheu gegen Markt, Staatshändel und Rednerbühne, woher ihnen die meisten Tyrannen aufgewachsen, erfüllte aller Herzen."

Timoleon rief deshalb aus Korinth und der ganzen Hellenenwelt Kolonisten nach Sizilien, damit die brachliegenden Felder von fleißigen Händen bestellt und die verödeten Städte wieder bevölkert würden. Plutarch erzählt 23 und 35:

„Auf korinthischen Schiffen kamen nicht weniger als 10000 Kolonisten nach Syrakus. Bereits hatten sich auch aus Italien und Sizilien viele bei Timoleon versammelt und, als die Zahl sich auf 60000 belief, verteilte er unter sie das Land. Die Häuser aber verkaufte er für 1000 Talente, doch so, daß er den alten Syrakusiern das Recht des Vorkaufs einräumte. Dadurch verschaffte er dem Staate Geld, woran es ihm für die Bedürfnisse des Krieges so sehr mangelte . . . Ja, auf der ganzen Insel, die er durch Elend verwildert und von ihren Bewohnern verabscheut angetroffen hatte, verbreitete er so viel Gesittung und allgemeines Wohlbehagen, daß neue Ansiedler dahin fuhren, von wo die Bürger zuvor sich geflüchtet hatten. Zerstörte Städte wurden völlig neu aufgebaut und bevölkert."

Aber bald nach dem Tode Timoleons brachen die Wirren von neuem aus. Wir hören von blutigen Kämpfen zwischen den Oligarchen und Demokraten, d. h. zwischen den Besitzenden und Besitzlosen. Abermals wurde (wie 40 Jahre vorher Dionys I.) ein Offizier, gestützt auf das besitzlose Proletariat, 316 zum

Herrn und Alleinherrscher von Syrakus: Agathokles. Über das entsetzliche Morden und Plündern, mit dem sich der blut- und beutegierige Pöbel auf die Besitzenden stürzte, lesen wir bei Diodor XIX, 6 und 7:[1])

„Als Agathokles nach der Herrschaft (δυναστεία) strebte, bildete er sich aus allen möglichen Leuten von auswärts, die unter ihm gegen die Karthager gekämpft hatten und der in Syrakus regierenden Körperschaft der 600[2]) feindlich gesinnt waren, eine zuverlässige Truppenmacht; ferner nahm er aus den Reihen der Bürger diejenigen auf, die wegen Armut und Neid über das glänzende Leben der Vornehmen erbittert waren. Durch falsche Vorspiegelungen lockte er die Führer der oligarchischen Partei, der 600, zu sich und nahm sie gefangen. Darauf reizte er seine Soldaten durch eine Ansprache zur äußersten Wut und ließ die Trompeter das Zeichen zum Angriff auf die Stadt geben: sie sollten die Schuldigen töten und den Besitz der ‚Sechshundert' und ihrer Anhänger plündern. Da stürmten alle los und mordeten die einen auf den Straßen, die anderen in den Häusern. Es wurden aber auch viele Unschuldige getötet; denn der losgelassene bewaffnete Janhagel machte keinen Unterschied zwischen Freund und Feind, sondern von wem er glaubte, größeren Gewinn zu erlangen, den hielt er für seinen Feind. So war die ganze Stadt von Übermut, Mord und allen möglichen Greueln erfüllt. Denn die einen ermordeten aus Haß ihre Gegner; die anderen erhofften von der Ermordung der Wohlhabenden eine Erlösung aus ihrer Armut und taten alles, um jene zu vernichten . . . Damit keiner entrinnen konnte, hatte man alle Tore geschlossen, und an einem Tage wurden mehr als 4000 getötet, denen man nichts nachsagen konnte, als daß sie höher standen als die Masse . . . Die wilde Soldateska vergriff sich natürlich auch an den Frauen und Jungfrauen. Zwei Tage dauerten die entsetzlichen Greuel.

Darauf berief Agathokles eine Volksversammlung, erklärte die Stadt für ‚gereinigt' von den herrschsüchtigen Oligarchen und sagte, er übergäbe dem ‚Volk' die wahre und echte Freiheit; selbst wolle er nun die Bürde seines Amtes niederlegen, um als Privatmann allen gleich zu leben. — Das war natürlich eine Komödie. Die Menge schrie, er solle sie nicht verlassen, sondern ‚die Sorge für das Ganze' übernehmen. Anfangs schwieg er; als aber die Menge stürmischer in ihn drang, da sagte er, er wolle die Strategie übernehmen, aber unter der Bedingung, daß ihm keine Kollegen zur Seite gestellt würden. Das Volk stimmte bei, und so wurde er zum Feldherrn mit unumschränkter Gewalt gewählt.

In derselben Volksversammlung versprach er, alle Schulden zu kassieren und den Armen Land anzuweisen."

---

[1]) Das Folgende ist nur ein Auszug aus jenen Kapiteln.

[2]) Der aus den reichsten Bürgern zusammengesetzte Rat der 600 hatte die Leitung des Staates ganz an sich gerissen, so daß tatsächlich eine oligarchische Regierung bestand.

So war denn die Militärdiktatur das Ergebnis. Es folgten Kämpfe gegen die Karthager und gegen die anderen sizilischen Städte, und Agathokles errang sich eine gewaltige Stellung, ähnlich derjenigen, die Dionys I. gehabt hatte.

Aber nur solange eine starke Faust die Bürger bändigte, stand Syrakus mächtig da. Nach dem Tode des Agathokles erneuerten sich die inneren und äußeren Wirren; abermals gelangten die Karthager auf der Insel zu immer größerer Macht. Für kurze Zeit, in den Jahren äußerster Bedrängnis gelang es Pyrrhos, die Hellenen Siziliens zu gemeinsamem Kampf gegen die Karthager zu einigen. Aber bald regte sich auch gegen ihn Unzufriedenheit und Neid.

Seit dem Jahre 264 vor Chr. rangen jahrzehntelang die Römer und Karthager um den Besitz der fruchtbaren und reichen Insel. Unter dem Schutze Roms hat Hieron noch einmal Syrakus zu Wohlstand geführt (263—215). Nach seinem Tode begannen sofort wieder die Bürgerkriege. Schließlich sahen sich die Römer zum Einschreiten genötigt, und 212 wurde Syrakus völlig zerstört. Die Römer waren seitdem die Herren von ganz Sizilien.

Es ist eine erschütternde Tragödie, wie das begabteste Volk, das die Welt gesehen, die Hellenen, welche an allen Küsten des Mittelländischen Meeres blühende Pflanzstädte errichtet, welche die welterobernden Mächte der Perser und der Karthager besiegt, welche auf sämtlichen Gebieten der Kunst und der Wissenschaft das Höchste geleistet haben und die Kulturbringer der Menschheit geworden sind, durch eine jahrhundertelange Selbstzerfleischung zugrunde gehen. Schuld daran ist ihre ‚Freiheit,‘ ihr extremer Individualismus.

Rom und das römische Reich.

Vorbemerkung. Für die Griechen ist die unaufhörlich zentrifugale Bewegung charakteristisch; jeder noch so kleine Ort strebte nach ‚Autonomie'. Es ist dies eine Seite des extremen Individualismus, zu dem sich das Griechenvolk entwickelte. So sind denn auch, solange sie dieser Neigung nachgehen konnten, keine eigentlichen Großstädte entstanden. Hatte die Bevölkerung ein gewisses Maß erreicht, so wanderte ein Teil aus und gründete eine neue Stadt: Meist in der Ferne; bisweilen bildeten sich aber die neuen Gemeinden in unmittelbarer Nähe. „Neben Kyme entstand, als die Stadt voll war, eine Meile davon Puteoli, dann weiter Neapel; als auch dieses sein Maß erreicht hatte, hart daneben, aber als besondere Stadt, eine neue ‚Neustadt'. . . . Syrakus bestand zur Zeit seiner größten Ausdehnung aus fünf verschiedenen, von besonderen Mauern umgebenen Hauptteilen und wird daher von Strabo mit Recht ‚Fünfstadt' genannt." [1]) Curtius sagt: „Die hellenische Stadt ist darauf berechnet, daß sie ein übersichtliches Ganze sei, daß in Theatern, auf dem Markt, im Volksversammlungsraum die ganze Bürgerschaft vereinigt sei und des Herolds Ruf, sowie des Redners Stimme jeden Bürger erreiche. Es war eine Art Naturtrieb in den Hellenen, der sie keine zu große Menschenanhäufung dulden ließ. Sowie diese einzutreten drohte, löste sich ein Teil ab und begründete, einem ausziehenden Bienenschwarm gleich, ein neues Gemeinwesen."

Im schroffen Gegensatz dazu steht die zentripetale Kraft Roms. Die hervorragende Tüchtigkeit der Bewohner und die günstige geographische Lage haben zusammengewirkt, um schließlich Rom zum Mittel- und Sammelpunkt für alle antiken Kulturvölker zu machen.

---

[1]) Pöhlmann, Die Übervölkerung der antiken Großstädte. S. 6.

I.

Das 4. und 3. Jahrhundert v. Chr.

A. Die Zusammenschweißung des römischen Volkes.

Auf die Frage, welches die herrlichste und glorreichste Zeit der römischen Geschichte gewesen sei, würde ich antworten: das 4. und 3. Jahrhundert v. Chr.

Zwei entsetzliche Unglückstage stehen am Anfang und gegen Ende dieser Periode:

die Schlacht an der Allia (390 v. Chr.),
die Schlacht bei Kannä (216 v. Chr.).

Dazwischen liegen noch andere schwere Schicksalsschläge:

die Niederlage in den Kaudinischen Engpässen (321),
die Niederlage bei Heraklea und Askulum (280/279),
Regulus' Unglück in Afrika (255).

Wiederholt schien es, als solle der junge römische Staat zusammenbrechen. Aber gerade im Feuer des Unglücks ist er so gehärtet worden, daß viele Jahrhunderte der Entartung nötig waren, um das feste Gefüge zu lockern und auseinander zu reißen. Die Gallier haben nicht nur im Jahre 390 das römische Heer an der Allia vernichtet und Rom zerstört, sondern noch jahrzehntelang immer neue verheerende Kriegszüge unternommen. Dann folgten die ein halbes Jahrhundert dauernden, erbitterten Kämpfe gegen die Samniten und die übrigen mittelitalischen Völkerschaften (343—290). Unmittelbar daran schloß sich der Zusammenstoß mit den kriegsgeübten Söldnertruppen des Königs Pyrrhos (282—275), und dann die gefährlichste Kraftprobe, der 1. und 2. Krieg mit Karthago (264—241, 218—201).

In diesen Kämpfen entwickelte sich die unvergleichliche Kriegstüchtigkeit des römischen Volkes; „Bürger sein" hieß

„Krieger sein“; das Heer war zugleich die Bürgerschaft. Auch ging durch diese zwei Jahrhunderte ein stark demokratischer Zug. Die langen auswärtigen Kriege mit ihren vielen Wechselfällen schlangen ein starkes Band um Patrizier und Plebejer, ließen die Standesunterschiede zurücktreten und die individualistischen Sonderinteressen vergessen. Einzelne plebejische Feldherren und Konsuln taten sich hervor, z. B. Dezius Mus und Manius Kurius Dentatus; ihr Name war in aller Munde. Das Kriegswesen wurde zeitgemäß umgestaltet. Bis zum Jahre 300 wurden sämtliche hohen Ämter, auch die Priesterstellen den Plebejern zugänglich. Man vergrößerte die Bürgerschaft, war freigebig in der Erteilung des Bürgerrechts, und noch unmittelbar nach dem 1. Punischen Krieg (241 v. Chr.) wurden zwei neue Tribus geschaffen, deren Bezirke im Sabinerlande lagen. Seitdem blieb die Zahl der Tribus lange Zeit bei 35 stehen. Auch die Stimmordnung in den Centuriat-Komitien wurde damals im demokratischen Sinne geändert und das Übergewicht der oberen Klassen beseitigt.

B. Die Nobilität und die Begründung der Senatsherrschaft im 2. Punischen Krieg.

Wenn wir hören, daß sich im 3. Jahrhundert ein neuer Adel, die Nobilität, gebildet habe, so stand dies zunächst mit dem demokratischen Geiste keineswegs in Widerspruch. Es war ganz natürlich, daß sich in dieser Zeit rastlosen Ringens und unaufhörlicher Kämpfe die Blicke aller auf die Männer richteten, die sich durch Umsicht, Tapferkeit und Tatkraft auszeichneten; dabei fragte man nicht, ob sie patrizischer oder plebejischer Abstammung seien. Zu diesen Männern hatte das Volk Vertrauen. Das Wort nobilitas bedeutete ursprünglich weiter nichts, als daß sie vor anderen ‚bekannt‘ waren (nobilis = *γνώριμος* ‚bekannt‘); Träger der ‚bekannten‘ Namen wählte man besonders gern zu den hohen Ämtern.

Aber hier lag doch der Keim zu neuen sozialen Gegensätzen, die viel schlimmer waren, als früher zwischen Patriziern und Plebejern. Schon in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts

entwickelte sich allmählich aus diesem Amtsadel, der Nobilität, aus den wenigen patrizischen und plebejischen Familien, aus denen in der Regel die hohen Beamten hervorgingen, eine abgesonderte Klasse oder Kaste, eine Art von Oligarchie, welche sich als die eigentlichen Herren ansahen, alle Früchte der Siege für sich allein beanspruchten und nicht daran dachten, auch den Wohlstand der ärmeren Bürgerschaft zu heben. Besonders durch die Erwerbung Siziliens am Schluß des 1. Punischen Krieges (241) wurde die Herrschsucht und Gewinnsucht der Nobilität maßlos gesteigert; dazu kam wenige Jahre später der widerrechtliche Raub Sardiniens. Zwischen dem 1. und 2. Punischen Krieg (241 und 218) trat der Riß zwischen Nobilität und Volk offen zutage. Es war ein homo novus, d. h. ein nicht zur Nobilität gehöriger Mann, **C. Flaminius**, der durch die Volksgunst die hohen Ämter erlangte und von 232—217 unausgesetzt für die ärmere Bürgerschaft eintrat. Über ihn lesen wir bei Polybios und bei Livius:

Polybios II, 21: „Die Römer verteilten das Pizenische Land an Ansiedler, aus welchem sie die sogenannten Senonischen Gallier verdrängt hatten. C. Flaminius hatte diese demagogische Maßregel vorgeschlagen; von ihr beginnt einerseits der Umschwung zum Schlechteren, und andrerseits wurde sie die Ursache für den folgenden Krieg mit den Galliern."

III, 80 nennt Polybios den C. Flaminius einen ‚Volksschmeichler und Demagogen'.

Livius XXI, 63: „Von den erwählten Konsuln schickte der eine, Flaminius, dem das Kommando über die in Plazentia überwinternden Legionen durchs Los zugefallen war, einen Erlaß mit besonderem Schreiben an den bisherigen Konsul Sempronius: ‚Das Heer solle am 15. März (217 v. Chr.) in Ariminum lagern.' Er hatte nämlich die Absicht, in der Provinz sein Konsulat anzutreten, weil er an seinen alten Hader mit dem Senate dachte, den er als Volkstribun (232 v. Chr.) und später wegen seines ersten Konsulats (223 v. Chr.), das man ihm entziehen wollte, und dann wegen seines Triumphes gehabt hatte; auch weil er den Senatoren wegen des neuen Gesetzes verhaßt war, welches der Volkstribun Qu. Claudius beantragt und C. Flaminius unterstützt hatte: ‚es sollte kein Senator oder Sohn eines Senators ein Seeschiff von mehr als 300 Amphoren[1]) haben; das genüge, um das eigene Getreide von den Äckern fortzubringen; jede Art von Spekulation sei für Senatoren unanständig.' Die mit

---

[1]) Wie wir sagen „ein Schiff von 80 Tonnen"; eine Amphore enthielt 26 1/4 Liter.

größter Erbitterung geführte Verhandlung über diesen Antrag brachte dem Flaminius Haß bei der Nobilität, aber beim Volk Beliebtheit und das zweite Konsulat (für das Jahr 217).

Wegen dieser Vorgänge glaubte nun Flaminius, man werde versuchen, ihn in Rom zurückzuhalten: durch ungünstige Auspizien, welche man von den Augurn erlügen lasse, oder durch eine mit den ‚latinischen Ferien' zusammenhängende Verzögerung oder durch andere Hemmnisse, welche man gegen mißliebige Konsuln anzuwenden pflegte. Deshalb ging er, ohne in den gesetzmäßigen Formen das Amt angetreten zu haben, heimlich in die Provinz.

Die Kunde hiervon erregte neuen Groll bei den schon erbitterten Senatoren: ‚C. Flaminius führe nicht nur mit dem Senat, sondern sogar mit den unsterblichen Göttern Krieg. Schon bei seiner früheren Konsulwahl seien die Auspizien fehlerhaft gewesen; aber er habe weder Göttern noch Menschen gehorcht, die ihn vom Kriegsschauplatz zurückriefen. Jetzt sei er, im Bewußtsein seiner Schuld, vor dem Kapitol und der feierlichen Verkündigung der Gelübde geflohen: weshalb? um nicht bei seinem Amtsantritt sich zu dem Tempel des Juppiter Optimus Maximus zu begeben; um nicht bei der gegenseitigen Erbitterung den Senat zu sehen und zu befragen; um nicht die ‚Latinischen Ferien' anzusagen und dem Juppiter Latiaris das feierliche Opfer auf dem Albanerberg zu bringen; um nicht Auspizien abzuhalten und auf dem Kapitol feierliche Gelübde zu tun und dann erst im Feldherrnmantel mit den Liktoren in die Provinz zu ziehen. Wie ein Handelsmann, sei er ohne Auspizien, ohne Liktoren ausgezogen, heimlich, wie ein Dieb, gerade so, als wenn er in die Verbannung ginge. Es sei ja natürlich der Hoheit des Reiches mehr angemessen, wenn er in einem Logierhaus zu Ariminum als in Rom vor den Penaten seines Hauses das Konsulkleid anzöge.' — Alle waren der Meinung, man müsse ihn zurückrufen oder mit Gewalt zurückbringen und zwingen, persönlich alle heiligen Handlungen gegen Götter und Menschen zu verrichten, bevor er zum Heer und in die Provinz ginge.

Als Gesandte wurden Qu. Terentius und M. Antisthius geschickt; aber sie richteten nicht mehr aus, als bei dem früheren Konsulat der Brief des Senats. Wenige Tage später trat Flaminius zu Ariminum sein Konsulat an; als dabei den Göttern geopfert wurde, entriß sich das Opfertier den Händen der Priester und bespritzte mit seinem Blute die Umstehenden; die ferner Stehenden liefen noch mehr auseinander, da sie nicht wußten, was los war. Dies wurde von den meisten als ein Unheil kündendes Wahrzeichen aufgefaßt . . .

XXII, 1 § 4 ff.: Der andere Konsul, Qu. Servilius, trat am 15. März (217) in Rom sein Amt an. Als er im Senate über die politische Lage berichtete, erneuerte sich die Erbitterung gegen C. Flaminius: ‚Man habe zwei Konsuln gewählt, besäße aber nur einen. Denn wie könne Flaminius einen rechtmäßigen Oberbefehl und ein rechtmäßiges Auspizium haben? Nur Magistrate nähmen die Auspizien von Hause mit sich, von den öffentlichen und privaten Penaten, nachdem sie das Latinische Bundesfest gefeiert, das Opfer auf dem Albanerberg dargebracht, feierliche Gelübde auf dem Kapitol verkündet hätten. Weder folgten einem Privatmann die Auspizien, noch könne Flaminius, da er ohne Auspizien ausgezogen sei, auf auswärtigem

Boden gültige Auspizien anstellen.' — Die Furcht wuchs, als von mehreren Orten zugleich Prodigien gemeldet wurden . . ."

Livius erzählt dann die entsetzliche Niederlage und den Tod des C. Flaminius am Trasimenischen See. In seiner äußersten Bedrängnis wählte das römische Volk den Qu. Fabius Maximus zum Diktator.

XXII, 9: „Qu. Fabius Maximus berief gleich am Tage seines Amtsantritts den Senat und begann mit den Göttern. Er führte aus, daß vom Konsul C. Flaminius mehr durch Vernachlässigung der Cärimonien und Auspizien gefehlt sei, als durch Unbesonnenheit und Mangel an Erfahrung. Man müsse die Götter selbst befragen, durch welche Mittel ihr Zorn gesühnt werden könnte . . ."

Wir haben hier ein klassisches Beispiel dafür, wie sehr eine parteiische Überlieferung und Geschichtsschreibung das Bild eines bedeutenden Mannes verzerren kann: Flaminius erscheint als ein frecher Religionsfrevler, als ein Demagog, als ein Mann, der es wagt, den strengsten Befehlen des Senats sich zu widersetzen.

Der exakte Geschichtsforscher gewinnt ein ganz anderes Urteil und sieht in Flaminius einen großen Volksfreund und Staatsmann, der 15 Jahre lang (232—217) zielbewußt und maßvoll gegen den hartnäckigen Widerstand der herrsch- und habsüchtigen Nobilität für das Wohl der ärmeren Bürgerschaft eingetreten ist, der vielleicht der Entwicklung der römischen Geschichte und des römischen Volkes eine ganz andere Richtung gegeben hätte, wenn er länger am Leben geblieben wäre:

In der Nähe von Ariminum besaß der römische Staat ausgedehnte Ländereien, den sogenannten ager Gallicus et Picenus. Flaminius stellte nun im Jahre 232 als Volkstribun den Antrag, daß dies Gebiet an die ärmeren Bürger verteilt werden sollte. Als der Senat seine Zustimmung verweigerte, wurde in der Volksversammlung die lex agraria durchgesetzt. Es läßt sich nicht leugnen, daß hiermit ein verhängnisvoller Präzedenzfall geschaffen wurde: denn dem Mißbrauch, den die Nobilität mit dem Senate machte, stellte er den Mißbrauch der Volkssouveränität gegenüber. Der Konflikt zwischen Nobilität und Volk, zwischen Senats- und Volksversammlung ward offenbar. Aber wer trug die Schuld? sicherlich doch die Nobilität mit ihrer Habsucht,

welche alles eroberte Gebiet nur für sich beanspruchte. Auch jetzt wußte die Nobilität die Durchführung dieser lex agraria noch vier Jahre zu hintertreiben.

Flaminius ist dann 227 der erste Prätor gewesen, der die Insel Sizilien verwaltete, und noch viele Jahre nachher stand die Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit seiner Amtsführung im besten Andenken.

Etwas später bewarb er sich um das Konsulat. Trotz des heftigsten Widerstandes der Nobilität wurde der homo novus durch die Volksgunst Konsul (223) und zog in den Krieg gegen die gallischen Insubrer. Dort erreichte ihn ein Brief des Senates, der ihn nach Rom zurückrief. Was sollte er tun? Er beschloß, zunächst den beabsichtigten Kampf gegen die Insubrer auszuführen; erst nach erfochtenem Sieg las er den Brief und kehrte langsam nach Rom zurück. Wir müssen doch zugestehen, daß die Nobilität ihn geradezu zur Unbotmäßigkeit zwang. — In Rom trat ein neuer Konflikt ein: der Senat verweigerte ihm den Triumph, das Volk bewilligte ihn.[1])

Im Jahre 220 bekleidete Flaminius, durch die Volksgunst gewählt, das ehrenvollste Amt: er war Censor. Ohne den Versuch zu machen, diese Stellung zu Angriffen gegen die Nobilität zu gebrauchen, verfolgte er seine alten volksfreundlichen Pläne. Durch die via Flaminia verband er Rom mit jenem ager Gallicus, der an römische Bürger verteilt war; ja, er scheint die weitere Absicht gehabt zu haben, nachdem durch die Siege der letzten Jahre die fruchtbare Po-Ebene in den Besitz der Römer gelangt war, hier eine Kolonisation in großem Maßstabe vorzunehmen.

Auch die oben erwähnte lex Claudia, die auf Anregung und mit Unterstützung des Flaminius eingebracht war, fällt in dieses Jahr: es dürfe kein Stadtvater, Senator, Spekulationsgeschäfte treiben. Wie verständig muß uns ein solches Gesetz erscheinen, welches der Gewinnsucht der Nobilität entgegentritt, welches den Regierenden verbietet, mit dem Staate Geldgeschäfte zu machen! Aber die Erzählung des

---

[1]) Wir sehen hier überall ein Ringen zwischen Senat und Volksversammlung, das eine gewisse Ähnlichkeit hat mit dem Konflikt zwischen Herrenhaus und Abgeordnetenhaus bei uns 1861 ff.

Livius zeigt uns, daß er gerade durch die Unterstützung dieses Gesetzes die Nobilität am meisten erbittert hat; wie entartet muß sie demnach schon gewesen sein!

Nach den Siegen Hannibals am Ticinus und an der Trebia wählte das Volk abermals den Flaminius zum Konsul. Was dann Livius von seiner Rücksichtslosigkeit gegen den Senat zu erzählen weiß, ist offenbar gehässige Entstellung.

Auf der anderen Seite ist es interessant, mit welchen Waffen die Nobilität all die Jahre hindurch gegen den unbequemen homo novus, Flaminius, kämpft und seine Absichten zu durchkreuzen sucht. Die Religion muß der Politik dienen und ein Deckmantel für die eigene Gewinn- und Herrschsucht sein. Im Interesse der Nobilität entdecken die Auguren hinterher einen Fehler bei den Konsulwahlen; der Senat ruft den Flaminius nach Rom (223). Als im Jahre 221 ein Diktator den Flaminius zum Reiteroberst machen wollte, wurde der Diktator wegen des Pfeifens einer Maus zur Abdankung gezwungen. Und die Schuld für die entsetzliche Niederlage am Trasimenischen See (217) schob man geradezu der Gottlosigkeit des Flaminius zu. Wie frivol diese frommen Herren der Nobilität die Religion als Waffe gegen unangenehme Gegner gebrauchten, zeigt eine Äußerung des Qu. Fabius Maximus, daß die Bedeutung der Auspizien lediglich nach der Nützlichkeit oder Schädlichkeit der politischen Handlungen, für die sie angestellt würden, zu bemessen sei.[1])

Daß trotz der großen Erfolge Hannibals der scharfe Gegensatz zwischen dem niederen Volk und der Nobilität noch über den Tod des Flaminius hinaus dauerte, daran trug ohne Zweifel das ‚souveräne Volk' den größeren Teil der Schuld. Es setzte durch, daß neben dem Diktator Qu. Fabius Maximus sein Reiteroberst Minuzius ein selbständiges Kommando erhielt (217). Und obgleich dieser sich durch seine Unfähigkeit unsterblich blamierte und nur durch die Dazwischenkunft des Fabius vor völligem Untergang bewahrt wurde, standen sich bei der Konsulwahl für das Jahr 216 die Parteien aufs schroffste gegenüber. Wir hören, daß die plebejische Nobilität ebenso ver-

---

[1]) Lange, Römische Altertümer II, S. 159.

haßt war, wie die patrizische. Das niedere Volk verlangte einen vir vere plebeius zum Konsul, einen homo novus, d. h. einen Mann, der selbst aus den unteren Volksschichten hervorgegangen war, und so wurde denn neben dem altadeligen Ämilius Paulus der Fleischerssohn und Demagog Terentius Varro zum Konsul gewählt. Livius erzählt XXII, 34:

„Außerordentlich heftig war der Parteikampf bei den Wahlen. Die Plebs wollte den Terentius Varro zum Konsulat emporheben, einen Menschen ohne Stammbaum (sui generis), der durch Verfolgung der Hochgestellten und durch demagogische Mittel bei der Plebs angesehen war, und der infolge der Erschütterung der diktatorischen Macht des Fabius durch den Haß in Glanz stand, den er gegen andere erregte. Dagegen suchte die Nobilität mit aller Anstrengung zu verhindern, daß sich die Leute daran gewöhnten, durch Angriffe gegen den Adel ihnen gleichgestellt zu werden. Ein Verwandter des Terentius Varro, der Volkstribun Bäbius Herennius, erhob schwere Anklagen nicht nur gegen den Senat, sondern auch gegen die Auguren und machte durch gehässige Vorwürfe gegen die Nobilität Stimmung für seinen Kandidaten: ‚durch die Schuld der Nobilität sei der Krieg mit den Karthagern veranlaßt und Hannibal nach Italien gezogen; und jetzt ziehe man den Krieg hinterlistig in die Länge, obgleich er schnell beendigt werden könnte. Der Diktator Qu. Fabius Maximus hätte nur selbstsüchtige Hintergedanken gehabt, als er den Minuzius allein gegen Hannibal kämpfen ließ und dann vor einer Vernichtung rettete, damit er glänzend als ‚Vater und Patron‘ dastehe; in Wahrheit hätte er mehr den Sieg als die Niederlage verhindert. Und ebenso hätten darauf die Konsuln die Entscheidung hingezogen, obgleich der Krieg beendet werden könnte. Es sei geradezu ein dahingehendes Komplott zwischen allen Nobiles (den patrizischen und plebejischen) geschmiedet. Sie würden nicht eher ein Ende des Krieges sehen, als bis sie einen echten Plebejer, einen homos novus, zum Konsul wählten. Denn die Männer der plebejischen Nobilität gehörten schon ganz zu der geweihten Klasse und hätten, seitdem sie von den Patriziern nicht mehr verachtet würden, angefangen, auf ihre Standesgenossen stolz herabzusehen . . .‘“

Erst durch die furchtbare Katastrophe der Schlacht bei Kannä (216), die hauptsächlich durch die Schuld des Volksmannes Terentius Varro herbeigeführt wurde, trat ein Umschwung ein. Die entsetzliche Not sorgte dafür, daß man die Parteigegensätze vergaß, daß man sich einigte und mit vereinten Kräften das Vaterland zu retten suchte. Dazu kam, daß unter der Führung des Qu. Fabius Maximus der Senat und die Nobilität ängstlich bemüht war, jede Kränkung und Verletzung des Volks zu vermeiden. Die folgenden Jahre bilden den glänzendsten Abschnitt der römischen Geschichte, wo der römische Staat seine besten Kräfte entfaltete, wo das ganze Volk ein-

mütig die größten Opfer brachte, wo eine Reihe von tüchtigen Männern an der Spitze standen und den schrecklichen Krieg zum glücklichen Ende führten: Qu. Fabius Maximus, M. Claudius Marcellus, P. Kornelius Scipio.

Wir müssen ausdrücklich betonen, daß der Senat und die Nobilität sich des Vertrauens, das ihnen nach der Schlacht bei Kannä das Volk entgegenbrachte, durchaus würdig zeigten. Trotzdem ist die Entwicklung für die Folgezeit verhängnisvoll geworden; in dieser Zeit größter Gefahr, unter dem Druck schwerster Bedrängnisse ist das Ansehen des Senates zur höchsten Höhe gestiegen und die **Senatsherrschaft** begründet. Der Kreis der Familien, welche die hohen Ämter bekleideten und im Senat saßen, wurde immer enger; die Not der Zeit brachte es mit sich, daß man das Kommando immer wieder in die Hände derselben bewährten Männer legte. Diktatur und Zensur verloren ihre Bedeutung. Der Senat herrschte, dessen Mitglieder lebenslänglich waren; der Senat verteilte die Kommandos bei den Truppen; der Senat wurde souverän.

So wurde trotz der großen Einigkeit und Versöhnlichkeit während des Krieges die Kluft zwischen den herrschenden Familien, der Nobilität, und dem Volk immer größer, und schon am Schluß des Krieges zeigten sich neue Symptome der Entartung, des Übergangs zur Oligarchie.

II.

Die Herrschaft des Geldes.

(laissez faire.)

Seit dem Jahre 200 v. Chr. hatten die Römer keinen ebenbürtigen Gegner mehr: einerseits war ihnen, nachdem sie die Kraft der Karthager gebrochen hatten, die ganze Westhälfte der Mittelmeerländer preisgegeben; andrerseits entarteten die hellenistischen Reiche des Ostens immer mehr, und es war nur eine Frage der Zeit, wann sie den Römern zufallen würden.

Gedankenlose und oberflächliche Leute halten es für ein großes Glück, wenn ein Volk keinen Feind mehr zu fürchten hat und ungestört den „schönen Werken des Friedens" nachgehen kann. Die Geschichte belehrt uns eines anderen: solange die Römer von immer neuen Gefahren, von immer stärkeren äußeren Feinden bedroht waren, wurden sie gezwungen, sich als Glieder eines einheitlichen Ganzen zu fühlen, alle Unterschiede und inneren Zwistigkeiten zu beseitigen; als sie aber keinen Feind mehr zu fürchten brauchten, überwucherte allmählich das individualistische Sonderinteresse alles öffentliche Leben.

A. Die Oligarchie der Nobilität,

(200—133),

die immer mehr zu einer **Plutokratie** wird.

Durch wirkliche Verdienste hatte sich die Nobilität über die Masse des Volkes erhoben, das ihr willig gehorchte. Die Folge war, daß es nach dem 2. Punischen Krieg jahrzehntelang keine Opposition gegen die Senatsherrschaft gab, und die wenigen homines novi, Nichtnobiles, welche zu den hohen Ämtern gelangten, verdankten dies der Freundschaft eines hohen Gönners, wie M. Porcius Cato dem Valerius Flaccus. Man kann sich

nun nicht wundern, daß die wenigen Familien, welche die Nobilität bildeten, sich immer mehr kastenartig gegen das übrige Volk abschlossen, daß sie sich als die allein berechtigten Träger der Staatsgewalt betrachteten, ja daß sie die Staatsinteressen mit ihren Standesinteressen identifizierten. Dadurch entartete die Aristokratie zur Oligarchie.

Geradezu verhängnisvoll wurde aber dabei die zunehmende **Macht des Geldes.** Man kann behaupten, daß nach dem 2. Punischen Krieg das Geld auf den Thron gesetzt wurde, und die römische Geschichte des 2. und 1. Jahrhunderts v. Chr. ist wohl das abschreckendste Beispiel eines extremen Individualismus.

1.

Die **äußere Politik** des römischen Staates wurde seit dem Jahre 200 v. Chr. immer mehr eine Eroberungs- und Plünderungspolitik. Wie in der Neuzeit die englische Regierung sich fortwährend in die inneren Angelegenheiten fremder Staaten eingemischt und Interventionspolitik getrieben hat, indem sie sich angeblich aus Gründen der Humanität, des Christentums und des Menschenrechts der Schwächeren annahm, namentlich in der ganzen mohammedanischen Welt: so machten es im Altertum die Römer. Sie wurden ‚Bundesgenossen' der kleinen Mächte und Könige, der Republik Rhodos, des Königs Eumenes von Pergamon, des Königs Masinissa von Numidien, der Stadt Massilia (Marseille), der Äduer im heutigen Frankreich. Um diese zu schützen, begannen sie einen Krieg nach dem anderen mit den „Großen", was sie später nicht abhielt, die „Kleinen" mit roher Gewalt zu unterdrücken. Die Zwietracht zwischen den Parteien in Griechenland, dem Ätolischen und Achäischen Bund, und zwischen den Königen von Mazedonien, Syrien und Ägypten wurde eifrig genährt, eine Macht gegen die andere ausgespielt, damit sie sich gegenseitig schwächten und desto leichter eine Beute der Römer würden. Roms bester Bundesgenosse war zu allen Zeiten die Zwietracht der anderen. Das Wort divide et impera („teile deine Gegner und herrsche über sie") ist das A und O römischer Regierungskunst.

Man braucht nur die Ursachen zu verfolgen, die zum 2. Mazedonischen Krieg (200—197), zum Syrischen Krieg

(192—189), zum 3. Mazedonischen Krieg (171—168), zum 3. Punischen Krieg (149—146) führten, um dies bestätigt zu finden. Das wurde immer schlimmer, weil wirklich alle Völker ringsum entartet waren und die Römer sich allmählich an den Gedanken gewöhnten (ganz wie heute die Engländer), daß sie das auserwählte Volk und von der Vorsehung zu Schiedsrichtern der Welt bestimmt seien und daß ihnen von Rechts wegen die ganze Welt, der orbis terrarum, gehöre. Ein Land nach dem anderen fiel ihnen zu, so daß zur Zeit Christi die ganze antike Kulturwelt zu einem großen Weltreich vereinigt war.

Hätte das Herrenvolk der Römer die entarteten Völker ringsum durch planmäßige, zähe Kulturarbeit wieder emporgehoben, so würde seine Eroberungspolitik vor dem Richterstuhl der Geschichte einigermaßen gerechtfertigt dastehen. Aber sie hatten kein anderes Ziel, als sich zu bereichern, Geld zu gewinnen. Dem römischen Staatsschatz flossen Summen zu, deren Höhe für die damalige Zeit geradezu märchenhaft war. Am Schluß des 2. Punischen Krieges mußten sich die Karthager verpflichten, 50 Jahre lang je 1 Million Mark zu zahlen; der Syrische Krieg brachte (189 v. Chr.) 75 Millionen Mark; die Beute, welche nach dem 3. Mazedonischen Krieg Ämilius Paulus nach Rom brachte (167 v. Chr.), war so groß, daß fortan für die römischen Bürger die direkte Steuer wegfiel. Seitdem gewöhnten sich die Bürger daran, nur Rechte, keine Pflichten zu haben.

Aber viel größer waren noch die Summen, die außerdem erbeutet, erpreßt, geplündert wurden. Ja, es kam häufig vor, daß die römischen Konsuln und Feldherrn auf eigene Faust Streifzüge unternahmen, um sich zu bereichern. Einige Beispiele mögen diese merkwürdige Art von äußerer Politik und Kriegführung erläutern:

Als im Syrischen Krieg (192—189) der König Antiochos niedergeworfen war, da bekam der eine Konsul des Jahres 189, Cn. Manlius Volso, den Auftrag, den Frieden in Asien zu ratifizieren. Dieser begann, ohne irgend einen Auftrag von seiten des Senates oder Volkes, selbständig im Inneren Kleinasiens Krieg mit den dortigen gallischen Völkerschaften, brandschatzte verschiedene kleine Staaten, erpreßte Geld und Getreide. Auf dem Rückzug erlitt er in Thrakien eine Niederlage. Trotzdem hatte er die Frechheit, für seine Heldentaten in Rom einen

Triumph zu beanspruchen. Da trat der edle L. Ämilius Paulus auf und nannte den Krieg, den jener geführt hatte, ein privatum latrocinium, „privates Räuberunternehmen". Trotzdem bewilligte der Senat den Triumph; denn Volso hatte unter den Senatoren viele Freunde und Verwandte, und beim Volke war er dadurch populär geworden, daß er die Soldaten an der Beute reichlich teilnehmen ließ.[1])

Besonders charakteristisch ist der Prozeß gegen M. Popillius Länas. Dieser hatte als Konsul im Jahre 173 eine ligurische Völkerschaft (bei der heutigen Stadt Genua) mitten im Frieden mit Krieg überzogen und, als die Leute sich ihm ergaben, als Sklaven verkauft. Das war dem Cato und seiner Partei doch zu toll; sie setzten einen Senatsbeschluß durch, daß Popillius Länas die Sache wieder rückgängig machen solle. Aber Popillius gehorchte nicht, wußte auch durch seine Familienverbindungen alle Maßregelungen zu hintertreiben. Da gingen zwei Volkstribunen gegen ihn vor und erwirkten die Einsetzung eines besonderen Gerichtshofes, der die Sache untersuchen sollte. Doch Popillius wagte es, zweimal zum Termin nicht zu erscheinen, und, als man den dritten Termin ansetzte, war die Frist verstrichen, und der Frevler ging frei aus.

Von Jahr zu Jahr wurde die Beutegier, Zuchtlosigkeit und zugleich Unfähigkeit der Feldherrn schlimmer. Es war ein Glück, daß sich in L. Ämilius Paulus noch ein Mann fand, der den 3. Mazedonischen Krieg ruhmvoll zu Ende führen konnte (168/167). Als er 160 starb, war ein neues Geschlecht herangewachsen, welches den 2. Punischen Krieg nicht mehr erlebt hatte und von wirklich großen Staatsaufgaben nichts wußte.

Bei der Zerstörung von Karthago und Korinth (146 v. Chr.) ließ man sich wesentlich von Handelsinteressen leiten; der Kapitalistenstand hatte den Vorteil davon.

2.

Die Verwaltung und Behandlung der Provinzen.

Unter ‚Provinzen' verstand man allmählich die eroberten außeritalischen Länder, deren Zahl seit dem Ende des 1. Punischen Krieges immer größer wurde. Im 3. und 2. Jahrhundert v. Chr. gab es folgende Provinzen:

---

[1]) Livius 38, 44—48.

Sizilien, zum größten Teil seit 241, ganz seit 210.
Sardinien seit 238, später mit Korsika zu einer Provinz verbunden.
Gallia cisalpina (Oberitalien) seit 222.
Spanien: die östliche Hälfte seit 206; ganz mit Ausschluß des nordwestlichen Gebietes seit 133.
Mazedonien und Griechenland seit 146.
Afrika (das karthagische Reich) seit 146.
Asien (ein Stück Kleinasiens) seit 133.

In der Folgezeit kamen noch immer neue Provinzen hinzu, bis alle Länder rings um das Mittelländische Meer unterworfen waren.

Diese Länder sind nun bis zur Kaiserzeit, zum Teil über 2 Jahrhunderte, nichts als Ausbeutungsobjekte gewesen. Der Gedanke, sie dem Staatsganzen organisch anzugliedern, lag der Regierung völlig fern. Rechtlich waren die Provinzen mit ihrem gesamten Boden römisches Staatsland, staatlicher Grundbesitz (ager publicus). Es galt als Gnade, daß die Bewohner ihr Privateigentum behielten; dafür mußten sie aber jährlich eine Art Pacht zahlen (vectigalia). Daneben wurden die ehemaligen königlichen Güter Staatsdomäne, ager publicus im engeren Sinne, und wurden verpachtet. Das Wiesen- und Weideland, die Waldungen, die Fischereien, die Bergwerke gehörten Rom. So zog denn der Staat aus den Provinzen große Einkünfte, ohne etwas dafür zu leisten.

Dies war aber keineswegs der schlimmste Druck, der auf den Provinzen lastete. Fast alljährlich wechselten die Statthalter (Prätoren, später; Prokonsuln oder Proprätoren). Sie hatten, mit wenigen Ausnahmen, nur das eine Streben, nach der einjährigen Verwaltung der Provinz reich, sehr reich nach Rom zurückzukehren. — Den größten Teil der staatlichen Einnahmen trieb der Quästor ein, der sich gleichfalls möglichst zu bereichern suchte. Die vectigalia wurden an die Steuerpächter, die publicani, verpachtet; sie sorgten dafür, daß sie doppelt so viel einnahmen, wie sie dem Staate zahlen mußten. Außerdem wurden die Provinzen von römischen Kaufleuten, Wucherern, Getreidespekulanten geradezu überschwemmt.

Das Recht des Stärkeren wurde gegenüber den Bewohnern der Provinzen zu einer großartigen, zum Teil staatlich

organisierten Aussaugung. Zwar suchten seit dem Jahre 149 v. Chr. edeldenkende Männer durch immer schärfere Gesetze dem schamlosen Treiben der Statthalter entgegenzutreten; damals (149) wurde das erste Erpressungsgesetz gegeben, die lex Calpurnia de pecuniis repetundis, und ein besonderer Gerichtshof dafür eingesetzt. Aber solche Maßregeln konnten nicht viel wirken, weil in Rom senatorische Standesgenossen über die Schuldigen zu Gericht saßen; deshalb endigten die Prozesse fast immer mit Freisprechung. So kam es, daß die Bewohner der Provinzen nur in wenigen, besonders schweren Fällen den Versuch machten, gegen einen Statthalter vorzugehen.[1])

3.

Die Stellung der latinischen und italischen „Bundesgenossen".

Extremer Individualismus und Egoismus, Herrschsucht und Habgier veränderte nach dem 2. Punischen Krieg auch das Verhältnis zwischen den Römern und ihren latinischen bezw. italischen ‚Bundesgenossen'. Rechtlich bestanden zwischen Rom und den Bundesgenossen, bei mancherlei Abweichungen im einzelnen, foedera aequa, d. h. Bündnisse auf dem Standpunkt der Gleichheit. Die Gemeinden behielten für alle ihre inneren Angelegenheiten die weitgehendste Selbständigkeit, „Autonomie". Nur in militärischen und auswärtigen Dingen mußten sie sich an Rom anschließen, und dies wurde in schonendster Weise mit den Worten ausgedrückt: ut eosdem quos populus Romanus amicos atque hostes haberent, „daß die Freunde und Feinde Roms auch ihre Freunde und Feinde sein sollten". Lange Zeit war es den Bewohnern vieler latinischer Gemeinden unverwehrt, nach Rom überzusiedeln, wo sie dann ohne weiteres als römische Bürger galten und beim nächsten Census als solche eingetragen wurden. Aber noch während des 2. Punischen Krieges hatte das römische Bürgerrecht für die „Bundesgenossen" keineswegs den großen Wert wie später; als den Pränestinern, welche nach der Schlacht bei Kannä (216 v. Chr.) Casilinum heldenmütig verteidigt hatten, zum Lohn dafür das römische Bürgerrecht angeboten wurde, lehnten sie es ab, um ihre Autonomie zu behalten. Livius erzählt XXIII, 20:

[1]) Über die Bedrückung der Provinzen im 1. Jahrh. v. Chr. vgl. den späteren Abschnitt.

„Für die Soldaten aus Präneste beschloß der Senat doppelten Sold und eine fünfjährige Freiheit vom Kriegsdienst. Als sie dazu noch wegen ihrer Tapferkeit mit dem Bürgerrecht beschenkt wurden, lehnten sie dies ab.“

Wie sehr änderte sich das nach dem 2. Punischen Krieg! Es muß uns geradezu als schmählich und erbärmlich vorkommen, wie die Römer ihre ‚Bundesgenossen‘, denen sie in erster Linie die Besiegung Hannibals zu danken hatten, behandelten. Nichts geschah, um ihre verwüsteten Städte und Fluren wiederherzustellen; diejenigen, welche in ihrer Treue wankend gewesen waren, wurden grausam bestraft, und die treu gebliebenen gezwungen, für die Taschen der römischen Kapitalisten die mazedonischen und syrischen Kriege zu führen. Mehr und mehr gewöhnten sich die Römer an die Vorstellung, daß Hab und Gut, Leib und Leben der ‚Bundesgenossen‘ nur dafür da sei, ihren Interessen zu dienen: Recht des Stärkern. An die Stelle der ‚Gleichheit‘ trat eine wachsende Ungleichheit.

Nichts verschärfte den Unterschied zwischen ‚Bürgern‘ und ‚Bundesgenossen‘ mehr als die drei **leges Porciae de tergo civium**, „Gesetze über die Prügel- und Todesstrafe“:

Die erste lex Porcia stammt von dem berühmten M. Porcius Cato und ist aus dem Jahre 198 v. Chr.; sie setzte die schwersten Strafen darauf, wenn ein Magistrat einen römischen Bürger innerhalb der Bannmeile schlüge oder tötete. — Die zwei folgenden leges Porciae sind wahrscheinlich von anderen Trägern des Namens Porcius im Auftrag der Gegner Catos beantragt: sie sollten den Cato in der Gunst des Volkes überbieten. Die zweite (vielleicht aus dem Jahre 195) bestimmte, daß im ganzen römischen Reich für die friedliche Geschäfte betreibenden Bürger die Prügel- und Todesstrafe gesetzlich abgeschafft würde. Die dritte (aus dem Jahre 184?) dehnte das Verbot der Prügel- und Todesstrafe auf die in den römischen Heeren dienenden Bürger aus. — Diese Gesetze galten für die ‚Bundesgenossen‘ nicht. Welch einen Wert erhielt dadurch das römische Bürgerrecht für die Bürger in den Heeren und für die handeltreibenden Bürger in Italien und in den Provinzen! wie selbständig standen sie den Offizieren und den Statthaltern gegenüber da! wie frei durften sich die Kapitalisten bewegen! Ja, das **‚civis Romanus sum‘**, „ich bin römischer Bürger“, erhielt allmählich auf der

weiten Erde die Bedeutung der persönlichen Unverletzlichkeit. Und die ‚Bundesgenossen'?

Dazu kam, daß der Staat sich bei vielen neuen Gesetzen, die im 2. Jahrhundert v. Chr. gegeben wurden, gar nicht um die Autonomie der ‚Bundesgenossen' kümmerte, sondern ihnen einfach solche Gesetze aufzwang, wie sie für die ‚Bürger' vorteilhaft waren. — Dem niederen Volk aber bot der Besitz des Bürgerrechts immer mehr materielle Vorteile, und es wachte eifersüchtig darüber, daß keine unberechtigten Teilnehmer ihm den Gewinn verkürzten: ganz wie früher in Athen, wo der Staat als eine Versorgungsanstalt für das Volk, ‚den Herrn Demos', angesehen wurde.[1]) So sehen wir denn, daß nach dem 2. Punischen Krieg den Latinern die Erlangung des römischen Bürgerrechts erschwert wurde. Im Jahre 187 wurden 12000 Latiner, welche bei früheren Volkszählungen in die Liste der römischen Bürger eingetragen waren, aus der Hauptstadt ausgewiesen. Es war der Ausfluß des krassesten Egoismus der römischen Proletarier, wenn 10 Jahre später (177) durch eine besondere lex Claudia die dauernde Ausschließung der latinischen ‚Bundesgenossen' beschlossen wurde. Man wollte das Bürgerrecht nicht mit den ‚Bundesgenossen' teilen und stieß sie mit roher Gewalt auf die abschüssige Bahn des fortschreitenden Ruins.[2])

Eine beredte Sprache für die Exklusivität der Bürger gegenüber den Nichtbürgern reden die überlieferten ‚Schätzungszahlen'. Am Ende des 2. Punischen Krieges betrug, nach den großen Verlusten, die Zahl der waffenfähigen römischen Bürger 214000 (Volkszählung und Census vom Jahre 204 v. Chr.). Wenn es 10 Jahre später nur 243704 sind, so muß uns dieser Zuwachs sehr unbedeutend erscheinen. Im Jahre 164 erreichte die Bürgerschaft, d. h. die Besitzer des römischen Bürgerrechts, die Zahl 337452, sank dann aber von einer Zählung zur anderen und betrug im Jahre 147 nur 322000. Zur Zeit des Tiberius Sempronius Gracchus, um 130, waren es 318823.

---

[1]) Vgl. S. 66 ff. 103. 123 f.

[2]) Wie früher die Athener, so stießen jetzt die Römer ihre *σύμμαχοι* zu *ὑπήκοοι*, ‚Bundesgenossen' zu ‚Untertanen' herab.

4.

Die zunehmende Kluft innerhalb der Bürgerschaft.

Wie stand es mit der ‚Gleichheit‘ unter den Bürgern selbst?

1. Theoretisch war seit der Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. die Verfassung des römischen Staates ganz demokratisch und das Volk souverän. Die alte Einteilung der Bürger nach dem Vermögen in 5 Klassen, in der Weise, daß die erste Klasse mit ihren 98 Centurien über die übrigen vier Klassen das Übergewicht hatte, war, wahrscheinlich im Jahre 241, beseitigt. Jede der fünf Klassen hatte seitdem 70 Centurien; auch hob man die Prärogative der Ritter auf. Im Grunde genommen war es nunmehr ziemlich gleichgültig, ob das Volk in Centuriatkomitien nach 350 Centurien oder in Tributkomitien nach 35 Tribus abstimmte. Das souveräne Volk hatte die wichtigsten Befugnisse in Händen: die Wahl der höchsten Beamten und damit die Zusammensetzung des Senats, die höchste Gerichtsbarkeit, die Entscheidung über Krieg und Frieden.

Aber die römische Geschichte ist für uns ein schlagender Beweis, wie unwichtig und unwesentlich papierene Verfassungsparagraphen sein können. Denn es war eine Scheindemokratie; tatsächlich herrschte eine Aristokratie, vielmehr eine oligarchische Clique, die Nobilität. Das **Geld** brachte die Entscheidung, und je mehr nach dem 2. Punischen Krieg die größere Zahl der in Rom anwesenden Bürger aus Besitzlosen bestand, geriet sie in eine materielle Abhängigkeit von einzelnen Nobiles, ja trat in ein Klientelverhältnis zu ihnen. Bei den Wahlen wurden die Stimmen erkauft, nahmen die Bestechungen einen immer größeren Umfang an, und alle dagegen gerichteten Gesetze (de ambitu) blieben wirkungslos. Durch große Feste und Belustigungen hielt die Nobilität die Masse der Bürger bei guter Laune.

2. Wie wir gesehen haben, wurde die Nobilität allmählich zu einem neuen, geschlossenen und sehr exklusiven Adelsstand. Dazu hat wesentlich die lex Villia vom Jahre 180 v. Chr. beigetragen; durch sie wurde ein certus ordo magistratuum von der Quästur aufwärts bestimmt, d. h. die Reihenfolge der hohen Ämter gesetzlich festgelegt. Weil seitdem auch die

Quästoren nach Ablauf ihres Amtsjahres in den Senat eintraten, so wurde es den homines novi, d. h. den nicht zur Nobilität gehörenden aufstrebenden Männern, außerordentlich erschwert, in den Senat zu gelangen, und ‚Senatspartei‘ und ‚Nobilität‘ wurde gleichbedeutend; der Senat war seitdem ein ausschließliches Organ der Nobilität.

Immer mehr galt der Grundsatz: Geld verschafft die Macht, und die Macht verschafft Geld. Die Oligarchie ward eine aus wenigen exklusiven Familien bestehende Plutokratie. Man ließ es sich viel Geld kosten, um die hohen Ämter vom Volke zu erkaufen; hatte man aber die Macht in Händen, so war das Hauptziel, mit allen, auch den niedrigsten Mitteln sich möglichst zu bereichern. Es ist höchst charakteristisch, daß die Religion hierbei zu den wichtigsten Mitteln gehörte.

Alle Gesetze, die gegen die zunehmende Entartung gegeben wurden, Luxusgesetze, Gesetze gegen den Ämterkauf (de ambitu) und besonders die Gesetze gegen die Ausbeutung der Provinzen (repetundarum), erwiesen sich als wirkungslos. Die schlimmsten Schurken wurden freigesprochen. Ja, als man dazu überging, besondere Gerichtshöfe (quaestiones perpetuae) einzurichten, wurde die Sache schlimmer statt besser. Die lex Calpurnia de pecuniis repetundis aus dem Jahre 149 ging von einem edlen Manne aus; aber der Gerichtshof, der eingesetzt wurde, beschränkte die Volksgerichtsbarkeit und übertrug sowohl Untersuchung als auch Urteilsspruch Mitgliedern des Senats. Die Folge war, daß diese Richter die Sünden ihrer Standesgenossen möglichst milde beurteilten.

Auch durch äußere Abzeichen unterschied sich die Nobilität mehr und mehr von dem übrigen Volk. Schon im 3. Jahrhundert war es üblich geworden, daß die Senatoren eine tunica mit breitem Purpurstreifen trugen, die tunica laticlavia. Seit dem Jahre 194 v. Chr. erhielten sie bei den Bühnenfestspielen, den ludi scenici, besondere Plätze angewiesen.

3. Daneben kam ein besonderer Kapitalistenstand auf, ein Geldadel, die ‚Bourgeois‘. Seit alter Zeit gehörten die Höchstbegüterten zu den 18 Reitercenturien. Hier vollzog sich nun eine neue Scheidung, indem die nicht zur Nobilität gehörenden Mitglieder dieser Centurien allmählich einen geschlossenen Stand, den ordo equester, ‚Ritterstand‘, bildeten. Auch die

Senatorensöhne gehörten zunächst, der Schätzung nach, zu den Reitercenturien und traten erst nach der Quästur offiziell in die Nobilität ein.

Schon früh zeigte sich das Streben der ‚Ritter‘, sich auch äußerlich gegen das Volk abzuschließen. Zunächst werden uns Vorfälle aus den Kriegen erzählt, wo diese Kavalleristen sich weigerten, dieselben Arbeiten zu verrichten, wie die Fußsoldaten. Später trat das militärische Verhältnis ganz zurück, und der Besitz des Geldes war allein maßgebend; ja, mancher ‚Ritter‘ mag niemals auf einem Pferd gesessen haben. Allmählich gewöhnten sie sich daran, eine tunica mit schmalem Purpurstreifen zu tragen, die tunica angusticlavia. Von größter Wichtigkeit war es, daß den ‚Rittern‘ im Jahre 145 v. Chr. bei den ludi scenici, den Bühnenfestspielen, 14 Sitzreihen hinter denen der Senatoren reserviert wurden. Von einem besonderen ‚Ritterstand‘ kann man trotzdem erst seit 122 v. Chr. sprechen, als C. Sempronius Gracchus ihm die Gerichtsbarkeit übertrug. Dieser Geldadel ist zu einer entsetzlichen Plage für das römische Reich geworden.

So waren denn die wirklichen Verhältnisse geradezu ein Hohn auf die theoretische Gleichheit; niemals in der Geschichte ist die innere Unwahrheit so groß gewesen. In der Tat übten die Römer in rücksichtslosester Weise die Politik der Macht des Stärkeren. In dem scheinbar demokratischen Staat bestand zwischen den verschiedenen Schichten der Bevölkerung eine weite und tiefe Kluft. Zunächst wuchs die Zahl der rechtlosen Sklaven; das einzige Kriegsjahr 167 v. Chr. brachte 150000 Sklaven aus Griechenland nach Italien; auf dem Sklavenmarkt zu Delos wurden bisweilen an einem Tage 20000 Sklaven verkauft, und das waren keineswegs lauter ‚Barbaren‘. — Doch handelt es sich für uns wesentlich um die Kluft zwischen den ‚Freien‘:

der Italiker sah stolz herab auf die ‚Provinzleute‘;

der römische Bürger auf die italischen und latinischen ‚Bundesgenossen‘;

die römische Bürgerschaft selbst schied sich in drei scharf getrennte Stände:

Senatorenstand oder Nobilität,
Ritterstand (die nichtadeligen Kapitalisten),
das Volk.

B. Das Schwinden des italischen Bauernstandes und die Abnahme der Landbevölkerung.

1.
Kurzsichtigkeit der ersten und edelsten Vertreter der Senatsherrschaft.

Die wenigen bedeutenden Männer, die sich in der Periode nach dem 2. Punischen Krieg (200—133 v. Chr.) durch glorreiche Taten und wackere Gesinnung hervortaten, sind von dem Vorwurf nicht frei zu sprechen, daß sie die wahren Schäden des Reiches nicht erkannt haben, daß sie nicht wußten, was dem Staat in erster Linie not tat.

Durch die Dreieinheit „Bürger, Bauer, Krieger“ war Rom groß geworden; die Bürger wußten den Pflug und das Schwert gleich gut zu handhaben. Auf dem kräftigen, gesunden Bauernstand beruhte die Macht des Staates. Nun war während des langen 2. Punischen Krieges viele Jahre hindurch ganz Italien von beiden kriegführenden Parteien verwüstet worden; 400 Ortschaften lagen völlig verödet da; die Zahl der Bürger und Bundesgenossen war bedeutend zusammengeschmolzen. Was hätte die erste Aufgabe des Senates und vor allem des gefeierten Siegers über Hannibal, des Scipio Afrikanus, sein müssen, zu dem das Volk bewundernd und vertrauensvoll emporschaute? Die Antwort muß lauten: in erster Linie war es notwendig, die Wunden zu heilen, welche der unselige Krieg dem Bauernstand geschlagen hatte, sowohl den Römern als den Bundesgenossen, die jahrelang die Last des Krieges opferfreudig getragen hatten; es galt, die Dörfer und Gehöfte wieder aufzubauen; dem Landmann Mittel zu geben, um wieder zu dem früheren Wohlstand zu gelangen. Geld war reichlich dafür vorhanden; Karthago war durch den Friedensschluß genötigt, 50 Jahre lang je 200 Talente Tribut zu zahlen.

In unbegreiflicher Verblendung hat Scipio, hat die ganze Nobilität nichts getan, um den kleineren und mittleren Bauernstand wieder zu kräftigen. Vielmehr hielt man es für die erste und wichtigste Aufgabe, die Staatsfinanzen in Ordnung zu bringen. Schon nach wenigen Jahren hatte man die Anleihen zurückgezahlt, die während der Not des Krieges gemacht waren; dadurch sorgte man für die Großen, die Kapitalisten, während man die Kleinen vergaß. Das schlimmste aber war, daß der Senat unmittelbar nach dem 2. Punischen Krieg, schon im nächsten Jahr, einen neuen langwierigen Krieg unternahm und die Bürger, namentlich die Bundesgenossen, abermals auf lange Zeit von ihrer Friedensarbeit wegführte.

Für das Jahr 199 erhob das Vertrauen des Volkes den Scipio Afrikanus zu der angesehensten Würde; es erwählte ihn zum Censor. Was hat er getan? Es zeigte sich, daß er wohl ein großer Feldherr und gewiegter Diplomat war, aber für die inneren Aufgaben absolut kein Verständnis besaß. Als Censor hätte er Gelegenheit gehabt, die Verarmten und Besitzlosen in Italien anzusiedeln und ihnen das erste Betriebskapital zu geben. Wohl hat er einige kleine Kolonien angelegt; aber sie lagen am Meer und sollten vor allem den Zweck haben, die Erhebung der Zölle zu sichern. Man sieht, wie verhängnisvoll die übertriebene Wertschätzung des Geldes war.

Bald nach dem 2. Punischen Krieg bildeten sich innerhalb der Nobilität zwei entgegengesetzte Parteien, die sich aufs schroffste bekämpften. Viele von den ersten Männern, vor allen Scipio und Flamininus, waren Freunde der hellenischen Bildung, begeisterten sich für hellenische Kunst und Wissenschaft, nahmen hellenische Gewohnheiten an. Weil aber im 2. Jahrhundert v. Chr. das griechische Volk bereits sehr entartet war, brachte die fremde Kultur nicht nur das Schöne und Herrliche nach Rom, sondern auch Laster und Verderbnis. Hiergegen glaubten mehrere konservativ gesinnte Männer, besonders M. Porcius Cato, ankämpfen zu müssen. Cato war bekannt durch seine Rechtlichkeit, Unbestechlichkeit und altrömische Einfachheit. Als er im Jahre 183 v. Chr., zusammen mit seinem Gönner Valerius Flaccus, Censor war, hat er mit unerbittlicher Strenge gegen den neumodischen Geist gekämpft, hat gegen alle Stände seine

censorischen Strafmittel energisch angewandt, hat auch einige Ansiedlungen geschaffen. Aber auch er war so kurzsichtig, daß er die Kluft zwischen den römischen Bürgern und den italischen Bundesgenossen, statt sie zu schließen, nur noch größer machte.

Die edelsten Männer der nächsten Generation sind ohne Zweifel L. Ämilius Paulus und sein Sohn, P. Cornelius Scipio Ämilianus, der in die Familie der Scipionen adoptiert wurde. Sie verdienen, wegen ihres lauteren Charakters, ihrer großen Bildung und ihrer hervorragenden Feldherrntüchtigkeit zu den ersten Männern der römischen Geschichte gerechnet zu werden. Aber ihre Tüchtigkeit hat doch nur Vorspanndienste tun müssen für die Habgier der Standesgenossen. Ämilius Paulus hat durch seinen Sieg bei Pydna (168) die Weltherrschaft der Römer begründet und so unermeßliche Schätze nach Rom gebracht, daß die Bürger in Zukunft keine Steuern mehr zu zahlen brauchten. Sein Sohn hat für die römischen Handelsleute die noch immer bedeutendste Konkurrenzstadt, Karthago, zerstört.

2.

Dem Kapitalismus ist der Bauernstand erlegen.

Wenn so patriotische Männer, wie der ältere Scipio und Cato, Ämilius Paulus und der jüngere Scipio, gar kein Verständnis für die agrarischen Interessen und Aufgaben des Staates hatten: was konnte man da von ihren entarteten Standesgenossen erwarten? Diese kannten gar keine Rücksicht auf das Wohl des Ganzen und ihrer Mitmenschen; ihr Individualismus war durch nichts beschränkt und wurde durch keinerlei Gesetze gehindert, die überlegene Macht, welche ihnen das Geld verlieh, skrupellos auszunützen:

a) Nach dem 2. Punischen Krieg waren zahlreiche Bauerngüter Italiens aus Mangel an Arbeitskräften und Lebensmitteln für wenig Geld feil. Da bot sich den reichen Leuten der Nobilität und der Ritterschaft willkommene Gelegenheit, viele Gehöfte aufzukaufen. Niemand hatte ein Gefühl für das soziale Unrecht, das in dieser Ausnutzung der Geldmacht lag; sie zahlten ja, was verlangt und vereinbart wurde, und konnten sich sogar in den Tugendmantel hüllen gegenüber denen, die rohe Gewalt anwandten.

b) Die regierenden Herren dachten so wenig daran, den heimischen Ackerbau durch Staatsmittel oder durch Schutzzölle zu heben, daß sie im Gegenteil den Bauern eine zwiefache Konkurrenz neu schufen, der sie nicht gewachsen waren. Einerseits wurden aus den auswärtigen Provinzen durch die Behörden oder durch Spekulanten große Mengen Getreide eingeführt und zu einem Preise verkauft, der den einheimischen Bauern nicht einmal die Selbstkosten deckte. Andrerseits nahm die Sklavenarbeit auf dem Lande überhand; die reichen Gutsherren übertrugen die meisten Arbeiten den Sklaven, deren Unterhaltung fast nichts kostete. Selbst ein Mann, wie M. Porcius Cato, verschmähte es nicht, gewinnreiche Sklavenzucht zu treiben.

c) So führte denn der Aufkauf der Bauerngüter durch die kapitalkräftigen Nobiles und Ritter dazu, daß an die Stelle der früheren zahlreichen, über ganz Italien dicht verbreiteten Kleinbauern wenige Großgrundbesitzer traten. Das ‚Latifundienwesen‘ nahm von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zu. Als sich auch auf den Latifundien wegen der Konkurrenz mit dem billigen eingeführten Getreide der Ackerbau nicht mehr lohnte, ging man zur Weidewirtschaft und zur Obst-, Garten- und Weinkultur über. Wenn man bedenkt, wie viele Kleinbauern oder Tagelöhner auf einer Quadratmeile Arbeit und Unterhalt finden, mit wie wenig Sklaven dagegen diese Quadratmeile beaufsichtigt werden kann, wenn Viehwirtschaft darauf getrieben wird: so hat man eine Anschauung, wie verödet allmählich das platte Land wurde, wie ganze Landstädtchen und Dörfer verschwanden. Nicht einmal als Tagelöhner konnten die verarmten Bauern ihren Unterhalt finden.

d) Und noch eins kam hinzu: es gab in Italien ausgedehnten Staatsgrundbesitz (ager publicus); noch während und nach dem 2. Punischen Krieg hatte man große Besitzungen für den Staat gewonnen. Ferner stand der größte Teil der Po-Ebene zur Verfügung. Was lag näher, als die ärmeren Bürger hier anzusiedeln und mit einem Bauerngut auszustatten? Nichts davon geschah; der größte Teil dieses ager publicus wurde eine Beute der Reichen; andere Teile wurden von den Publikanen verpachtet.

Die Folge dieser Entwicklung war ein allmähliches Verschwinden des gesunden, kernhaften Standes der

Kleinbauern, die selbst mit Weib und Kind das Land bebauten, das Vieh pflegten und im Schweiße ihres Angesichtes den Unterhalt fanden. Die alte Servianische Einteilung des Volkes in fünf Klassen hatte keine großen Unterschiede des Vermögens gekannt: wer zur ersten Klasse gehörte, war sechsmal oder auch zehn- oder fünfzehnmal reicher, als der, welcher zur fünften Klasse gehörte. Jetzt wuchs ein kleiner Teil der Bürger, die Nobiles und die Ritter, hoch über das Maß der ersten Klasse hinaus; dagegen sank eine stets wachsende Zahl unter die fünfte Klasse hinab (Proletarier). Dazwischen wurde die Kluft immer größer; der Mittelstand schmolz zusammen, und noch mehr verarmten die latinischen und italischen Bundesgenossen, da sie dem Recht des Stärkeren gegenüber noch viel wehrloser waren.[1])

Dieser Verlauf der Geschichte ist für uns eine ernste Mahnung (ein κτῆμα εἰς ἀεί): Ein Staat begeht Selbstmord, wenn er nicht alles aufbietet, um sich einen arbeitsamen, kräftigen, gesunden, an der Scholle hängenden Bauernstand zu erhalten. Auch unsere Industriellen müssen im eigensten Interesse darauf hinarbeiten. Hier ist die Quelle, aus der das Ganze immer neue Lebenskräfte gewinnt.

---

[1]) Dieselbe traurige Entwicklung zeigt das heutige England. Auch hier hat die individualistische Ausnutzung der Überlegenheit, welche das Geld gewährt, ganz verheerend gewirkt. Der Freihandel hat für Englands Kaufleute die allergrößte Bedeutung gehabt, als es galt, den Weltmarkt zu erobern. Aber später trat doch auch die traurige Kehrseite hervor. Indem man die fremde Ware frei eindringen ließ, warf man die eigenen Arbeiter auf die Straße. Der Freihandel hat den englischen Bauernstand vernichtet; es bietet sich uns dasselbe Bild, wie in dem alten Italien: dreimal soviel Weideland als Ackerland. Weil der Jungbrunnen, aus dem ein Volk immer neue Kraft gewinnt, der Bauernstand, versiegt ist, wird auch das Menschenmaterial für Industrie, für Heer und Flotte immer minderwertiger. Man muß Ausländer heranziehen; die Zahl der ausländischen Seeleute auf englischen Schiffen übersteigt weit die Zahl der einheimischen. Andrerseits nimmt in den englischen Städten und Industriebezirken die Zahl der Arbeitslosen zu; es wächst die Menge der Proletarier, die für Landwirtschaft und Seedienst ganz unbrauchbar geworden ist.

Ob es England je gelingen wird, einen gesunden Bauernstand wieder zu gewinnen, ist sehr fraglich. Vielleicht geht das Land ebenso, wie das alte Rom, an seiner kapitalistischen Wirtschaftsform und an seinem extremen Individualismus zugrunde.

C. Das Elend in der römischen Hauptstadt.

1. Was blieb den verarmten, ausgekauften, oft mit Gewalt von der Scholle vertriebenen Bauern, die auf dem Lande nicht einmal als Tagelöhner ihr Brot verdienen konnten, übrig, als nach der Hauptstadt zu wandern? In Rom wuchs nach dem 2. Punischen Krieg immer bedenklicher die Zahl der besitzlosen Bürger, der Proletarier. Sie besaßen nichts als ihre Stimme bei den Wahlen, den Centuriatkomitien; es galt, diese möglichst teuer zu verkaufen. Viele traten in die Klientel, d. h. in den Schutz eines Nobilis und lebten von dessen Gnade. Dazu lockte die wachsende Zahl der Vergnügungen, der Feste und Spiele, in die Hauptstadt.

Auch für die latinischen Bundesgenossen wurde Rom das Ziel, wo man dem häuslichen, heimischen Elend zu entrinnen hoffte. Hier glaubte man, an der großen Staatskrippe mitessen zu können. Wie groß die Zahl der Bundesgenossen in Rom unmittelbar nach dem 2. Punischen Kriege war, geht daraus hervor, daß im Jahre 187 v. Chr. 12000 Latiner ausgewiesen wurden.

2. In bezug auf die Wohnungsverhältnisse wiederholt sich in der Hauptstadt derselbe Vorgang, den wir auf dem platten Lande beobachtet haben: die Großen verdrängten die Kleinen. Das Geld hatte die unbeschränkte Herrschaft; der Staat stand auf dem Standpunkt laissez faire.

Zwei Umstände wirkten zusammen, um ein gräßliches Wohnungselend zu erzeugen:

a) Während unsere heutigen Großstädte in die Breite wachsen, in ihren großen öffentlichen Anlagen starke Lungen für ein gesundes Leben besitzen, auf breiten Straßen durch bequeme Fahrgelegenheit schnelle Verbindungen nach dem Zentrum und nach allen Seiten ermöglichen: war im alten Rom das Gegenteil der Fall. Die Fläche der Hauptstadt nahm keineswegs im Verhältnis zur wachsenden Bevölkerung zu. Alle Leute wollten möglichst nahe beim Forum, beim Mittelpunkt, wohnen. Deshalb wurden die Häuser immer höher, die Stockwerke immer zahlreicher, die Zimmer immer kleiner. Die Hauptstraßen waren so eng, daß später aller Wagenverkehr verboten werden mußte.

b) Dazu kam das steigende Bedürfnis der Reichen, sich mitten in der Stadt große, prunkvolle Paläste zu bauen. Sie ließen es sich viel kosten; mit Geld (auf die Höhe der Summe kam es gar nicht an) kauften sie ganze Häuserviertel an, in welchen bisher Hunderte Familien gewohnt hatten, rissen die Gebäude nieder und bauten ihren Palast an die Stelle. Da die Ausdehnung der Stadt nicht in demselben Maße zunahm, wurden allmählich auch die mittleren Leute, die sich früher eine bequeme Wohnung hatten leisten können, zusammengepfercht.

Wie in der heutigen Zeit, gingen die Preise für Baustellen und die Wohnungsmieten ständig in die Höhe.

In Ciceros Briefen finden wir einige wichtige Notizen. Cicero hatte sein Haus auf dem Palatin von Crassus für 3 ½ Mill. Sesterzien (gegen 620000 M.) gekauft. Als er im Jahre 58 v. Chr. infolge der feindseligen Nachstellungen des Volkstribuns Clodius in die Verbannung ging, wurden seine Besitzungen in und außerhalb der Stadt zerstört. Aber im Herbst des Jahres 57 wurde er unter großen Ehren wieder zurückgerufen; seine Verluste sollten ihm ersetzt werden. Darüber berichtet er an seinen Freund Attikus, IV, 2, 5: „Nach dem Ausspruch von Sachverständigen haben die Konsuln das Gebäude auf dem Palatin zu 2 Mill. Sesterzien geschätzt (gegen 350000 M.); das *übrige* sehr niedrig: meine Besitzung in Tusculum zu 500000, in Formiä zu 250000 Sesterzien. Diese Schätzung wird nicht nur von den besseren Leuten, sondern auch vom gewöhnlichen Volk getadelt." Hieraus geht doch hervor, daß er mit der Schätzung des Hauses auf dem Palatin wohl einverstanden ist. Hatte er den Palast für 620000 M. gekauft und bekam nun für die zerstörten Gebäulichkeiten 350000 M. Entschädigung, so wurde doch *der Wert der Baustelle* auf 270000 M. geschätzt.

Auch über die *Mieten* erfahren wir einiges in Ciceros Briefen. Er schreibt an Attikus im Jahre 44 (XVI, 1), „daß er aus den zur Mitgift seiner Gattin gehörenden Mietshäusern in den plebejischen Vierteln" eine jährliche Rente von 17400 M. bezog.

Da der Staat, d. h. die regierenden Kreise völlig dem Grundsatz huldigten, den man heute mit den Worten laissez faire bezeichnet, so entwickelte sich allmählich ein *Baustellen- und Häuserwucher*. Die Reichen konnten ihr Geld nicht gewinnbringender anlegen, als in städtischen Grundstücken und Häusern. Der Typus eines solchen Baustellen- und Häuserwucherers ist der bekannte M. *Licinius Crassus*, der im Jahre 60 v. Chr. mit Pompejus und Cäsar das erste Triumvirat schloß. Pöhlmann (‚Die Übervölkerung der antiken Großstädte', S. 89) umschreibt den Inhalt des wichtigen 2. Kapitels von Plutarchs ‚Crassus' mit folgenden treffenden Worten:

„Der wackere Mann (Crassus) weiß aus der in Rom alltäglichen Kalamität der Feuersbrünste und Häusereinstürze trefflich Kapital zu schlagen und die Unglücksgöttinnen der Stadt, wie Plutarch sich ausdrückt, die schon an ihrer Wiege standen und nimmer von ihr lassen wollen, in den Dienst seiner Geschäftsinteressen zu zwingen. Er kaufte die Brand- und Trümmerstätten, und was er sonst an Grundstücken erreichen konnte, systematisch und massenweise zusammen, nicht etwa um zu bauen, sondern um möglichst teuer wieder zu verkaufen. Plutarch meint, daß ihm endlich an Grund- und Häuserbesitz — denn auch die Häuserspekulation trieb er unter kluger Benutzung der politischen und wirtschaftlichen Konjunkturen in derselben Weise in großartigem Maßstabe — mehr als die halbe Stadt Rom zu eigen gewesen sei! Doch war damit die Tätigkeit des antiken Spekulanten nicht erschöpft. Das Institut der Sklaverei ermöglichte es ihm, auch das Angebot an Arbeitskräften für den Hausbau bis zu einem gewissen Grade in seiner eigenen Hand zu konzentrieren und dadurch den Arbeitspreis zu seinen Gunsten zu beeinflussen, ein Gewinn, der natürlich ebenfalls in einer Erhöhung der Herstellungskosten der Bauten zum Ausdruck kommen mußte. So kaufte Crassus allein ein halbes Tausend unfreier Bautechniker und Bauhandwerker auf, um sie wieder an Bauunternehmer zu vermieten, die sich durch derartige gewiß nicht vereinzelt dastehende Spekulationen nicht selten genötigt sehen mochten, neben Monopolpreisen der Baustellen auch noch solche der Arbeitskräfte in den Kauf zu nehmen."

Über die Einwohnerzahl Roms können wir nichts Bestimmtes angeben. Wir wissen, daß in der letzten Zeit der Republik, besonders aber unter den ersten Kaisern an verschiedenen Stellen, ganz wie heute, auf Kosten des platten Landes einzelne Städte immer größer und größer wurden: Rom, Alexandria, Antiochia, die neuaufgebauten Städte Korinth und Karthago, ferner Mailand, Cäsarea, Smyrna, später auch Trier. Man wird nicht zu hoch greifen, wenn man die Einwohnerzahl des kaiserlichen Rom auf 2 Millionen angibt. Die Hauptstadt wird „eine aus der Vereinigung der Völker gebildete Gemeinde", „Versammlungsort des Erdkreises", „Weltherberge", „Kompendium der Welt" genannt. Seneka schreibt im 1. Jahrhundert n. Chr. an seine Mutter:

„Betrachte doch einmal diese Menschenmenge, für welche kaum die Häuser der unermeßlichen Stadt ausreichen. Der größere Teil dieses Schwarmes lebt fern von der Heimat. Aus ihren Munizipal- und Kolonialgemeinden, ja aus dem ganzen Erdkreise sind sie zusammengeströmt. Einige hat der Ehrgeiz hergeführt, andere die Notwendigkeit eines öffentlichen Amtes, andere ihre Stellung als Abgeordnete, andere die Schwelgerei, die nach einem reichen und für Laster bequemen Tummelplatze sucht, andere das Streben nach Wissenschaft, andere die Schauspiele. Die hat die Freundschaft herbeigezogen, jene die Industrie, welche hier ausgedehnten Stoff findet, ihre Geschicklichkeit

zu zeigen. Einige bieten ihre Schönheit feil, andere ihre Beredsamkeit. Da gibt es keine Art von Menschen, welche nicht in der Hauptstadt zusammenträfe, wo sowohl den Tugenden wie den Lastern große Prämien winken." [1])

3. Die schlimmste Erscheinung in dem antiken Rom ist wohl darin zu sehen, daß trotz der ins Ungeheure wachsenden Bevölkerung die Arbeitsgelegenheit abnahm. Freilich sollte man meinen, daß bei der großen Bautätigkeit doch zahlreiche Erdarbeiter, Maurer, Steinmetzen, Zimmerleute, Dachdecker und für die Ausstattung Schreiner, Anstreicher, Maler lohnende Beschäftigung gefunden hätten, weiterhin indirekt Bäcker, Fleischer, Schneider, Schuster. Aber in der Hauptstadt verdrängten, wie auf dem platten Land, die Sklaven immer mehr die freie Arbeit. Die großen Unternehmer gewöhnten sich daran, für ihre Bauten Eigenwirtschaft einzurichten und alles durch ihre Sklaven besorgen zu lassen. Auch wurde es mehr und mehr Sitte, daß die reichen Herren für ihren kostspieligen Haushalt in ihren Palästen ganze Sklaven- und Bedientenschwärme besaßen, unter die alle vorkommenden Arbeiten verteilt waren; da man für alle Geschäfte, Handwerke und Künste eigene Sklaven besaß, bedurfte man der freien Arbeiter und selbständigen Handwerker nicht.

So trat denn, mit dem zunehmenden Sklavenwesen, für Stadt und Land die traurige Wirkung ein, daß die Arbeit eines freien Mannes für unwürdig galt, daß die römischen Bürger (einst ein so fleißiges Arbeitervolk) weder arbeiten konnten noch wollten. Überaus charakteristisch ist das einseitige Urteil Ciceros in seiner ‚Pflichtenlehre' (de officiis). Für den Wert der ehrlichen Handarbeit hat er gar kein Verständnis; ja, er trägt Ansichten vor, wonach überhaupt nur 2 oder 5 Prozent aller Menschen Anspruch auf Ehre und gesellschaftliche Wertschätzung machen dürfen. Es heißt I, 149 ff.:

„Gesellschaftliche Achtung schuldet man denjenigen, die sich in einem ‚respektabeln' Beruf und in ‚großen' Dingen bewährt haben, die ‚Gutgesinnten' (d. h. die herrschenden Klassen der Nobilität und der Ritter) und die sich um den Staat Verdienste erwarben und noch erwerben . . .

Welche Geschäfte und Erwerbszweige ‚anständig' und welche ‚gemein' sind, darüber bestehen folgende Ansichten. Bescholten sind zunächst diejenigen Erwerbsarbeiten, bei welchen man sich den Haß des Publikums zuzieht, wie die der Zolleinnehmer und der gewerbsmäßigen Geldverleiher.

---

[1]) Nach Pöhlmann, „Übervölkerung der antiken Großstädte". S. 17.

Unanständig aber und gemein ist das Gewerbe aller Lohnarbeiter, denen ihre körperliche, nicht ihre geistige Arbeit bezahlt wird; denn für den Lohn verkaufen sie sich sozusagen in die Sklaverei. Gemeine Leute sind auch die von dem Kaufmann zum sofortigen Verschleiß einkaufenden Krämer; denn sie kommen nicht voran, wenn sie nicht über die Maßen verlogen sind. Auch die Handwerker treiben sämtlich gemeine Geschäfte; denn man kann nicht Gentleman sein in der Werkstatt. Am wenigsten ehrbar aber sind die Gewerbe, welche im Dienste des Sinnengenusses stehen, z. B., um mit Terenz zu reden, Salzfischhändler, Fleischer, Köche, Geflügelhändler, Fischer, dazu noch etwa die Parfümhändler, Tanzmeister und die ganze Sippschaft der Spielbuden.

Diejenigen Erwerbszweige aber, welche eine höhere Bildung voraussetzen oder bedeutenden Nutzen schaffen, wie die Heilkunde, Baukunst, der Unterricht in anständigen Gegenständen, sind anständig für diejenigen, deren Stand sie angemessen sind.[1] Der Handel aber hat, wenn er Kleinhandel ist, für gemein zu gelten; nur der Großhandel, der von allen Seiten viele Waren herbeischafft und ohne Übervorteilung eine Menge von Menschen in deren Besitz setzt, ist nicht gerade sehr zu tadeln. Ja, wenn der Großkaufmann, des Erwerbens satt oder wenigstens mit dem Erworbenen zufrieden, sich schließlich aus dem Hafen auf den Grundbesitz zurückzieht, wie früher aus dem Meer in den Hafen: so darf man ihn wohl mit gutem Rechte loben. Aber unter allen Erwerbszweigen ist keiner besser, keiner ergiebiger, keiner erfreulicher, keiner des freien Namens würdiger, als der Grundbesitz.“[2]

Überaus wichtig ist die Tatsache, daß Rom, die Hauptstadt der Welt, selbst fast nichts produzierte. Es konsumierte nur die Güter der ganzen Welt; die Untertanen, die Bewohner aller Länder um das Mittelländische Meer hatten eigentlich keine weitere Aufgabe, als sämtlich ihre Erzeugnisse, besonders ihr Getreide nach Rom zu liefern. Rom war der große Magen, für den die ganze Welt arbeiten mußte, während er selbst gemütlich alles aufnahm und verdaute. Aber der körperliche Magen verteilt doch das Aufgenommene wieder auf sämtliche arbeitenden Glieder; das tat Rom nicht. Deshalb muß man die Römer vielmehr mit Drohnen vergleichen, welche die Bienen für sich arbeiten lassen.

---

[1]) D. h. auch diese Berufe geziemen sich nicht für den vornehmen Römer; für den kommt überhaupt nur die Laufbahn des Regierungsbeamten und Juristen in Betracht. Daneben finden die Ärzte, Baumeister, Pädagogen eine gewisse Duldung.

[2]) Die Übersetzung nach Pöhlmann, Ant. Comm. und Soz. II, S. 487.

Unwillkürlich denken wir an die neuere Geschichte Spaniens. Die großen Schätze Amerikas, welche im 16. und 17. Jahrhundert dorthin strömten, haben dem Land keinen Segen gebracht. Weshalb? Schnell und mühelos erworbener Reichtum demoralisiert. Dazu kam, daß das erworbene Kapital keineswegs benutzt wurde, um die natürlichen Kräfte des eigenen Landes zu heben und produktive Arbeit zu treiben.

D. Das Heer.

Schon während des langen 2. Punischen Krieges wurden viele Bauern dem Pflug und Ackerbau entfremdet. Als nun nach dem Friedensschluß nichts geschah, um den Bauernstand wieder zu verjüngen und zu kräftigen, vielmehr sofort neue auswärtige Kriege unternommen wurden; als zudem die Kriege großen Gewinn in Aussicht stellten, während der mühselige Ackerbau nicht den nötigsten Unterhalt verschaffte: da wurde für viele Bürger der Krieg ein lohnendes Handwerk.

Dabei ergriff natürlich die gemeinen Soldaten noch mehr, als ihre Feldherrn, der individualistische, egoistische Geist der Zeit. Man dachte nicht an Ehre, Verteidigung und Stärkung des Vaterlandes, sondern an Geld und Beute. Verhängnisvoll wurde der Krieg in Asien, der „Syrische Krieg" (192—189):

Lange sagt in den Römischen Altertümern II, S. 246: „Im Syrischen Krieg war die Beutegier und die davon unzertrennliche Zuchtlosigkeit der Soldaten aufs höchste gestiegen. Die Flottensoldaten des L. Ämilius Regillus plünderten im Jahre 190 Phokäa gegen den ausdrücklichen Willen des Feldherrn (Livius 37, 32). Ebenso konnte Manlius Volso, der die Zucht sehr lässig gehandhabt hatte, nicht hindern, daß die Legionen, in Habsucht mit ihrem Feldherrn wetteifernd, das Lager der Gallier gegen seinen ausdrücklichen Befehl ausplünderten (Livius 38, 23). Dieses demoralisierte Heer nun, das reich geworden war in Asien, brachte bei seiner Rückkehr 187 die Werkzeuge und die Gewohnheiten des asiatischen Luxus mit, die sich eben dadurch auch auf die niederen Stände Roms verbreiteten."

Das verschlimmerte sich von Jahr zu Jahr. Die Bürgerheere wurden allenthalben mehr und mehr zu einer grausamen, plündernden und mordenden Soldateska. Unter solchen Umständen kann man die Neuerung des Marius im Jahre 107

v. Chr. geradezu als einen Fortschritt bezeichnen; es bildete sich dadurch allmählich ein Soldatenstand von Profession. Freilich war einem solchen Heer erst recht die Sache, für die es kämpfte, gleichgültig; es wurde ein Werkzeug für die individualistischen Bestrebungen der Feldherrn.[1])

[1]) Vgl. den späteren Abschnitt „die Proletarierheere.“

III.

Die hundertjährige Revolution.

(133—31.)

A. Die Gracchen und ihre Nachfolger.

(133—91.)

1.

Schwierigkeit einer Reform.

Einsichtigen Patrioten wurde es immer deutlicher, daß man der zunehmenden Entartung Einhalt tun müsse. Auf politisch-militärischem, sozialem, wirtschaftlichem, sittlich-religiösem Gebiet: überall zeigten sich die größten Übelstände. Zwar hatte es keineswegs an einzelnen Männern gefehlt, welche mit Mut und zäher Ausdauer die Verhältnisse zu bessern suchten:

M. Porcius Cato kämpfte sein ganzes Leben hindurch für die altrömische Einfachheit und Frömmigkeit; M. Ämilius Paulus und sein trefflicher Sohn P. Cornelius Scipio Ämilianus scheuten keine Mühe, um Disziplin und Tapferkeit bei den Truppen wiederherzustellen und sie zum Siege zu führen.

Aber es dauerte lange, bis man den Sitz des Übels erkannte: nämlich die einseitige egoistische Herrschaft des Geldes; das Schwinden eines gesunden Bauernstandes; die rechtlose Stellung der Bundesgenossen. Im Jahre 145 v. Chr. machte Lälius den schüchternen Versuch einer Bodenreform, gab aber seine guten Absichten schnell auf, als er merkte, auf welchen Widerstand er stieß; diese Tatenscheu wurde als Mäßigung gepriesen,[1]) und er erhielt den Beinamen ‚Sapiens‘. Erst die beiden Gracchen haben die Bedürfnisse ihrer Zeit klar erkannt und zielbewußt und mutig den Staat zu retten ge-

[1]) Wie heute auch oft genug.

sucht. Mit dem Jahre 133 v. Chr. beginnt die große Reformbewegung, die allmählich zu Revolution und völliger Anarchie führt und mit der Alleinherrschaft des Augustus endet.

Fünf verschiedene Bestrebungen traten, einander fördernd und hemmend, immer wieder in den Vordergrund:

1. Bodenreform (lex agraria),
2. Armenpflege (lex frumentaria),
3. Gründung von Kolonien (lex de coloniis deducendis),
4. Gerichtsbarkeit (lex iudiciaria),
5. Ausdehnung des Bürgerrechts auf die Bundesgenossen (lex de civitate sociis danda).

Es gibt in dem Leben der Völker ein ‚Zu spät'! Das ist vielleicht die ernsteste Mahnung, die wir von der Geschichte erhalten. Aus Proletariern ließen sich nicht wieder tüchtige Bauern machen. Vor allem aber hatte der individualistische Geist zu sehr alle Volksklassen ergriffen; der Nobilität und der Ritterschaft standen ihre Standesinteressen höher als alles andere, und die besitzlose Masse der Bürger hielt es für Hochverrat, wenn man ihnen zumuten wollte, die materiellen Vorteile, die das Bürgerrecht bot, mit den ‚Bundesgenossen' zu teilen. Auch wollte man nicht erkennen, daß die Form des republikanischen Stadtstaates für die großen Verhältnisse nicht mehr paßte. Ja, selbst unter denen, die sich an der Reformarbeit beteiligten, waren viele, die sich nur durch die Aussicht auf Macht leiten ließen. — Wie gering war die Zahl derer, die wirklich ein Herz hatten für die Not ihrer Mitmenschen und zugleich das Wohl des Gesamtstaates bezweckten! Und was war ihr Los? Sie sind alle in den Tod getrieben bezw. ermordet:

die beiden Gracchen (133. 121);
Memmius (100);
Livius Drusus (91).

Dabei war es den besten Männern nicht möglich, eine dringend notwendige Reform durchzusetzen, ohne irgend eine verhängnisvolle Konzession an die Begehrlichkeit des einen oder anderen Standes zu machen. Dadurch wurde dann oft der Gewinn und Fortschritt wieder aufgehoben.

2.

Die Reformkämpfe von 133—91.

a) Die Gracchen:

Für alle Zeiten wird der Ruhm des edlen Bruderpaares, der beiden Gracchen, unvergänglich bleiben. Sie gehörten zur höchsten Nobilität und waren mit der Familie der Scipionen nahe verwandt; sie haben ihr Leben eingesetzt, um den römischen Staat zu retten.

Unsere wichtigsten Quellen für die Geschichte der Gracchen sind Appian, Plutarch und Sallust. Appian erzählt in den ‚Bürgerkriegen' I, 7 ff.:

„Als die Römer Italien, ein Stück nach dem anderen, durch Kriege eroberten, ließen sie sich jedesmal von den Besiegten einen Teil der Feldflur abtreten.[1]) Dort legten sie Kolonien an, indem sie entweder neue Städte gründeten oder in bereits vorhandene Städte römische Kolonisten sandten. Und dies letztere hatten sie ausgedacht, statt Festungen zu gründen.[2]) Von dem kraft Kriegsrechts erworbenen Gebiet verteilten sie das unter dem Pflug stehende Ackerland sofort als freies Eigentum unter die Kolonisten oder verkauften es, oder man schritt zur Verpachtung.[3]) Bei dem infolge des Kriegs zur Zeit wüst liegenden Land aber (und das war sehr viel) nahm man sich keine Zeit, es zu vermessen und zu verteilen, sondern forderte durch ein Edikt jeden, der Lust hatte, auf, ein Stück gegen Pacht zu bearbeiten, und zwar mußten sie jährlich den zehnten Teil von den Feldfrüchten, den fünften vom Ertrag der Baum- und Weinpflanzungen zahlen.[4]) Es wurde aber auch für die, welche ein Stück als Weideland benutzten, eine Abgabe festgesetzt, sowohl für Groß- als für Kleinvieh. Und das taten sie, um die Bevölkerung italischen Stammes zu vermehren, der ihnen als besonders zäh galt, damit sie kriegstüchtige Bundesgenossen hätten. Es trat aber das Gegenteil ein. Denn die Reichen nahmen von dem unverteilten Land das meiste an sich; mit der Zeit gewannen sie die Zuversicht, daß es ihnen niemand mehr entziehen würde, und erwarben die benachbarten Äcker und, was sonst an kleinem Besitz armer Bauern da war, hinzu, indem sie es entweder durch Überredung kauften oder mit Gewalt an sich rissen; so setzten sie an die

---

[1]) So entstanden, über ganz Italien zerstreut, die Staatsländereien, der ager publicus. In der Regel wurde ein Drittel vom Grund und Boden abgetreten; es kam aber auch vor, daß es die Hälfte oder zwei Drittel waren.

[2]) Hier wird der wesentliche Unterschied zwischen griechischen und römischen Kolonien angegeben. Die römischen Kolonien hatten nicht nur den Zweck, dem überschießenden Volksteil Ackerland zu geben, sondern das eroberte Land militärisch mit Rom eng zu verknüpfen.

[3]) Nur in diesem letzten Fall blieb es ‚Gemeindeland', ‚Staatsgrundbesitz', ager publicus.

[4]) Diese Nutznießer nannte man possessores.

Stelle zahlreicher Kleingüter große Latifundien. Und weil die freien Leute so oft vom Pflug unter die Waffen gerufen wurden, ließen sie die Großgüter von Feld- und Hirtensklaven bewirtschaften, wobei sie auch noch den Gewinn hatten, daß die Sklaven, die ja nicht in den Krieg zu ziehen brauchten, sich durch Kinderreichtum stark vermehrten. Infolgedessen wurden die Mächtigen sehr reich, und die Masse der Sklaven nahm auf dem Lande zu; über die Italiker[1]) aber kam Verödung und Erschlaffung, da sie durch Armut, Steuern und Kriegsdienst gedrückt wurden. Wenn sie aber keinen Krieg führten, so lebten sie in Untätigkeit, da das Land im Besitz der Reichen war, die darauf Sklaven statt freier Leute arbeiten ließen.

(8.) Hierüber war das Volk unwillig; denn einerseits nahm die Zahl der Bundesgenossen ab, andrerseits wurde die Regierung durch eine so große Menge Sklaven bedenklich erschwert. Da man aber keinen andern Ausweg fand (denn es war weder leicht noch gerecht, zahlreichen Leuten nach so langer Zeit zugleich mit dem Boden den bedeutenden Besitz abzunehmen, der in den Bauten, Pflanzungen und Meliorationen steckte), so brachte man mit Mühe auf Antrag der Volkstribunen das Gesetz durch:[2]) ‚Niemand solle mehr als 500 Morgen von diesem Gemeindeland haben, und niemand solle mehr als 100 Stück Großvieh und 500 Stück Kleinvieh auf dem Gemeindeland weiden lassen.' Ferner bestimmte das Gesetz, daß sie eine Anzahl freier Arbeiter halten sollten, von denen der Gesetzgeber erwartete, daß sie die Befolgung der Bestimmungen überwachen und bei Übertretung Anzeige machen würden. Und als sie dies zum Gesetz erhoben, leisteten sie einen Eid darauf und setzten Strafen fest; ihre Absicht war, daß das freiwerdende Land an die armen Bürger in kleinen Parzellen verkauft würde.[3])

Aber man kümmerte sich weder um die Gesetze, noch um die Eide; sondern die einen, die sich darum zu kümmern *schienen*, gaben das Land nominell an Verwandte ab, als befolgten sie das Gesetz; die anderen machten aus ihrer Nichtachtung gar kein Hehl, (9.) bis *Tiberius Sempronius Gracchus auftrat.* Dieser hatte sich bereits ausgezeichnet, war außerordentlich ehrgeizig, sehr redegewandt und aus allen diesen Gründen überall bekannt. Als Volkstribun hat er eine ernste Rede über die italische Bevölkerung gehalten, deren Stämme so kriegstüchtig und untereinander verwandt seien, die aber durch Armut und Entvölkerung nach und nach zugrunde gingen, ohne Aussicht auf Besserung. Er äußerte andrerseits seinen Unwillen über das Sklaventum, das keine Kriegsdienste tue und niemals gegen die Herren treu sei; er erwähnte die Leiden, die jüngst in Sizilien die Herren von den Sklaven erduldet hätten,[4]) welche auch dort infolge des Landbaues

[1]) Hier sind offenbar alle freien Bauern Italiens gemeint, römische Bürger und Bundesgenossen.

[2]) Heute ist man wohl darüber einig, daß dieses Ackergesetz nicht schon im Jahre 367 gegeben ist, sondern erst um 183 v. Chr.

[3]) Das ist ein Irrtum. Dies Land sollte nicht verkauft, sondern unter die armen Bürger verteilt (‚assigniert') werden.

[4]) Damals war ein entsetzlicher Sklavenkrieg auf Sizilien (134—132). Drei Konsuln wurden nacheinander von Rom dorthin geschickt.

sich vermehrten; der Krieg der Römer gegen sie sei nicht leicht und nicht von kurzer Dauer, sondern er dehne sich lang aus und habe mannigfache Gefahren gebracht. Nach diesen Worten erneuerte er das Gesetz, daß niemand mehr als 500 Morgen vom Gemeindeland haben solle; über das alte Gesetz hinausgehend, fügte er noch für ihre Söhne die Hälfte davon hinzu;[1]) das übrig bleibende Gemeindeland sollte eine jährlich gewählte Kommission von ‚Dreimännern' unter die Armen verteilen.

(10.) Folgendes beunruhigte aber die Reichen am meisten, daß sie nicht mehr wie früher, mit Hilfe der gewählten Kommission, sich über das Gesetz hinwegsetzen oder von den neuangesiedelten Bauern das Land kaufen konnten; denn Gracchus hatte, um dies zu verhüten, bestimmt, daß das zugewiesene Land unverkäuflich sei. Sie traten zusammen, jammerten einer nach dem anderen und machten den Armen mancherlei Einwendungen: die einen, sie hätten durch Meliorationen, Pflanzungen und Gebäude ein ganzes Vermögen in das Land gesteckt; andere, sie hätten ihren früheren Nachbarn einen Kaufpreis dafür gezahlt, den sie jetzt zusammen mit dem Land verlieren würden; andere, ihre Eltern seien auf dem Grund und Boden begraben, und sie hätten, wie auf rechtmäßig ererbtem Grundstück, eine Hypothek darauf stehen;[2]) wieder andere, sie hätten die Mitgift ihrer Frau dafür hingegeben oder ihren Töchtern die Mitgift in Gestalt dieses Grundstücks verliehen. Die Gläubiger wiesen nach, daß sie das Land wie freies Eigentum beliehen hätten. Kurz, das Jammern und der Unwille nahmen kein Ende. — Die Armen aber klagten, daß sie aus relativem Wohlstand zur äußersten Not und, weil sie keine Kinder aufziehen könnten, zur Kinderlosigkeit ‚hinabgeschleudert' seien. Auch zählten sie alle Feldzüge auf, durch welche sie eben dieses Land erworben hätten; sie beschwerten sich darüber, daß sie ihres Anteils am gemeinsamen Gewinn beraubt würden. Zugleich warfen sie den Reichen vor, daß sie den freien Bürgern und Kriegern Sklaven als Arbeiter vorzögen, eine unzuverlässige und stets feindselige Gesellschaft, die deshalb auch von der Ehre des Waffendienstes ausgeschlossen seien.

Während beide Teile solches klagten und einander vorwarfen, strömten viele andere, die in den römischen Kolonien oder in Städten mit römischem Bürgerrecht wohnten oder sonst an dem Gemeindeland interessiert waren, aufgeregt nach Rom und verteilten sich auf die eine oder die andere Partei. Im Vertrauen auf ihre Menge wurden sie immer leidenschaftlicher, und, maßlose Parteikämpfe entfachend, ließen sie die öffentliche Erörterung des Antrags zu: die einen, um keinesfalls zuzugeben, daß er durchgehe; die anderen, um ihn auf jeden Fall durchzubringen. Wühlarbeit auf beiden Seiten, und für den Tag der Abstimmung rüsteten sie sich gegeneinander.

---

[1]) Genauer: wer zwei Söhne habe, dürfe im ganzen 1000 Morgen vom Gemeindeland behalten.

[2]) D. h. von den beiden Söhnen A und B hat A das Grundstück allein übernommen; der Anteil von B ist als Hypothek darauf stehen geblieben.

(11.) Gracchus aber bezweckte mit seinem Antrag, nicht wohlhabendere, sondern tüchtigere Bürger zu schaffen, und weil er ganz von dem Gedanken an die Vorteile erfüllt war — seiner Meinung nach konnte dem italischen Lande nie etwas Größeres und Herrlicheres widerfahren —, so dachte er nicht an die damit verbundenen Unbequemlichkeiten. Und als der Tag der Abstimmung bevorstand, da sprach er in langer Rede viele anfeuernde Worte; dann stellte er die Frage: ‚ob es nicht gerecht sei, das Gemeinsame gemeinsam zu verteilen; ob nicht der Bürger immer viel mehr wert sei als der Sklave und der Soldat nützlicher als der unkriegerische Knecht; ob nicht der, welcher am Gemeinsamen Anteil hätte, auch mehr Herz für die Gesamtheit habe'. Aber weil diese Gegenüberstellung für einen Teil der Bürger kränkend war, trieb er sie nicht zu weit, sondern er ging abermals die guten und die schlechten Aussichten des Vaterlandes durch und führte folgendes aus: ‚Während schon das meiste Land durch kriegerische Erfolge erobert wäre und sie Aussicht hätten, auch den Rest der Welt zu gewinnen, sei jetzt die Entscheidung über alles in der Schwebe; entweder würden sie durch Tüchtigkeit auch das übrige erwerben oder durch ihre eigene Schwäche und die Mißgunst der Feinde auch den gegenwärtigen Besitz verlieren. Weil das erstere Ruhm und Macht, das andere Gefahr und Ohnmacht brächte, fordere er die Reichen auf, dieses zu beherzigen und, wenn es gehe, aus eigener Initiative, mit Rücksicht auf den späteren Gewinn, dieses Land den Mitbürgern zu überlassen, die dem Vaterlande tapfere Söhne schenken würden. Nicht möchten sie, indem sie sich um Kleines zankten, das Große aus den Augen verlieren; erhielten sie ja doch hinreichende Entschädigung für ihre gemachten Aufwendungen, da einem jeden ein auserlesener, abgabenfreier, für ewig unkündbarer Besitz von 500 Morgen überlassen und denen, welche Söhne hätten, außerdem noch für jeden 250 Morgen.'

Nachdem Gracchus durch solche Worte die Armen und alle die, welche sich mehr von vernünftiger Erwägung als Habgier leiten ließen, angefeuert hatte, befahl er dem Schreiber, den Antrag vorzulesen. (12.) Aber ein anderer Volkstribun, M. Oktavius, den die Besitzenden gewonnen hatten, um Einspruch zu erheben (denn bei den Römern dringt derjenige, der Einspruch erhebt, immer durch), befahl dem Schreiber zu schweigen. Unter heftigen Vorwürfen gegen Oktavius entließ Gracchus die Versammlung und setzte einen neuen Termin für die Abstimmung an . . .

An diesem zweiten Versammlungstage hatte sich Gracchus mit einer starken Leibwache umgeben, um den Oktavius auch gegen seinen Willen zu zwingen. Er befahl dem Schreiber unter Drohungen, den Antrag zu verlesen. Abermals erhob Oktavius Einspruch, und der Schreiber schwieg. Als nun die Volkstribunen sich gegenseitig schmähten und das Volk laut tobte, da forderten einige angesehene Männer die Volkstribunen auf, die Schlichtung ihres Zwiespaltes dem Senat zu übertragen. Gracchus griff in der Meinung, daß allen Wohlgesinnten sein Antrag gefallen müsse, den Vorschlag eifrig auf und eilte in den Senat. Als er aber dort von den Reichen beschimpft wurde, lief er in die Volksversammlung zurück und setzte einen dritten Termin an; an diesem sollte nicht nur über den Antrag abgestimmt werden, sondern auch über die Frage, ob Oktavius bei fortgesetztem Widerstand gegen das

Gesetz Volkstribun bleiben dürfe. — Und dementsprechend handelte er auch. Als Oktavius, ohne sich einschüchtern zu lassen, zum dritten Male Einspruch erhob, da ließ Gracchus das Volk über seine Absetzung abstimmen. Nachdem die erste Tribus dafür gestimmt hatte, wandte Gracchus sich mit der Bitte an Oktavius, er möchte von seinem Widerstand ablassen. Aber Oktavius blieb solchen Bitten gegenüber taub. — Gracchus ließ die übrigen Tribus abstimmen. Es waren im ganzen 35 Tribus. Schon hatten die ersten 17 leidenschaftlich für die Absetzung gestimmt. Bevor nun die 18. zur Abstimmung schritt, da hat Grachus abermals, angesichts des ganzen Volkes, den Oktavius inbrünstig gebeten: ‚er solle nicht das heiligste und für ganz Italien nützlichste Werk zu nichte machen; er möge nicht dem großen Eifer des Volkes entgegentreten, dem er als Tribun sogar wider das Recht nachgeben müsse, wenn es das wünsche; er solle es nicht soweit kommen lassen, daß ihm das Amt entzogen würde.‘ Bei diesen Worten rief er die Götter zu Zeugen an, daß er ungern seinen Amtsgenossen der Ehren beraube. Oktavius gab nicht nach; da ließ Gracchus die Abstimmung fortsetzen.

Oktavius wurde abgesetzt und entfloh heimlich. An seine Stelle wählte man Qu. Mummius zum Volkstribun. Das Ackergesetz ging durch. Um nun das Land zu verteilen, wurden an erster Stelle der Urheber des Gesetzes, Gracchus, und sein gleichnamiger Bruder und der Schwiegervater des ersteren, Appius Claudius, gewählt. Denn das Volk fürchtete auch jetzt noch, daß die Durchführung des Gesetzes unterbliebe, wenn nicht Gracchus selbst mit seinem ganzen Hause das Werk leitete. Gracchus wurde wegen dieses Gesetzes von der Menge als der Gründer nicht einer Stadt oder eines Stammes, sondern aller Völker Italiens gefeiert und im Triumphzuge nach Hause geleitet. — Und darauf gingen diejenigen, die das Gesetz durchgebracht hatten, wieder aufs Land zurück, von wo sie zur Abstimmung herbeigeeilt waren. Die Unterlegenen aber blieben in der Stadt und äußerten, es würde dem Gracchus schlecht gehen, sobald sein Amtsjahr abgelaufen sei. Denn er habe das unverletzliche (sakrosankte) Amt des Volkstribunen verletzt und falsche Mittel des Parteistreites in Italien eingeführt.

(14.) Es war schon Sommer; die Kandidaten für das folgende Volkstribunat meldeten sich, und als die Zeit der Wahl bevorstand, zeigte sich klar, daß die Reichen die erbittertsten Gegner des Gracchus eifrig unterstützten. Angesichts der drohenden Gefahren war Gracchus für sich und für sein Werk besorgt, wenn er nicht auch für das folgende Jahr zum Volkstribunen gewählt würde, und rief die Bürger vom Lande zur Abstimmung. Diese waren aber mit den Erntearbeiten beschäftigt; da wandte er sich, weil nur noch wenig Zeit bis zum Wahltag übrig war, an die städtische Menge, ging überall umher und bat die Leute, ihn für das nächste Jahr zum Volkstribunen zu wählen, weil er um ihretwillen in Gefahr sei.

Als es nun zur Abstimmung kam und die ersten zwei Tribus den Gracchus wählten, erhoben die Reichen Einspruch: ‚es sei ungesetzlich, daß jemand zweimal hintereinander Volkstribun sei‘. Und da Rubrius, der durch das Los Vorsitzender der Volksversammlung geworden war, deshalb Bedenken trug, die Abstimmung fortzusetzen, sagte Mummius, der an Stelle von Oktavius gewählt war, er solle ihm die Wahlleitung

abtreten. Und wirklich verzichtete Rubrius auf den Vorsitz; aber die anderen Volkstribunen erhoben Einspruch und verlangten neue Losung; denn da der durchs Los bestimmte Rubrius zurückgetreten sei, müsse von neuem das Los entscheiden. — Als hierüber ein Streit ausbrach, gab Gracchus nach und verschob die Abstimmung auf den folgenden Tag. An allem verzweifelnd, legte er, obgleich er noch im Amte war, Trauerkleider an, blieb den Rest des Tages auf dem Markte, empfahl seinen Sohn den Leuten und stellte ihn unter ihren Schutz, da er selbst von den Feinden bald vernichtet würde.

(15.) Großes Mitleid zugleich und Überlegung bestimmte die Armen, für Gracchus einzutreten: sowohl in ihrem eigenen Interesse, da sie sonst in Zukunft nicht mehr gleichberechtigte Bürger, sondern Sklaven der Reichen sein würden, als auch im Interesse des Gracchus selbst, der soviel Angst und Leid um ihretwillen erdulde. Alle geleiteten ihn abends zu seiner Wohnung und sagten, er solle wegen des kommenden Tages getrost sein. — In der Tat gewann Gracchus neuen Mut, versammelte in der Nacht seine Anhänger, verabredete ein Zeichen, falls es zum Kampfe käme, und besetzte den Tempel des Kapitols, vor dem die Abstimmung stattfinden sollte, nebst der Hälfte des Platzes.

Am folgenden Tage hielt Gracchus, gereizt von den Volkstribunen und von den Reichen, welche nicht zulassen wollten, daß die Abstimmung über ihn vorgenommen würde, das Zeichen empor. Von den Mitwissern wurde sofort ein Geschrei erhoben; es entstand alsbald ein Handgemenge. Von den Anhängern des Gracchus beschirmten ihn die einen, wie eine Leibwache; die anderen schürzten sich die Kleider auf, rissen den Dienern die Stöcke und Hölzer aus den Händen, zerbrachen sie in viele Stücke und vertrieben die Reichen aus der Versammlung mit soviel Geschrei und Verwundungen, daß die Volkstribunen in Angst davonliefen, daß der Tempel von den Priestern geschlossen wurde und daß in der darauf folgenden Verwirrung die einen schrien: Gracchus entsetze auch die übrigen Volkstribunen ihres Amtes (man vermutete dies, weil keiner mehr gesehen wurde); die anderen, er wolle auch ohne Wahl das Tribunat weiterführen.

(16.) Gleichzeitig fand eine Senatssitzung im Tempel der ‚Treue' statt. Und mir erscheint es wunderbar, daß man gar nicht auf den Gedanken kam, einen Diktator zu ernennen, obwohl dies doch so oft in Zeiten der Gefahr ein so treffliches Heilmittel gewesen war. — Nachdem die Senatoren ihre Beschlüsse gefaßt hatten, zogen sie zum Kapitol empor. Der Oberpriester (pontifex maximus) Cornelius Scipio Nasica stellte sich an ihre Spitze mit dem lauten Ruf: ‚Wer den Staat retten will, folge mir!' Er zog den Zipfel der Toga um sein Haupt, sei es daß er noch mehr Leute veranlassen wollte, mit ihm vorzustürmen, sei es daß diese Handlung eine symbolische Bedeutung hatte, sei es daß er vor den Göttern sich dessen schämte, was er tun wollte. Als er dann zum Tempel hinaufstieg und gegen die Anhänger des Gracchus stürmte, da wichen die Leute, weil er der Oberpriester war, ehrerbietig zurück, obgleich sie sahen, daß der Senat mit ihm vorging; jene aber entwanden den Anhängern des Gracchus selbst die Stöcke, rissen die Bänke und, was sonst für die Volksversammlung herbeigeschafft war, weg, schlugen und verfolgten ihre Gegner und warfen sie den Abhang hinab. In diesem Ge-

tümmel wurde Tiberius Gracchus an dem Tempel in die Enge getrieben und umgebracht, neben den Standbildern der Könige; mit ihm viele Anhänger. Die Leiche warfen sie nachts in den Tiber.

So war Tib. Gracchus, noch während seines Tribunats, auf dem Kapitol umgekommen: seine Absichten waren edel; aber er trachtete sie gewaltsam durchzuführen. Er war Sohn des Gracchus, der zweimal Konsul gewesen war, und der Cornelia, der Tochter des großen Scipio. Das erste Bürgerblut war in einer Versammlung geflossen und der Reigen für die späteren Gewalttaten und Erschütterungen eröffnet."

Folgende wichtige Stelle lesen wir in Plutarchs ‚Leben des Tib. Gracchus', Kap. 87:

„Der jüngere Gracchus erzählt in einer Schrift, sein Bruder Tiberius habe auf der Reise zum Numantinischen Heer (137 v. Chr.), als er durch Etrurien kam, beim Anblick der fremden barbarischen Sklaven, welche die Äcker bearbeiteten und die Herden weideten, den Entschluß gefaßt, der Not des verarmten freien Bauernstandes abzuhelfen" . . .

(Als er Volkstribun geworden war, ging er vorsichtig zu Werke und) „fragte einige Männer, die sich unter den Bürgern durch Tugend und Ruhm auszeichneten, um ihren Rat. Unter diesen befand sich der Oberpriester Crassus und der damalige Konsul Mucius Scävola, ein großer Rechtsgelehrter, und sein Schwiegervater Appius Claudius" . . .

(Gracchus fand bei den Reichen und Großgrundbesitzern heftigen Widerstand.) „Sie richteten jedoch nichts aus; denn Tiberius, der für eine so schöne und gerechte Sache mit einer Beredsamkeit stritt, die wohl auch schlechtere Gegenstände hätte ausschmücken und schön darstellen können, war ihnen zu sehr überlegen, ja unüberwindlich, wenn er auf der vom Volke umringten Rednerbühne stand und vor den Armen in folgendem Tone sprach: ‚Von den wilden Tieren, welche Italien bewohnen, hat ein jegliches seine Höhle, sein Lager, seinen Schlupfwinkel; die Bürger aber, welche für Italien kämpfen und sterben, haben nichts — außer Licht und Luft. Ohne Haus, ohne Stätte irren sie mit Weib und Kind umher. Unsere Feldherrn aber lügen, wenn sie in den Schlachten die Soldaten auffordern, die Heiligtümer und die Gräber gegen die Feinde zu verteidigen. Von so vielen Römern hat keiner einen väterlichen Herd, keiner eine Grabstätte seiner Vorfahren aufzuweisen. Für die Schwelgerei und den Reichtum anderer müssen sie ihr Blut vergießen und sterben. Sie heißen Herren der Welt, ohne auch nur eine einzige Scholle ihr Eigen nennen zu können'."

Dazu kommen noch zwei wichtige Kapitel aus Sallusts ‚Jugurthinischem Krieg' (41. 42), in denen er die römischen Zustände seit dem Jahre 146 v. Chr. schildert:

„Das Unwesen der Parteikämpfe und die Entartung der Sitten war erst kürzlich in Rom eingerissen infolge der Untätigkeit und des Überflusses

an all den Gütern, welche die Menschen für die höchsten halten. Denn vor der Zerstörung Karthagos (146 v. Chr.) war das römische Volk und der römische Senat bei der Führung der Staatsgeschäfte einträchtig gewesen und hatte sich friedlich und maßvoll gezeigt; kein Ehrgeiz und keine Herrschsucht entzweite die Bürger; die Furcht vor den Feinden hielt sie auf guter Bahn.[1]) Aber als diese Furcht aus den Herzen gewichen war, da trat das ein, was die Folge des Glücks ist: Zügellosigkeit und Übermut. So wurde der Friede, den man sich im Unglück gewünscht hatte, als er eingetreten war, noch schlimmer und bitterer als der Krieg. Denn die Nobilität fing an, das Gefühl ihrer hohen Stellung, das Volk, sein Freiheitsgefühl zur selbstsüchtigen Leidenschaft zu machen; ein jeder suchte alles für sich in Anspruch zu nehmen, an sich zu reißen und zu raffen.[2]) So wurde alles nach der einen oder andern Seite gezogen, und der Staat, der als Gemeingut zwischen ihnen lag, wurde zerrissen. Aber die Nobilität hatte, weil sie eine geschlossene Partei bildete, die Übermacht; das Volk war nicht organisiert und hatte, trotz seiner Überzahl, keinen Einfluß. Der Wille der ‚Wenigen' entschied draußen und zu Haus; sie verfügten über die Staatsgelder, die Provinzen, die Ämter; sie ernteten Ehren und Ruhm. Dagegen verarmte das Volk durch die Kriege, während deren sie ihre Äcker nicht bestellen konnten. Die Feldherrn rissen mit den ‚Wenigen' die Kriegsbeute an sich; ja es kam vor, daß, während der Bauer im Kriege war, zu Hause seine Eltern oder Kinder von dem mächtigen Nachbar aus seinem Besitztum verdrängt wurden. So drang mit der Macht die maß- und rücksichtslose Habgier ein, besudelte und verwüstete alles, kümmerte sich nicht um göttliches oder menschliches Recht, bis sie sich selbst zu Fall brachte. Denn sobald aus der Mitte der Nobilität Männer auftraten, welche den wahren Ruhm der ungerechten Macht vorzogen, begann der Staat zu wanken und eine Spaltung zwischen den Bürgern zu entstehen, wie wenn die Erde in lauter Stücke zerfiele.

Denn nachdem Tiberius und Gajus Gracchus, deren Vorfahren im Punischen und in anderen Kriegen dem Staate große Dienste geleistet hatten, angefangen, das niedere Volk zur Freiheit zu rufen und die Schandtaten der ‚Wenigen' aufzudecken, war die schuldbewußte und erschrockene Nobilität bald durch die Bundesgenossen und Latiner, bald durch die Ritter, welche die Hoffnung auf ein Bündnis mit der Nobilität dem Volke entfremdet hatte, den Bestrebungen der Gracchen entgegengetreten, und sie hatten zuerst den Tiberius, dann wenige Jahre später den Gajus, der dieselbe Bahn beschritt, zweimal Volkstribun und Triumvir für Koloniegründung war, mit Gewalt getötet. Freilich muß man zugeben, daß die Gracchen, in dem Streben, ihre Sache siegreich durchzuführen, das rechte Maß überschritten haben; aber es ist doch besser, daß das Unrecht durch ein sittlich gutes Verfahren über-

[1]) Sallust irrt, wenn er die Entartung erst 146 eintreten läßt. Sie beginnt mit der Beendigung des 2. Punischen Krieges (201), wird allerdings nach der Besiegung des Perseus (168) und nach der Zerstörung Karthagos (146) immer schlimmer.

[2]) Das ist, was wir ‚extremen Individualismus' nennen, wo man das Ganze über dem eigenen Interesse vergißt.

wunden wird, als daß es durch ein schlechtes Verfahren (nämlich der Nobilität) die Oberhand gewinnt. Die Nobilität hat ihren Sieg zügellos ausgenutzt und vielen Menschen den leiblichen oder bürgerlichen Tod gebracht; sie erwarb sich für die Zukunft mehr ein Schreckensregiment als Macht. Das hat meist große Staaten zugrunde gerichtet, wenn die einen die anderen auf jede Weise niederzwingen und an den Besiegten maßlose Rache üben wollten."

Was lernen wir aus diesen Berichten?

1. Tiberius Sempronius Gracchus ist, als er im Jahre 133 v. Chr. das berühmte Ackergesetz beantragte, außerordentlich vorsichtig und maßvoll vorgegangen. Er hatte den Rat seiner rechtskundigen Freunde eingeholt und beabsichtigte, alle berechtigten oder durch die Entwicklung der letzten Jahrzehnte entstandenen Interessen zu schonen; auch beschränkte er seinen Antrag auf römische Bürger. Er gestattete, daß die augenblicklichen Nutznießer der Staatsländereien, des ager publicus, je 500 und, wenn sie zwei Söhne hätten, je 1000 Morgen behalten dürften; daß ihnen dieser Besitz für die Zukunft garantiert werden sollte und sie keine Pacht (vectigal) an den Staat zu zahlen brauchten. Was über diese 500 oder 1000 Morgen hinausgehe, sollten sie, und zwar gegen eine angemessene Entschädigung für gemachte Aufwendungen, herausgeben. Dies freiwerdende Land wollte Tib. Gracchus unter die ärmeren Bürger verteilen, um wieder einen Kleinbauernstand zu schaffen. Wohlverstanden, es handelte sich hierbei nur um Staatsländereien; Privateigentum wurde davon in keiner Weise berührt.

2. Auf die Bahn der Gesetzesübertretung und Revolution ist Gracchus bei diesem ersten maßvollen Versuch einer sozialen Reform durch den extremen Egoismus der Nobilität gedrängt worden. Diese wollte auch nicht das allergeringste Opfer bringen.

Gracchus hat tagelang nichts unversucht gelassen, um durch persönliche Einwirkungen auf seinen Amtsgenossen Oktavius und auf den Senat die Hindernisse zu beseitigen. Er setzte einen zweiten, einen dritten Termin an. Augenscheinlich entschloß er sich äußerst schwer zu einer gesetzwidrigen Handlung und war sich der Tragweite wohl bewußt. Aber als alles nichts half, tat er mutig den entscheidenden Schritt: er ließ durch das Volk den Volkstribunen Oktavius absetzen. Das war ungesetzlich; damit wurde die verhängnisvolle Bahn betreten; an die Stelle

einer ruhigen Reformarbeit trat die Revolution und Demagogie. Die Antwort aber auf die Frage, wen die Schuld trifft, ist für mich nicht zweifelhaft: die Nobilität hat in unbegreiflicher Verblendung und in kurzsichtigem Starrsinn den hundertjährigen blutigen Kampf um den Besitz entfesselt.

3. Nachdem die abschüssige Bahn einmal betreten war, rief die eine Gesetzwidrigkeit immer neue hervor:

Ohne sich um die Kompetenz des Senates zu kümmern, hat Tib. Gracchus, auf das ‚souveräne Volk' gestützt, der Kommission von ‚Dreimännern' (tresviri), welche das Ackergesetz durchführen sollten, richterliche Befugnisse übertragen; er hat den ererbten ‚Schatz des Attalus' für die Anschaffung des nötigen Inventars anweisen lassen.[1]) Und weil er einsah, daß das ganze Werk der Bodenreform gefährdet würde, wenn er nicht über das Jahr 133 hinaus im Amte bliebe, so wollte er sich zum zweiten Male zum Volkstribun wählen lassen; auch das war ungesetzlich.

Die Nobilität warf ihm Streben nach der Königsherrschaft (affectatio regni) vor. Am Wahltag stellte sich Scipio Nasica unter dem Vorwand, den Staat gegen die Ungesetzlichkeit schützen zu wollen, an die Spitze der gleichgesinnten Senatoren und eilte in die Volksversammlung. Im Handgemenge fand Tib. Gracchus mit 300 Anhängern den Tod. —

Zwar dauerte die Tätigkeit der Agrarkommission, der ‚Dreimänner', noch fort; aber die Bodenreform kam doch bald ins Stocken. Es wurde nun von entscheidender Wichtigkeit, daß in den nächsten Jahren die Frage der Stellung der ‚Bundesgenossen' immer mehr hervortrat und die berechtigte Aufregung unter ihnen stetig wuchs.

Im Jahre 123 v. Chr. war **Gajus Sempronius Gracchus** Volkstribun. Ihm schien das Schicksal günstiger zu sein, als seinem älteren Bruder Tiberius: er blieb zwei Jahre hintereinander Volkstribun und gewann durch seine mutige Entschlossenheit und gewaltige Beredsamkeit, durch das Vertrauen, welches das Volk ihm schenkte, eine so überragende Stellung, daß der Senat völlig eingeschüchtert wurde.

---

[1]) In demselben Jahr 133 vor Chr. waren die Römer Erben des Königs Attalus von Pergamum geworden.

Er nahm die Bodenreform seines Bruders Tiberius wieder auf, steckte sich aber sofort ein viel höheres Ziel. Denn er hielt eine Heilung der sozialen Zustände für unmöglich, wenn nicht gleichzeitig das Verhältnis der Römer zu den italischen ‚Bundesgenossen' geregelt und diesen das Bürgerrecht erteilt würde. Aber auch für seine edlen Absichten wurden die Mittel verhängnisvoll, zu denen er sich durch den Egoismus und extremen Individualismus aller Stände gedrängt sah; denn es gab nur wenige, die das Ganze höher stellten als den Teil, das Wohl des Vaterlandes höher als die Partei und das eigene Ich. Um den Widerstand der Nobilität zu brechen, suchte er überall das Prinzip der Volkssouveränität durchzuführen: ein bedenklicher Weg! Noch bedenklicher war, daß er (durch eine lex iudiciaria) dem Senat die Gerichtsbarkeit entzog und den Rittern übertrug. Erst hierdurch wurden die Ritter offiziell zu einem besonderen Stand gemacht; sie haben seitdem 40 Jahre lang die Gerichtsbarkeit besessen, aber mit noch schamloserem Egoismus ausgeübt als der Senat. Allerdings hat Gajus Gracchus durch diese lex iudiciaria für mehrere Jahrzehnte eine gewaltige Feindschaft zwischen Nobilität und Ritterstand, zwischen dem Amts- und dem Geldadel, geschaffen, und es ist denkbar, daß er die Hoffnung hegte, es würden sich diese beiden Feinde der Volkssache gegenseitig schwächen. Aber tatsächlich wurde die unheimliche Macht des Geldes noch drückender und wurden die Untertanen noch frecher ausgebeutet.

Am bedenklichsten aber waren die Mittel, die Gajus Gracchus für nötig hielt, um das ‚Volk' völlig an sich zu fesseln, um eine solche Stellung zu erlangen, daß er es wagen konnte, das letzte Ziel seiner Bestrebungen zu erreichen, die Ausdehnung des Bürgerrechts auf die italischen Bundesgenossen. Denn er zerstörte mit der einen Hand, was er mit der anderen aufbaute. Einerseits gestaltete er die Verfassung immer demokratischer; andrerseits schuf er, um die Gunst des Volkes zu gewinnen, mit seinem **Getreidegesetz** (lex frumentaria) eine Einrichtung, die für das römische Reich ganz besonders verhängnisvoll geworden ist. Das Gesetz lautete: ut populus pro frumento, quod sibi publice daretur, in singulos modios senos aeris et trientes pretii nomine exsolveret, d. h. „es wurde angeordnet,

daß der Staat dem ‚Volk' Getreide für den mäßigen Preis von 25 Pf. pro Scheffel (8 3/4 Liter) liefere". Wir werden sehen, daß später Hunderttausenden in Rom allmonatlich eine bestimmte Menge Getreide umsonst von Staats wegen geliefert wurde. Eine wunderbare Art von Armenpflege! keine Erziehung zur Arbeit, sondern zum Nichtstun! Die Masse der Bürger kannte keine Pflichten mehr, sondern sie hielt es für ihr gutes Recht, auf Kosten des Staates gefüttert zu werden. Zugleich schuf Gracchus durch die große regelmäßige Getreideeinfuhr dem einheimischen Ackerbau eine solche Konkurrenz, daß seine eigene Absicht, einen starken Bauernstand zu schaffen, sehr beeinträchtigt wurde. Das Schlimmste aber war, daß er hierdurch seinen Hauptzweck, die Masse des römischen Volkes für die Ausdehnung des Bürgerrechts auf die Bundesgenossen zu gewinnen, keineswegs erreichte. Im Gegenteil! je größere materielle Vorteile das Bürgerrecht bot, um so weniger war das begehrliche Volk geneigt, dieselben mit vielen anderen zu teilen.

Hier knüpften die zahlreichen Gegner des Gracchus an. Es ist überaus bezeichnend, wie schnell und leicht der mächtige Volkstribun, der beinahe zwei Jahre lang geradezu vergöttert wurde und wie ein Alleinherrscher über die Stimmen des Volkes verfügte, aus der Gunst desselben Volkes verdrängt wurde. Und typisch ist die Hinterlist, mit der die Nobilität vorging:

1. Man machte den Bürgern klar, daß ihre materiellen Vorteile verkleinert würden, wenn die Bundesgenossen das Bürgerrecht erhielten.

2. Durch Livius Drusus ließ der Senat noch viel populärere Anträge stellen, als jemals von Gajus Gracchus ausgegangen waren: in bezug auf Bodenreform und Kolonien. Er erreichte, daß Gracchus, während seiner Abwesenheit in Karthago, für das Jahr 121 nicht wiedergewählt wurde.

3. Nach der Rückkehr des Gracchus mußte die Religion als politische Waffe des Senates dienen. Die Priester erklärten auf Grund zahlreicher Schreckzeichen (prodigia) die Kolonie Junonia, welche Gracchus auf karthagischem Boden anlegte, für gottverhaßt und verwerflich. Es kam darüber zu erregten Verhandlungen, und als das Volk die Aufhebung dieser Kolonie beschließen sollte, übertrug der Senat dem Konsul Opimius

diktatorische Gewalt: videret ne quid res publica detrimenti caperet. „Zur Rettung des Vaterlandes“ ergriff die Senatspartei die Waffen; im Handgemenge fielen mehrere hundert Anhänger des Gracchus; Gajus Gracchus gab sich selbst den Tod.

b) **Die Reaktion** (121—111).

Nachdem die erste Siegesfreude in der Verurteilung von 3000 Anhängern des Gracchus gekühlt war, ging die Nobilität mit raffinierter Hinterlist und schlauer Vorsicht ans Werk. Um das Volk nicht zu reizen, ließ man die Kommission, welche die Bodenreform durchführen sollte, ruhig weiter arbeiten. Dann aber hob man langsam eine Bestimmung nach der anderen auf:

1. Man machte den Anfang mit einem Satz, der manchen von den neuen Bauern, die sich nicht mehr ans Arbeiten gewöhnen konnten, recht lästig war. Gracchus hatte nämlich mit weiser Absicht die Bauerngüter, welche aus dem Staatsland (dem ager publicus) den ärmeren Bürgern zugewiesen wurden, für unverkäuflich erklären lassen. Dadurch daß man sie jetzt verkaufen konnte, wurde das ganze Werk der Bodenreform sehr beeinträchtigt.

2. Im Jahre 118 v. Chr. wagte man einen weiteren Schritt: der Senat beendigte die Tätigkeit der Kommission. Soweit das Staatsland noch nicht aufgeteilt sei, sollte es gegen einen bestimmten Zins den bisherigen Nutznießern (das waren fast nur Mitglieder der Nobilität) überlassen bleiben.

3. Im Jahre 111 fühlte man sich so stark, daß man glaubte, für alle Zukunft eine Wiederholung der Gracchischen Reform unmöglich machen zu können. Man hob den Zins für die Staatsländereien auf und überließ den augenblicklichen Nutznießern das Land als unbeschränktes Eigentum. Es wurde damals ein wichtiger Schritt getan, der bis zum heutigen Tage so verhängnisvoll geworden ist: Aller Gemeinbesitz an Grund und Boden wurde aufgehoben; der Acker, die Wiese, das Haus wurden ebenso Eigenbesitz, wie jede bewegliche Ware. Der Staat, die Gemeinschaft begab sich jedes Rechtes auf das Land.[1])

[1]) Diese Auffassung von ‚Eigentum‘ ist in das römische Recht eingedrungen, und als das römische Recht am Ende des Mittelalters bei uns eingeführt wurde, da hat es auch auf unsere Bodenverhältnisse verheerend gewirkt.

Wie vorsichtig und schlau war diese allmählich wachsende Reaktion! Und doch wie kurzsichtig! Indem die Nobilität jede Möglichkeit abschnitt, die besitzlosen Proletarier zu fleißigen Kleinbauern zu machen, drängte sie selbst das Volk zu einer gewaltsamen Lösung der Besitzfrage.

c) **Neuer Aufschwung der Volkspartei** (111—100).

Die Reformbewegung schien endgültig beseitigt zu sein. Aber die siegreiche Nobilität erwies sich infolge ihrer skrupellosen Habgier und entnervenden Genußsucht so unfähig, den Staat zu regieren und gegen äußere Gefahren zu schützen, daß sich allmählich ein wachsender Sturm der Entrüstung erhob. In Nordafrika konnte es der kecke Numiderfürst Jugurtha wagen, im Vertrauen auf die Wirkungen des Geldes, allen Befehlen des römischen Senats und Volks Hohn zu lachen. Alle vornehmen Römer, die der Reihe nach dorthin geschickt wurden (117—109 v. Chr.), waren der Bestechlichkeit zugänglich. — Zugleich rüttelten im Norden die Germanen, die Cimbrer, ungestüm an den Toren des römischen Reichs. Im Jahre 113 vernichteten sie bei Noreja ein großes Heer, das von Papirius Carbo geführt wurde. Seitdem hörte der Cimbrische Schrecken nicht auf.

Die Entrüstung über diese Vorgänge, über die völlige Unfähigkeit und gewissenlose Bestechlichkeit der Nobilität, führte einen Umschwung herbei. Dassebe Jahr 111, in welchem die Nobilität jede Bodenreform unmöglich machte und zu völligem Siege gelangt zu sein schien, bedeutet zugleich den Anfang der Wendung. Seitdem hat der wackere Volkstribun Memmius unerschrocken auf die großen Schäden hingewiesen und auf Heilung gedrängt. Zwar wurde zunächst wenig erreicht: Als Memmius (111) die Vorladung des Jugurtha nach Rom durchgesetzt hatte, machte ein anderer Volkstribun, mit großen Summen bestochen, die Gerichtsverhandlung durch seinen Einspruch (veto) unmöglich. Jugurtha ging in seiner Frechheit so weit, daß er mitten in Rom einen Verwandten, der ihm vielleicht den Thron streitig machen könnte, töten ließ. Und als er Rom verließ, sprach er die denkwürdigen Worte: urbem venalem et cito perituram, si emptorem invenerit (‚Stadt, in der alles käuflich ist und die schnell zugrunde gehen wird, wenn sie einen Käufer gefunden hat!‘).

Das Jahr 110 brachte neue Enttäuschungen. Erst als 109 der Konsul L. Cäcilius Metellus nach Afrika ging, wurde die Sache besser. Aber weil er zur Nobilität gehörte und trotz aller persönlichen Tüchtigkeit und Unbestechlichkeit ein hochfahrender Aristokrat war, konnte er sich das Vertrauen des aufgeregten Volks nicht auf die Dauer gewinnen. Und so wurde denn für das Jahr 107, infolge einer maßlosen Agitation, ein vir vere plebeius zum Konsul gewählt, ein Bauernsohn, ein Mann ohne Bildung, aber von militärischer Tüchtigkeit und Entschlossenheit: Marius.

Bevor Marius nach Afrika reiste, um den Oberbefehl im Jugurthinischen Krieg zu übernehmen, hielt er in Rom folgende Volksrede (Sallust c. 85):

„Quiriten, ich weiß recht wohl, eine wie große Aufgabe ich mit dem Konsulat übernehme, das ihr mir verliehen habt. Zu gleicher Zeit den Krieg vorbereiten und den Staatsschatz schonen, die Leute zum Kriegsdienst zwingen, denen man nicht wehe tun möchte, hier und im Felde alles besorgen und dazu noch auf neidische, unruhige Parteileute stoßen: das ist, Quiriten, eine überaus schwierige Tätigkeit. Dazu kommt folgendes: Wenn andere einen Fehler machen, dann bringen ihnen ihr alter Adel, die tapferen Taten der Vorfahren, der Reichtum ihrer Verwandten und Verschwägerten, die zahlreichen Klienten, alles das wirksamen Schutz. Meine Hoffnungen ruhen in mir selbst, und ich muß sie schützen durch Mannhaftigkeit und Unbescholtenheit; alles andere ist schwach. — Auch das sehe ich, daß aller Augen auf mich gerichtet sind: die gerechten und guten Bürger sind mir zugetan; denn ihnen gilt das Staatswohl am höchsten; die Nobilität aber sucht eine Gelegenheit, mir zu schaden. Um so mehr muß ich mich anstrengen, daß ihr nicht in ihre Schlingen fallt und daß jene sich im Erfolg getäuscht sehen. Und dies zu tun, fällt mir nicht schwer; denn so habe ich von Kindheit an bis heute gelebt, daß ich an alle Strapazen und Gefahren gewöhnt bin. Es ist nicht meine Absicht, Quiriten, nach Erlangung des Konsulats das aufzugeben, was ich früher umsonst tat. Für jene ist es schwierig, im Amt uneigennützig zu sein, und sie haben sich nur während der Amtsbewerbung als rechtschaffene Leute gestellt; ich habe stets so gelebt, und es ist mir zur Natur geworden, recht zu handeln.

Ihr habt mir den Krieg gegen Jugurtha übertragen, und die Nobilität ist sehr ungehalten darüber. Ich bitte euch, überlegt es wohl, ob es nicht besser ist, einen von der Adelsclique zu diesem oder einem ähnlichen Geschäft zu schicken, einen Mann mit altem Stammbaum, vielen Ahnenbildern und ohne Kriegserfahrung: natürlich wird er ja von allem keine Ahnung haben und ängstlich umhertappen und sich einen aus dem Volk als Gehilfen mitnehmen. Denn so geschieht es meistens, daß derjenige, den ihr zum Befehlshaber macht, sich selbst einen anderen Befehlshaber sucht. Ich habe es selbst erlebt, wie solche Herren erst, nachdem sie Konsuln geworden waren, anfingen,

die Taten der Vorfahren und die Kriegsvorschriften der Griechen zu studieren: in verkehrter Reihenfolge handelnd! Denn, wenn auch die Amtsführung später ist als der Antritt des Amtes, so muß doch das Tun dieser Pflichten ihrem wirklichen Wesen und der praktischen Vorübung nach früher kommen.

Vergleicht nun, Quiriten, mit ihrem Hochmut mich, den Emporkömmling. Was jene zu hören oder zu lesen pflegen, das habe ich teils gesehen, teils selbst getan; was jene aus Büchern lernen, das habe ich durch praktischen Kriegsdienst gelernt. Und jetzt bedenkt, was mehr wert ist: Taten oder Worte! Sie verachten in mir den Emporkömmling, ich ihre Schlaffheit; mir wird das Glück vorgeworfen, ihnen ihre Schandtaten. Ich kenne keinen Unterschied der Natur (der Geburt) und erkläre, daß der Tüchtigste den höchsten Adel hat. Und wenn jetzt die Väter des Albinus und des Bestia gefragt werden könnten, ob sie lieber mich oder jene als Söhne hätten, würden sie nicht antworten, daß sie sich als Söhne die Tüchtigsten wünschten? — Sie verachten mich mit Unrecht; denn sonst müßten sie billigerweise auch ihre eigenen Vorfahren verachten, denen, wie mir, der Adel erst aus persönlicher Tüchtigkeit erwachsen ist. Sie beneiden mich um meine Ehre; also müßten sie mich auch um meine Tätigkeit, meine Unbescholtenheit und meine Gefahren beneiden, da ich jene durch diese erlangt habe. Aber jene verkommenen Herren widersprechen sich selbst: sie leben so übermütig, als ob sie eure Ehrenstellen verachteten; sie bewerben sich um diese Ehrenstellen, als ob sie rechtschaffen gelebt hätten. Fürwahr, jene sind auf falschem Wege, welche die widersprechendsten Dinge gleichzeitig begehren: das Vergnügen eines Faulenzerlebens und den Lohn eines tätigen Lebens. Ja, wenn sie vor euch oder im Senate sprechen, dann preisen sie mit vielen Worten ihre Vorfahren; indem sie die tapferen Taten der Vorfahren nennen, glauben sie selbst berühmter zu sein. Das Gegenteil ist der Fall: denn je berühmter das Leben der Vorfahren, um so schmachvoller die Schlaffheit der Nachkommen. Und in der Tat verhält es sich so: der Ruhm der Vorfahren ist für die Nachkommen ein Licht, welches weder ihre guten noch schlechten Taten im Dunkeln läßt. Ich gestehe, Quiriten, daß mir dieses fehlt; aber ich darf, was viel herrlicher ist, meine eigenen Taten nennen.

Und nun seht, wie ungerecht sie sind! Was sie selbst aus dem Verdienst anderer sich anmaßen, das gewähren sie mir nicht aus meinem eigenen Verdienst: natürlich weil ich keine Ahnenbilder habe, weil mein Adel neu ist; und doch ist es sicherlich besser, ihn persönlich erworben, als ihn ererbt und beschmutzt zu haben. Ich weiß recht wohl, daß jenen, wenn sie mir antworten wollten, beredte und wohlgesetzte Worte in reichem Maße zur Verfügung stehen; die habe ich nicht; trotzdem wollte ich, da sie wegen eurer Wahl an allen Orten mich und euch schmähen, nicht schweigen, damit man nicht meine Zurückhaltung als Schuldbewußtsein auslegte. Mich persönlich kann, bei Gott, ihre Rede nicht verletzen; denn, wenn sie die Wahrheit sagen, müssen sie mich rühmen, und ihre Lügen werden durch meinen Lebenswandel widerlegt. Aber weil eure Absichten verdächtigt werden, die ihr mir die höchste Ehre und das Amt übertragen habt, deshalb muß ich euch meine Verdienste vor Augen führen, ob ihr vielleicht etwas zu bereuen habt. Freilich kann ich zur Beglaubigung weder Ahnenbilder noch Triumphe oder

Konsulate meiner Vorfahren anführen; aber, wenn die Sache es erfordert, militärische Ehrengeschenke: Lanzen, Fahnen, Orden u. a., außerdem Narben vorn auf Brust und Gesicht. Das sind meine Ahnenbilder, das mein Adel: nicht ererbt, sondern selbst durch zahlreiche Arbeiten und Gefahren erworben. Meine Worte sind nicht wohlgesetzt; das achte ich gering; die Tüchtigkeit ist sich selbst Beweis; kunstvolle Worte sind nötig, um schlechte Taten zu verhüllen. Griechische Sprache und Wissenschaft habe ich nicht gelernt; denn sie hat den Griechen nicht zur Tüchtigkeit verholfen. Aber gelernt habe ich das Beste im öffentlichen Leben: den Feind schlagen, Wache halten, nichts fürchten als die Schande, Kälte und Hitze in gleicher Weise ertragen, auf der Erde schlafen, gleichzeitig Mangel und Strapazen aushalten. Die Vorschriften an die Soldaten sollen in meinem eigenen Beispiel bestehen: nicht will ich jene schmal, mich prächtig halten; nicht will ich den Ruhm für mich, die Arbeit für sie suchen. Das ist ein nützlicher Oberbefehl, wie er Bürgern gegenüber nötig ist; denn, während man selbst üppig lebt, jene durch harte Strafen zwingen, das heißt: Tyrann, nicht Befehlshaber sein. Indem sie so handelten, haben eure Vorfahren sich und den Staat groß gemacht: auf ihre Verdienste sich stützend, ohne ihnen in den Sitten ähnlich zu sein, verachtet die Nobilität uns, die wir jenen Männern der Vorzeit nacheifern, und beansprucht alle Ehren von euch, nicht nach Verdienst, sondern als kämen sie ihnen zu. Aber die stolzen Herren irren sehr. Ihre Vorfahren haben ihnen hinterlassen, was sie hinterlassen konnten: Reichtum, Ahnenbilder, herrliches Andenken. Tüchtigkeit und Mannhaftigkeit haben sie nicht hinterlassen und konnten es nicht: sie allein läßt sich weder als Geschenk geben noch nehmen. Niedrig und ungebildet nennen sie mich, weil ich nicht fein genug ein Gastmahl ausrüste, weil ich nicht Schauspieler und Koch höher bewerte als den Gutsverwalter. Das müßt ihr mir nachsehen, Quiriten. Denn von meinem Vater und anderen ehrwürdigen Männern habe ich so gelernt: daß Putz den Weibern, Arbeit den Männern zukomme; daß alle guten Männer mehr Ruhm als Geld haben müßten; daß Waffen, nicht Hausgerät ein wahrer Schmuck sei. So mögen sie denn immer tun, was ihnen beliebt, was ihnen teuer ist: sie mögen buhlen, zechen; mögen an derselben Stelle ihr Alter verbringen, wie ihre Jugend, dem Bauch ergeben; Schweiß und Staub und anderes der Art mögen sie uns überlassen, denen das lieber ist als ihre Gelage. Aber das tun sie nicht: denn nachdem die schändlichen Herren sich durch Laster entehrt haben, dann gehen sie aus, um den Lohn der Guten an sich zu reißen. So bringt denn das wüste Leben denen, die es geführt haben, keinen Schaden, aber wohl dem Staat, der an ihrer Schlechtigkeit keine Schuld hat . . . . .

Ich würde noch mehr sagen, wenn Worte imstande wären, Furchtsamen Tapferkeit und Mannhaftigkeit zu verleihen; denn für die Tapferen ist, glaube ich, schon reichlich genug gesagt."

Während Marius in Afrika den Jugurthinischen Krieg glücklich zu Ende führte, wurde im Norden die Germanengefahr immer größer. Noch einmal zeigte sich hier die ganze Erbärmlichkeit, habsüchtige Niedertracht und Unfähigkeit der Nobilität:

Der römische Feldherr Qu. Servilius Cäpio eroberte im Jahre 105 v. Chr. die abtrünnige gallische Stadt Tolosa (Toulouse) und ließ sie ausplündern, besonders den berühmten, reichen Tempel des Apollo. Die gewaltigen Tempelschätze, das aurum Tolosanum, angeblich 150 000 Talente (= 707 Mill. M.), wurden für den römischen Staatsschatz unter Bedeckung weggeführt. Aber unterwegs überrumpelten Räuberbanden den Zug, und die goldenen Weihgeschenke fielen in ihre Hände. Allgemein sagte und glaubte man, daß Cäpio den Raubanfall selbst veranlaßt und die Beute für sich habe stehlen lassen.

Derselbe Ehrenmann verschuldete bald darauf die entsetzliche Niederlage, welche die Römer am 6. Okt. 105 bei Arausio von den Cimbern erlitten, in welcher 60 000, nach anderer Angabe sogar 80 000 Mann gefallen sein sollen.

Unter dem Eindruck dieser Ereignisse brach in Rom die Macht der Nobilität zusammen, die Volkspartei siegte und wählte fünfmal hintereinander den Marius zum Konsul. Dieser rechtfertigte auch das Vertrauen, indem er die Teutonen und Cimbern völlig besiegte (102 und 101). Die Stellung, welche Marius acht Jahre lang einnahm, indem er von 107—100 ununterbrochen ein militärisches Oberkommando bekleidete, war in gewissem Sinne schon ein Vorläufer der kommenden monarchischen Gewalt. Dazu kam, daß nach den großen Siegen über die Germanen auch die Nobilität ihren Haß gegen den Emporkömmling, den homo novus, aufgab und willig in ihm den Retter des Vaterlandes anerkannte.

Aber die Volkspartei erwies sich für die Heilung der inneren Schäden ebenso unfähig, wie die Nobilität. Während des 6. Konsulates des Marius (100) wurden die Gracchischen Reformen wieder aufgenommen. An sich waren die Vorschläge, die gemacht wurden, gar nicht übel; es sollten:

1. die großen, in Oberitalien durch den Cimbrischen Krieg herrenlos gewordenen Landstrecken an die ärmeren Bürger verteilt werden;

2. die Veteranen des Marius außerhalb Italiens in Kolonien angesiedelt werden und bedeutenden Grundbesitz erhalten.

Aber das Reformwerk geriet in die Hände von gewissenlosen Demagogen, die nicht, wie die beiden Gracchen, das Wohl des Ganzen im Auge hatten, sondern nur ihre persönlichen Zwecke verfolgten. Die beiden Männer, die sich an die Spitze der Volkspartei stellten, Saturninus und Glaucia, standen wegen ihrer Vergangenheit in üblem Ruf. Marius aber, der den Staat von

den äußeren Gefahren befreit hatte, erwies sich den inneren Aufgaben gar nicht gewachsen. Außerdem verbohrte er sich immer mehr in den Haß gegen seinen ehemaligen hocharistokratischen Vorgesetzten, Cäcilius Metellus; der persönliche Haß bestimmte sein politisches Verhalten.

Am Schluß des Jahres 100 ließ Saturninus den braven Volksfreund Memmius ermorden. Als man gegen ihn vorgehen wollte, besetzte er mit seinen Anhängern das Kapitol und rief die Sklaven zur Freiheit auf. Da erhielt der Konsul Marius vom Senat die unangenehme Aufgabe, den Staat zu retten; er ging gegen seine bisherigen Parteigenossen vor, und diese kamen im Getümmel um.

Der Staat stand vor dem Abgrund: beide Parteien, die Nobilität und die Volkspartei, waren völlig unfähig für die politischen Aufgaben. Ein Chaos!

d) **Das nächste Jahrzehnt** (99—91).

Immer seltener waren die Männer, welche uneigennützig ihre Kräfte in den Dienst des Ganzen stellten und das Wohl des Vaterlandes als das höchste Ziel betrachteten. Der Kampf der Parteien wurde mehr und mehr zu einem Kampf zwischen ehrgeizigen Männern, denen die Partei nur Mittel für ihre persönlichen Zwecke war.

1. Durch das demagogische Treiben des Saturninus und Glaucia und durch das politische Ungeschick des Marius war die Nobilität mit unerwarteter Plötzlichkeit wieder zur entscheidenden Macht gekommen. Für die Stellung der drei Parteien in den nächsten Jahren ist folgendes charakteristisch:

Marius war durch sein zweideutiges Benehmen, da er den Saturninus und Glaucia zuerst unterstützt, später im Auftrag des Senates bekämpft hatte, in eine schiefe Stellung geraten; er zog sich nach Asien zurück. Die Volkspartei hatte keinen hervorragenden Führer.

Die Nobilität hatte in den letzten Jahrzehnten nichts gelernt; sie war in sich selbst uneinig und wies die ‚Bundesgenossen‘ mit ihren Forderungen im Jahre 95 abermals schroff zurück.

Wie parteiisch der Ritterstand seine Gerichtsbarkeit ausübte, zeigen zwei Vorgänge aus den Jahren 94 und 93 v. Chr.:

Ein gewisser Norbanus, der sich mit offener Gewalt den bestehenden Gesetzen widersetzt hatte, wurde, obwohl seine Schuld sonnenklar erwiesen war, freigesprochen. Weshalb? weil er den eigennützigen Interessen der Ritter willfährig gewesen war.

Dagegen wurde der betagte Rutilius Rufus, der mit Auszeichnung vor vier Jahrzehnten im Numantinischen Kriege und später in Afrika gekämpft hatte, ein Mann von größter Rechtlichkeit und Unbescholtenheit, im Jahre 93 wegen angeblicher Erpressungen (repetundarum) angeklagt und, obwohl seine Unschuld klar am Tage lag, von den Rittern verurteilt. Weshalb? er hatte als Statthalter in Asien die Untertanen des römischen Reiches gegen die unerträgliche Bedrückung und Ausbeutung der Staatszollpächter (der publicani, und das waren Ritter) geschützt und sich dadurch den tödlichen Haß des geldgierigen Kapitalistenstandes zugezogen.

2. Noch einmal fand sich ein unbescholtener Mann, dem das Wohl des Vaterlandes über alles ging: Livius Drusus, der wackere Sohn jenes hinterlistigen Livius Drusus, der dem C. Gracchus die Gunst des Volkes entzogen und ihn dadurch zu Fall gebracht hatte. Er steckte sich das herrliche Ziel, die kämpfenden Parteien miteinander zu versöhnen, einen Ausgleich zwischen ihren widerstreitenden Bestrebungen und Wünschen zu finden. Die Eintracht zwischen der Nobilität und dem Ritterstand hoffte er durch den Antrag zu erreichen, daß der Senat durch die Aufnahme von 300 Rittern verdoppelt und dieser zur Hälfte aus der Nobilität, zur anderen Hälfte aus dem Ritterstand bestehenden Körperschaft die Gerichtsbarkeit übertragen wurde (lex iudiciaria). Durch ein Koloniegesetz (lex de coloniis deducendis) sollte die besitzlose römische Bürgerschaft Landanweisungen in Italien und Sizilien erhalten. Durch ein drittes Gesetz (lex de civitate sociis danda) wollte er den italischen Bundesgenossen das Bürgerrecht verleihen.

Zu spät! Keine von den Parteien wollte Opfer bringen. Unglaubliche Agitationen und Verdächtigungen wurden angewandt, und schließlich griffen seine Gegner zum letzten Mittel: zum Meuchelmord.

Wie traurig war das **Ergebnis** der Reformbestrebungen, die vor mehr als vier Jahrzehnten von Tib. Sempronius Gracchus

begonnen waren! Die Bodenreform war gescheitert. Man hatte es unterlassen, in umfangreicher Weise die verarmte Bürgerschaft in Kolonien anzusiedeln. Der Bauernstand schwand immer mehr in Italien dahin. Die Gerichtsbarkeit war ein Standesprivileg und schützte die schlimmsten Missetäter. Die Gegensätze zwischen der Nobilität, der Ritterschaft, der römischen Volkspartei und den Bundesgenossen hatten sich ins Unerträgliche verschärft. Dabei hatten sich die beiden Hauptparteien, die Senats- und die Volkspartei, völlig unfähig erwiesen für die Führung der Staatsgeschäfte. Aus dem Bürgerheer war tatsächlich ein Söldnerheer geworden, ein mächtiges Werkzeug in der Hand ehrgeiziger Feldherrn.

Nur eine einzige dauernde Einrichtung war geschaffen, das verhängnisvolle Getreidegesetz (lex frumenteria), wodurch die Masse des Volkes sich daran gewöhnte, ohne Arbeit und Gegenleistung vom Staate zu leben. Welch ein Gegensatz! Dieses faulenzende, schmarotzende, besitzlose Volk der Hauptstadt, das vom Staat lebte und zum großen Teil in persönlicher Abhängigkeit (Klientel) eines Reichen stand: die Herren der Welt! Sie entschieden durch den Besitz ihres Stimmzettels über das Geschick Roms, Italiens und der Welt!

B. Gewaltsame Lösung der Gegensätze.

(91—31.)

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die einzelnen Vorgänge ausführlich zu besprechen. Eine kurze Zusammenstellung muß genügen.

I. Sulla und die Marianer.

91—88 der Bundesgenossenkrieg.
Das Julische Gesetz (lex Julia 90) und das
Plautisch-Papirische Gesetz (lex Plautia Papiria 89)
geben den italischen Bundesgenossen das Bürgerrecht.
88 die Revolution des Volkstribunen Sulpicius Rufus.

Sulla.		Die Marianer.
	88 Sulla mit 6 Legionen in Rom.	
87—84 1. Mithridatischer Krieg.		87—83 die Marianer Herren in Rom. 86 Marius †. 87—84 Cinna Konsul.
83—81 2. Mithridatischer Krieg (Murena).	83/82 Sulla besiegt die Marianer. 82—79 Sulla Diktator: Proskriptionen, Wiederherstellung der Optimatenherrschaft, Veteranenversorgung. 78 Sulla †.	

II. Pompejus, Crassus, Cäsar, Cicero.

Pompejus 106—48.	Crassus † 53.	Cäsar 100—44.	Cicero 106—43.
Zuerst im Dienste der Optimaten: 78 gegen Ämilius Lepidus, 77—72 gegen Sertorius in Spanien.	73—71 Sklavenkrieg.		
70 Konsulat des Pompejus und Crassus: sie stützen sich auf das Volk und beschränken die Macht der Optimaten, der Senatspartei.			70 Prozeß gegen Verres.
67 Seeräuberkrieg. 74—64 3. Mithridatischer Krieg, zuerst von Lukullus, seit 66 von Pompejus geführt. 62 Pompejus' Rückkehr.			63 Cicero Konsul, Catilinarische Verschwörung.
60 Triumvirat des Pompejus, Crassus und Cäsar. Die Verbindung der drei mächtigen Männer richtet sich gegen die Senatspartei, die Optimaten.			

59 Cäsar Konsul, lex agraria.

58—51 Cäsars Kriege in Gallien.

58/57 Ciceros Verbannung auf Grund der lex Clodia.

56 Zusammenkunft des Pompejus, Crassus und Cäsar in Lucca; Erneuerung ihrer Verbindung.

55 Konsulat des Pompejus und Crassus.

54—52 völlige Anarchie in Rom.

53 Tod des Crassus bei Karrhä.

52 Ermordung des Clodius, Pompejus alleiniger Konsul.

49/48 Bürgerkrieg zwischen Pompejus und Cäsar.

49—45 Bürgerkrieg.

48 Pompejus †.

46 Cäsars Alleinherrschaft.

44 Cäsar ermordet.

43 Cicero ermordet.

Alle vier Männer sind eines gewaltsamen Todes gestorben.

III. Octavianus (Augustus), Antonius und Lepidus.

44/43 der Mutinische Krieg.

Octavianus.	Antonius.	Lepidus.
43 der 19jährige Octavian wird Konsul.		

43 Triumvirat zwischen Octavianus, Antonius und Lepidus. Proskriptionen. Cicero wird geächtet und ermordet.

42 Sieg bei Philippi über die Cäsarmörder Brutus und Cassius.

Octavianus	Antonius	Lepidus
Octavian erhält den Westen mit Italien. Veteranenversorgung.	Antonius erhält den Osten, gerät unter den Einfluß der ägyptischen Königin Kleopatra.	Lepidus soll Afrika erhalten.
41/40 Perusinischer Krieg.		

40, 39, 37 Zusammenkünfte zwischen Octavianus und Antonius zu Brundisium, Misenum und Tarent.

Octavianus	Antonius	Lepidus
38—36 Besiegung des Sextus Pompejus.	Antonius ist seit 37 wieder in den Netzen der Kleopatra.	35 Lepidus verliert alle Ämter außer dem Oberpriesteramt des pontifex maximus.

31 In der Schlacht bei Actium besiegt Octavian den Antonius. Seit 31 ist Octavian Alleinherrscher.

Zwar war es in der Zeit von 133—91 zu manchen Gesetzwidrigkeiten, Ausschreitungen und blutigen Zusammenstößen gekommen; doch muß betont werden, daß immer von neuem vaterlandsliebende Männer den Versuch machten, eine friedliche Lösung der sozialen Probleme herbeizuführen. Die Verblendung und Kurzsichtigkeit der Besitzenden und die Engherzigkeit der römischen Proletarier sind schuld daran, daß nur noch eine gewaltsame Lösung übrig blieb.

1.

Die Erhebung der Massen.

a) Bundesgenossenkrieg 91—88 (82).

Als im Jahre 91 der Volkstribun Livius Drusus ermordet war, sahen die Bundesgenossen ein, daß sie in Güte nicht zu einer Verständigung mit ihren römischen Bedrückern gelangen könnten. Sie schritten zur Gewalt, fielen in immer wachsender Zahl von Rom ab, gründeten einen italischen Staat mit der Hauptstadt Corfinium, mit 2 Konsuln an der Spitze und mit einem Senat von 500 Mitgliedern. Mehrere römische Heere wurden geschlagen. Das Gebäude des römischen Staates erzitterte in seinen Grundfesten; es war ein großes Glück für ihn, daß wenigstens die Latiner treu blieben.

Man erkannte in Rom, daß man nachgeben müsse. Im Jahre 90 wurde durch die lex Julia den treugebliebenen Bundesgenossen das Bürgerrecht verliehen. Im folgenden Jahr ging man noch weiter und wollte durch die lex Plautia Papiria allen Italikern die Möglichkeit bieten, das Bürgerrecht zu erlangen.

Es war zu spät, um Italien zu seinem alten Wohlstand zurückzuführen und die Entvölkerung des Landes aufzuhalten. Einzelne Stämme machten von dem Anerbieten keinen Gebrauch; es mußte weiter gegen sie gekämpft werden. Dazu kam, daß die römische Regierung in engherzigem Egoismus sich nur zu einer halben Maßregel entschlossen hatte; indem sie alle Neubürger nur in 8 unter 35 Tribus aufnehmen wollte, wurde das Stimmrecht für diese wertlos; denn die Altbürger blieben mit 27 Tribus in erdrückender Majorität.

Die Wirkungen des Bundesgenossenkrieges sind aber vor allem verhängnisvoll geworden durch die entsetzlichen Verheerungen

und Zerstörungen, durch die furchtbaren Verluste an Menschenleben auf beiden Seiten. Man hat ausgerechnet, daß damals bis zu 300 000 Menschen ihr Leben verloren haben. Es war dies nicht zu ersetzen. Denn da der Bauernstand schon vorher sehr zusammengeschmolzen war, so wurde die Verödung des platten Landes in Italien immer schlimmer.

Der Bundesgenossenkrieg war mit dem Jahre 88 keineswegs zu Ende; vielmehr floß er mit dem Bürgerkrieg zwischen den Sullanern und Marianern zusammen. Im Jahre 88 stellte der Volkstribun Sulpicius Rufus den Antrag, ut novi cives libertinique in omnes tribus distribuerentur („es sollten die Neubürger und Freigelassenen in alle Tribus verteilt werden"). Als der eine Konsul des Jahres, Sulla, herbeieilte, um gegen den Antrag aufzutreten, da stellte sich ihm Sulpicius mit einer starken Leibwache von bewaffneten Anhängern entgegen und zwang ihn, Rom zu verlassen. Der Antrag wurde Gesetz, aber bald von dem zurückkehrenden Sulla wieder aufgehoben.

Während der folgenden Abwesenheit Sullas im Kriege gegen Mithridates hatten die Marianer (87—83) die Gewalt in der Hauptstadt; die Bundesgenossen standen auf ihrer Seite. Aber in dem Bürgerkrieg 83—81 sind einige Stämme der Bundesgenossen geradezu ausgerottet. Besonders hart war das Schicksal der kriegerischen Samniten; sie hätten im Jahre 82 beinahe Rom überrumpelt, aber am Collinischen Tor erlitten sie eine blutige Niederlage. Die gefangenen Samniten (6000—8000) ließ Sulla in Rom abschlachten.

b) Sklavenkrieg (73—71).

Immer größer war die Zahl der Sklaven geworden. Das Los der Haussklaven war erträglich; viele von ihnen wurden freigelassen und erlangten das Bürgerrecht. Aber die Sklaven in den Werkstätten und auf den Großgütern hatten ein menschenunwürdiges Dasein. In Sizilien war es schon am Ende des 2. Jahrhunderts zu einer furchtbaren Erhebung der Feld- und Hirtensklaven gekommen.

Im Jahre 73 erfolgte, wie eine unheilvolle Explosion, der große Sklavenaufstand in Italien. Während draußen in Asien glänzende Siege erfochten wurden, erfuhr Italien abermals die schlimmsten Heimsuchungen, Verwüstung, Plünde-

rung, Mord. Mehrere konsularische Heere wurden besiegt. Endlich gelang es Crassus im Jahre 71, den Aufstand niederzuwerfen; es wurde ihm dadurch erleichtert, daß die Sklavenscharen in ihrer Beute- und Mordlust keine Disziplin hielten.

c) Die Catilinarische Verschwörung (63).

Bei Cicero und Sallust finden wir ein grausiges Schauergemälde von der Gesellschaft, die sich um das größte Scheusal unter den Menschen, um Catilina, geschart habe.

Cicero nennt in der I. Rede den Catilina einen ‚Banditen, Aufwiegler von Sklaven und verkommenem Gesindel, ein Scheusal und Ungeheuer, eine Pest des Staates‘ (or. Cat. I, 27 ff.).

In der II. Rede 18 ff. schildert er die Gesellschaft, die den Catilina umgibt:[1])

„Die erste Klasse besteht aus reichen, aber stark verschuldeten Grundbesitzern. Sie können sich nicht dazu entschließen, durch Veräußerung eines Teils ihrer Güter sich aus der Not zu helfen, hoffen vielmehr auf eine staatliche Schuldenkassierung (tabulae novae). Zur zweiten Klasse gehören unzufriedene ehrgeizige Leute, die zwar in Schulden stecken, aber doch nach der Herrschaft streben und die Staatsgewalt an sich reißen wollen; da sie unter den bestehenden Verhältnissen keine Aussicht auf höhere Ehrenstellen haben, hoffen sie dieselben durch die Revolution zu erreichen. Die dritte Klasse besteht aus Veteranen der Sullanischen Kolonien; durch Sulla zu unerwartetem Wohlstand gebracht, haben sie durch sinn- und maßlosen Aufwand sich so in Schulden gestürzt, daß sie nur durch neue Proskriptionen gerettet werden können; von ihnen haben sich noch viele andere arme Teufel auf dem Lande verführen lassen. Die vierte Klasse ist bunt gemischt und zusammengewürfelt; es sind zahlungsunfähige Leute aller Art aus Stadt und Land. Die fünfte Klasse besteht aus gemeinen Verbrechern, Mördern, Messerhelden und Banditen. Die sechste Klasse bildet die eigentliche Leibgarde des Catilina; es sind die weibisch gekleideten Gigerl mit duftenden Haarlocken und modischem Stutzbärtchen, deren ganzes Dasein in nächtlichen Gelagen aufgeht. Zu ihnen gehören alle Spieler, Ehebrecher, Wüstlinge; diese zierlichen Bürschchen haben nicht nur gelernt, zu lieben und sich lieben zu lassen, zu tanzen und zu singen, sondern auch den Dolch zu führen und Gift zu mischen.“

Ähnlich ist die Schilderung, welche Sallust von den Verschworenen gibt (Kap. 14 ff.):

„In der großen, verkommenen Stadt hatte Catilina Haufen von Schandbuben und Bösewichten als Spießgesellen um sich. Dann alle Wüstlinge, Schlemmer und Spieler, die durch Spielen, Prassen und Huren ihr väter-

[1]) Das Folgende ist ein Auszug aus or. Cat. II, 18 ff.

liches Vermögen durchgebracht hatten, um sich von den Folgen ihrer Schandtaten loszukaufen, außerdem alle Mörder und Tempelräuber, die entweder bereits verurteilt waren oder eine Verurteilung fürchteten, dazu diejenigen, die von Meineid und Bürgerblut lebten, kurz überhaupt alle, welche Schande, Armut und böses Gewissen bedrängten: das waren die nächsten Genossen und Freunde des Catilina. Und wenn jemand, ohne schuldbeladen zu sein, in seine Gesellschaft geriet, der wurde durch den täglichen Umgang und die Verlockungen schnell den übrigen gleich oder wenigstens ähnlich gemacht. Aber am meisten bemühte er sich um die Freundschaft der jungen Leute. Denn ihr bildsamer und noch unentschiedener Geist wurde leicht durch seine Ränke gefangen: je nachdem die Neigungen der einzelnen waren, gab er dem einen Dirnen, dem anderen kaufte er Hunde und Pferde; er scheute keine Ausgaben und warf seine eigene Scham weg, wenn er nur jene fest an sich fesselte . . . .

(16) Allenthalben war die Verschuldung sehr groß, und sehr viele alte Sullaner, die ihre Ackerversorgung schnell durchgebracht hatten, wünschten, an ihre alten Beutezüge und Kriege denkend, den Krieg."

Und wenn wir fragen, was denn der Zweck der Verschwörung war, was diese ‚Catilinarischen Existenzen' erstrebten und beabsichtigten, so berichten Cicero und Sallust, daß sie alle Städte und Dörfer einäschern, Tempel zerstören, Bürger ermorden wollten, daß völlige Anarchie und Auflösung alles Bestehenden ihr Ziel gewesen sei:

Cicero I, 3: „Das ganze Erdenrund will Catilina durch Mord und Brand verheeren." I, 9: „Du hast die Gebiete Italiens verteilt, du hast bestimmt, wohin jeder gehen solle; hast ausgewählt, wer in Rom bleiben, wer mit dir gehen solle; hast die Stadtteile unter deine Anhänger für die Brandstiftung bestimmt . . ." I, 12: „Den ganzen Staat, die Tempel der unsterblichen Götter, die Häuser der Stadt, das Leben aller Bürger, ganz Italien hast du dem Verderben und Untergang geweiht." Und jubelnd ruft Cicero in der III. Rede, 23 f.: „Mitbürger! entrissen seid ihr dem grausamsten und kläglichsten Untergang, entrissen ohne jegliches Blutvergießen . . . Alle Bürger, welche an der Erhaltung der bestehenden Verhältnisse ein Interesse haben (qui salva urbe salvi esse possent), betrachtete Catilina als seine Todfeinde."

Cicero wird nicht müde, auseinanderzusetzen, daß alles, was die beiden Gracchen, was Saturninus und Glaucia, Marius und Cinna getan oder beabsichtigt hätten, geringfügig sei im Vergleich zu den verbrecherischen Plänen des Catilina.

Auch Sallust sagt in Kap. 21, daß Catilina seinen Anhängern ‚Vernichtung der Schuldbücher, Ächtung der Wohlhabenden, hohe Ämter und reiche Beute' versprochen habe.

Unzweifelhaft haben sowohl Cicero als auch Sallust bei ihrem Gemälde besonders starke und grelle Farben gebraucht; sicherlich ist vieles maßlos übertrieben. Freilich soll nicht geleugnet werden, daß sich um den Catilina zahlreiche unlautere Elemente jeder Art und jedes Standes geschart haben, und daß Catilina selbst, um seine Absichten zu erreichen, vor dem Verbrechen nicht zurückscheute. Aber wir müssen doch folgendes berücksichtigen:

1. Die letzte Periode der römischen Republik (133—31) ist *eine* große Revolutionszeit. Die beiden Parteien der Optimaten (Nobilität) und der Popularen (Volkspartei) stehen sich erbittert gegenüber. Auf *beiden* Seiten ist wiederholt Gesetz und staatliche Ordnung mit Füßen getreten und der Weg der Gewalt beschritten; gerade Sallust wirft der Nobilität vor, daß sie alles Elend verschuldet habe. Wenn die demokratische Partei, zu der außer Catilina auch Männer wie Cäsar und Crassus gehörten, die Abwesenheit des Pompejus benutzen wollte, um die Optimatenherrschaft zu stürzen, so unternahm sie etwas, was damals keineswegs ungewöhnlich war.

2. Um aber den grenzenlosen Haß zu verstehen, der sich gegen Catilina richtete und der sich nach seinem Tode noch von Jahrzehnt zu Jahrzehnt steigerte, muß man den Zusammenhang mit den *Bodenreformanträgen* des Volkstribunen Servilius Rullus im Jahre 64 ins Auge fassen. Daß bei der zunehmenden Verschärfung der Gegensätze diese Vorschläge nicht mehr so maßvoll waren, wie der Antrag des Tiberius Sempronius Gracchus im Jahre 133, daran sind die Sünden der Optimaten mindestens ebensosehr schuld, als die der Popularen. Rullus beantragte:

Es sollte eine Kommission von 10 Männern auf 5 Jahre gewählt werden, um die Besitzverhältnisse Italiens einer gründlichen Reform zu unterziehen. Die kampanischen Domänen des Staates sollten in kleine Ackerlose zerschlagen und verteilt werden; aller übrige Staatsgrundbesitz aber in Sizilien, Asien, Macedonien, Afrika und sonstiges öffentliche Eigentum teils verkauft, teils hoch verpachtet werden. Mit dem erlösten Geld solle man in Italien Land ankaufen, um es an die ärmeren Bürger zu verteilen. — Das Gesetz wollte der Kommission der 10 Männer für die Ausführung der Bodenreform außerordentliche richterliche

Vollmachten, besonders aber fast unumschränkte Verfügung über alle Finanzmittel geben.

Ob es wahr ist, daß diese Anträge nur persönlichen Parteizwecken gedient hätten, kann heute nicht entschieden werden. Jedenfalls waren keinerlei gewaltsame Maßregeln, wie Zwangsenteignung und Konfiskation, vorgeschlagen. Aber die besitzenden Klassen fühlten sich in ihren angemaßten Sonderinteressen bedroht: wenn das Gesetz durchging, so konnten sie in Zukunft nicht mehr so frech, scham- und rücksichtslos die Provinzen ausbeuten, so flossen die Reichtümer der außeritalischen Länder nicht mehr in die Taschen der ‚Wenigen', sondern kamen den ‚Vielen' zugut. Und diese Aussicht genügte, um zwischen Nobilität und Ritterstand die erbitterte Feindschaft eines halben Jahrhunderts vergessen zu lassen; sie fühlten sich seit dem Jahre 64 als die ‚Ordnungsparteien' solidarisch. Sie wußten es zu erreichen, daß für das Jahr 63 nicht Catilina, der Führer der Volkspartei, sondern Cicero zum Consul gewählt wurde; man dachte nicht mehr daran, wie heftig dieser ‚Ritter' bisher die Nobilität bekämpft hatte.

3. Catilina und Rullus sind für die Leiden des Landproletariats eingetreten. Selbst bei Cicero und Sallust lesen wir zwischen den Zeilen, daß durch die Maßregeln Sullas viele italische Bauern in Not geraten waren, die von Catilina Erleichterung ihrer Lage erhofften.

Es gelang nun den vereinigten Optimaten und Rittern, das Stadtproletariat auf ihre Seite zu ziehen. Das war nicht schwer, weil der arbeitsscheue Stadtpöbel, der ja leider bei den Abstimmungen den Ausschlag zu geben pflegte, stets mit scheelen Blicken die nichtstädtische Bevölkerung betrachtete. Cicero wußte dies städtische Volk richtig zu behandeln und bei seinen niedrigen Instinkten zu fassen. Er warnte die Leute vor den Kolonien des Rullus und stellte den Schrecknissen und Mühsalen, die den Ansiedler draußen erwarteten, die Genüsse und Freuden gegenüber, welche die Hauptstadt gewährte. Er sagte:

„Wenn ihr mich hören wollt, so haltet fest, was ihr habt, die Gnadengeschenke der Vornehmen (d. h. die Spenden des Staates und der Optimaten), das ungebundene Leben, euer Stimmrecht, euer Ansehen, den Anblick der Stadt, des Forums, der Spiele, der Feste und was es hier sonst noch

Schönes gibt. Ihr werdet doch nicht dieses alles aufgeben und, anstatt euch im Glanz der Republik zu sonnen, euch von Rullus in dürres Ödland oder versumpfte Fiebergegenden führen lassen wollen!"[1])

Mögen immerhin die Bestrebungen des Rullus und Catilina zu weitgehend, extrem und verwerflich gewesen sein, so müssen wir doch andrerseits zugeben, daß nur engherziger, krasser Egoismus die Optimaten, Ritter und Stadtproletarier gegen sie verband, und daß der Vertreter der Ordnungsparteien, Cicero, von den dringendsten sozialen Aufgaben seiner Zeit keine Ahnung hatte.

4. Noch ein Umstand darf nicht unerwähnt bleiben. Selbst als Catilina aus Rom gedrängt und seine zurückgebliebenen Anhänger hingerichtet waren; als man sich zum regelrechten Krieg gegen ihn und seine Scharen rüstete, verschmähte er es, die Sklaven zur Freiheit aufzurufen, wies vielmehr die Hilfe entlaufener Sklaven entschieden zurück. Sallust, der doch den Catilina als das größte Scheusal hinstellt, erzählt in Kap. 56:

„Die Sklaven, von denen anfangs große Scharen zu ihm eilten, wies er zurück, weil er auf die Hilfsmittel seiner Verschwörung vertraute; zugleich glaubte er, es schände seine Sache, wenn man sähe, daß er die Interessen der Bürger mit denen entlaufener Sklaven zusammenwerfe."

Das Heer des Catilina wurde im Jahre 62 in der Nähe von Florenz vernichtet; er selbst suchte und fand im Kampfe den Tod.

2.

Übergang zur Monarchie.

a) Sulla und die Marianer.

Mit dem Bundesgenossenkrieg (91—88) und der Catilinarischen Verschwörung (63) sind die Parteikämpfe zwischen den Optimaten und Popularen, der Nobilitäts- und Volkspartei, aufs engste verflochten.

Die Erbitterung, mit welcher man den Kampf führte, wurde immer größer; man strebte danach, die Gegenpartei buchstäblich auszurotten. Wie viele Menschen im 1. Bürgerkrieg (88—82) ihr Leben verloren haben, möge folgende Zusammenstellung zeigen:

1. Schon im Jahre 88 kam es, als Sulla mit 6 Legionen gegen Rom rückte, zu blutigen Straßenkämpfen. Durch einen

---

1) Cicero: de lege agr. I, 71.

Senatsbeschluß wurden die geflüchteten Marianer für ‚Staatsfeinde‘ erklärt.

2. Im nächsten Jahr wurde zuerst unter großem Blutvergießen der demokratische Konsul Cinna mit seinen Anhängern aus Rom vertrieben. Dann aber zogen Cinna, der alte Marius, Sertorius, Papirius Carbo mit gewaltigen Heeresmassen, die durch unzufriedene Bundesgenossen verstärkt wurden, gegen die Hauptstadt, drangen ein, und nun begann ein Morden, das fünf Tage und fünf Nächte dauerte und nur dadurch beendigt werden konnte, daß Cinna die entmenschte Leibwache seines Parteigenossen Marius überfallen und niederschlachten ließ.

3. Als Sulla nach Beendigung des 1. Mithridatischen Krieges im Jahre 83 zurückkehrte, wurde während zwei Jahren ein wilder Bürgerkrieg zwischen den Optimaten und Popularen, den Sullanern und Marianern, geführt. Endlich siegte Sulla; aber er glaubte des Sieges nicht froh werden zu können, wenn er nicht seine Gegner vom Erdboden vertilgte. Um auch der Entkommenen habhaft zu werden, schuf er eine grausame Neuerung: Öffentlich wurden drei Tafeln mit den Namen der Geächteten (tabulae proscriptionis) aufgestellt, die zum Tode verurteilt seien. Für die Tötung eines Proskribierten wurde ein Preis von 12 000 Denaren (12 000 Franks) ausgesetzt, dagegen schwere Strafen denen angedroht, die sie schützten. 2000—4000 Senatoren und Ritter sind auf diese Weise ums Leben gekommen; ihre Güter wurden konfisziert. Durch die entsetzlichen Greuel des Bundesgenossen- und des sich anschließenden Bürgerkriegs (91—82) ist Italien schlimmer heimgesucht worden als durch den jahrelangen Kampf mit Hannibal. —

Nach seinem Sieg wurde Sulla im Jahre 82 zum unumschränkten Diktator auf unbestimmte Zeit ernannt, um den Staat von neuem zu ordnen (dictator legibus scribendis et rei publicae constituendae). Tatsächlich war dies eine monarchische Stellung. Er hat sie benutzt, um noch einmal die Herrschaft der Optimaten, die Oligarchie der Nobilität, aufzurichten und gegen alle Widersacher zu sichern. Die eigentliche Gewalt wurde dem Senat übertragen und durch mehrere Gesetze dafür gesorgt, daß das Volk und die Volkstribunen ihre Macht verloren.

b) Pompejus.

Es ist unglaublich, wie verblendet und kurzsichtig die von Sulla zu unerhörter Macht gelangte Nobilität sich zeigte. Sie hatte aus der Vergangenheit nichts gelernt und betrachtete den Staat lediglich als ein Objekt der Ausbeutung. Niemals sind schamlosere Erpressungen und Plünderungen vorgekommen, als in dem Jahrzehnt nach Sullas Diktatur; ich brauche nur an die Schandtaten des Verres zu erinnern. Die Sünden der Optimaten, ihre Habgier und Genußsucht, dazu ihre Unfähigkeit, bewirkten, daß die von Sulla völlig niedergeworfene Volkspartei allmählich wieder erstarkte. Dazu kam, daß die Optimaten auf jeden eifersüchtig waren, der aus ihrer eigenen Mitte sich über die anderen erhob.

Ein solcher Mann war Pompejus, der nach Sullas Tod (78) zu immer größerer Macht gelangte. Er ist ein charakteristisches Beispiel dafür, wie das Parteiwesen zu einem bloßen Werkzeug für den persönlichen Ehrgeiz einzelner wird. Mehrmals hat er während seiner politischen Laufbahn seine Parteistellung gewechselt. Viele Jahre hindurch wirkte er im Interesse der Nobilität. Als er aber 71 vor Chr., nach Beendigung des Krieges gegen Sertorius, aus Spanien nach Italien zurückkehrte, schloß er sich der Volkspartei an; im folgenden Jahr (70) war er zusammen mit Crassus Konsul und hob die wichtigsten Bestimmungen der Sullanischen Verfassung auf.

Dann richtete sich all sein Streben darauf, eine ähnliche Stellung zu erringen, wie sie Sulla besessen hatte. Und wirklich erhielt er, unter dem ohnmächtigen Widerstand der Optimaten, im Jahre 67 für den Kampf gegen die Seeräuber und darauf 66 für die Beendigung des 3. Mithridatischen Kriegs durch das Volk eine geradezu unumschränkte, diktatorische Machtfülle.

Aber während seiner Abwesenheit vollzog sich im Jahre 64 unter Ciceros Führung der schon erwähnte enge Zusammenschluß von Optimaten und Rittern, die sich Jahrzehnte hindurch heftig bekämpft hatten. Sie unterdrückten die Catilinarische Verschwörung und fühlten sich, als Pompejus aus Asien zurückkehrte (61) und die Unklugheit beging, sein Heer sofort zu entlassen, stark genug, seinen Forderungen Widerstand entgegen-

zusetzen. Dadurch wurde Pompejus dem entschiedenen Demokraten Cäsar in die Arme getrieben. Die Vereinigung von Cäsar, Pompejus und Crassus im Jahre 60, das sogenannte Triumvirat, ist das Ende der Senatsherrschaft.

c) Clodius (Anarchie).

Cäsar war von Anfang des Jahres 58 bis 49 von Rom abwesend.

Die von ihm gestärkte Volkspartei erwies sich ebenso unfähig, wie die Nobilität, um die Republik zu retten. Die Begehrlichkeit des Stadtpöbels wurde immer schlimmer: im Jahre 58 bestimmte ein Getreidegesetz des Clodius, daß das Getreide von nun an umsonst unter das Volk verteilt werden sollte. Man verlangte Mietserlasse und kannte überhaupt kein höheres Ziel, als auf Kosten des Staates ein Faulenzerleben zu führen. Wie gesinnungslos dieses ‚souveräne Volk', ‚die Herren der Welt', war, zeigte sich darin, daß sie ihren einzigen Besitz, die Wahlstimme, dem Meistbietenden verkauften, auch wenn dieser ein Gegner der eigenen Partei war. Und als Cato im Jahre 54 einen Antrag stellte, um diesem Unfug zu steuern, da war man voll Entrüstung; denn die reichlichen Bestechungsgelder betrachtete man als eine rechtmäßige Einnahmequelle, die dem Volke nicht entzogen werden dürfte.

Von 58—52 war Clodius das Haupt des anarchischen römischen Stadtpöbels. Von besonderem Interesse ist es, wie dieser verruchte Mann die Religion in den Dienst seiner Politik stellte. So hatten es ja bisher auch die Optimaten gemacht: die Religion gehörte zu den Fundamenten der Nobilitätsherrschaft, und eine der wichtigsten Maßregeln des Diktators Sulla bestand darin, daß er den Optimaten die Verfügung über die Priesterstellen zurückgab. Als nun Clodius im Jahre 58 Volkstribun war, hat er diese Machtmittel für seine Zwecke ausgenutzt:

1. Einerseits wurde durch ein besonderes Gesetz verboten, das Volk durch Himmelsbeobachtungen und Auspizien an der Abstimmung zu hindern, und dadurch der Nobilität eine Waffe entwunden, die oft genug in schamlosester Weise gegen das Volk mißbraucht war;

2. andererseits wurden die sogenannten ‚Kollegien‘ wieder hergestellt. Es waren dies Vereine, die unter dem Deckmantel der Religion politische Ziele verfolgten. Wegen ihrer Staatsgefährlichkeit hatte die Regierung sie im Jahre 64 aufgelöst. Jetzt wurden sie dem Clodius ein Mittel, um in den einzelnen Stadtbezirken ihm ergebene Banden zu organisieren und zu disziplinieren. Mit diesen ‚Kollegien‘ beherrschte er die Volksversammlungen und leitete auch die Rechtsprechung in seinem Sinn. Cicero wurde im Jahre 58 verbannt, seine Güter konfiszíert, seine Häuser geplündert und zerstört.

Pompejus nahm damals eine zweifelhafte und unklare Stellung ein. Es fehlte ihm die Entschlußkraft, in diesen Zeiten innerer Wirrnisse den entscheidenden Schritt zu tun und die Alleinherrschaft, die allein Ordnung schaffen konnte, an sich zu reißen; in solcher Gefahr hat „Recht“, wer mutig und zielbewußt den gordischen Knoten mit dem Schwert durchhaut. Pompejus ließ den bedenklichen Unruhen ihren Lauf.

Die Freunde des Cicero versuchten, den Clodius mit seinen eigenen Mitteln zu schlagen; sie umgaben sich gleichfalls mit solchen Kollegien, bewaffneten Banden. Monatelang fanden Straßenkämpfe in Rom statt; im Jahre 57 gelang es, die Rückkehr Ciceros durchzusetzen. In den Jahren 56—52 stockte oft wochen-, monatelang infolge der inneren Unruhen und Kämpfe alle Regierungstätigkeit. Erst nach der Ermordung des Clodius (52 vor Chr.) raffte sich der Senat auf und wählte den Pompejus zum alleinigen Konsul, wodurch er diktatorische Gewalt bekam (52).

d) Cäsar und Octavianus (Augustus).

Die nächsten Jahre sind von dem wachsenden Konflikt zwischen Pompejus und Cäsar erfüllt. Pompejus war jetzt das entschiedene Haupt der Optimaten, wie Cäsar der Popularen. Es folgte der Bürgerkrieg, in dem Cäsar siegte und Alleinherrscher wurde. Man muß ihm das Zeugnis ausstellen, daß er als Alleinherrscher über den Parteien stehen wollte, daß er seine bisherigen Gegner nicht rachgierig verfolgte, sondern ehrlich eine Aussöhnung der widerstreitenden Interessen erstrebte. Die Ermordung Cäsars ist eine der größten Torheiten, die in der Geschichte der Zeiten und Völker vorgekommen sind; sie

hat den unglücklichen römischen Staat abermals in den Bürgerkrieg zurückgestoßen.

Die Jahre 44—31 gehören zu den traurigsten der römischen Geschichte. Als im Jahre 43 Octavianus, Antonius, Lepidus das zweite Triumvirat schlossen, opferten sie sich gegenseitig ihre Freunde und Verwandten. Abermals wurden, wie zur Zeit Sullas, Proskriptionslisten aufgestellt, und die Ausführung war noch grausamer. 300 Senatoren und 2000 Ritter kamen auf diese Weise ums Leben; der Mörder erhielt, falls er ein Freier war, 25000 Denare (= Franks) als Lohn, ein Sklave 10000 Denare nebst Freiheit und Bürgerrecht.

Immer neue Bürgerkriege folgten: erst zwischen Antonius und Dec. Brutus, dann gegen die Cäsarmörder, dann gegen Sextus Pompejus, zuletzt gegen Octavian und Antonius. Als nach der Schlacht bei Aktium (31 vor Chr.) Octavian (Augustus) die Alleinherrschaft antrat, war das ganze römische Reich aufs äußerste erschöpft.

3.

Die Proletarierheere.

a) Alle Bestrebungen, durch eine gesunde Bodenreform den Besitzlosen Land anzuweisen und einen kräftigen Bauernstand zu schaffen, waren gescheitert.

Dagegen hatte Marius einen anderen folgenreichen, scheinbar echt demokratischen Schritt getan, um der immer wachsenden Masse der Proletarier zu helfen. Während diese nach römischem Recht bisher vom Kriegsdienst ausgeschlossen waren, forderte Marius im Jahre 107 vor Chr. gerade die Besitzlosen auf, ihm in den Krieg gegen Jugurtha zu folgen. Sallust berichtet im „Jugurthinischen Krieg" Kap. 86:

„Marius hob unterdessen die Soldaten aus, nicht nach der bisherigen Weise aus den fünf Vermögensklassen, sondern er nahm jeden an, der Lust hatte, besonders die Proletarier."

Was damals ausnahmsweise geschah, wurde allmählich die Regel. Seit dem Jahre 107 bestanden die römischen Heere größtenteils aus Proletariern, die aus dem Kriegshandwerk einen Beruf und Erwerb machten. Tatsächlich waren es nicht mehr Bürger-, sondern Söldnerheere, die nicht für das Vaterland, sondern für ihren Feldherrn kämpften, die ein

Interesse daran hatten, daß die Kriege nie aufhörten. Diese Wirkungen machten sich hauptsächlich seit der Zeit Sullas, seit 88, geltend. Von 88—31/30 vor Chr. ist immerfort Krieg geführt.

Wer die Geschichte des römischen Reiches nach den Eroberungen und dem Gebietszuwachs beurteilt, wird diese Zeit besonders ruhmvoll und großartig finden; denn durch die Kriege des Sulla, Pompejus und Cäsar wurden gewaltige Ländermassen erworben, und die alte Kriegstüchtigkeit des römischen Volkes war keineswegs ausgestorben. — Wenn man aber genauer zusieht, so wird klar, daß auch diese Söldnerheere ein Symptom der schweren inneren Fäulnis des Reiches waren. Sulla gab im Jahre 88 doch ein bedenkliches Beispiel, als er mit seinen sechs Legionen gegen Rom rückte; er trotzte dem Volksbeschluß, und seine Truppen gehorchten ihm mehr als dem Staate. Die Stellung, welche Sulla 82—79 einnahm, war tatsächlich eine Militärdiktatur, ebenso wie die Tyrannis des Dionys oder Agathokles in Syrakus. Zwar legte er Wert darauf, seine Anordnungen in gesetzlicher Form durchzuführen; aber wer hätte ihm entgegentreten sollen, der sich in Rom selbst eine Leibwache von 10000 ehemaligen Sklaven, den ‚Corneliern‘, gebildet hatte? — Im Jahre 71 ertrotzten sich Pompejus und Crassus, gestützt auf ihre Truppen, das Konsulat. Und wenn im Jahre 61 die Optimaten dem aus Asien zurückkehrenden Pompejus zu widerstehen wagten, so lag das daran, daß er bei der Landung in Italien seine Truppen sofort entlassen hatte. — Cäsar schuf sich in jahrelangen Kämpfen ein großes, ihm persönlich unbedingt ergebenes Heer. Weil er sein militärisches Kommando (imperium) nicht niederlegen wollte, solange Pompejus es behielt, entstand im Jahre 49 der Bürgerkrieg. Cäsar und später Octavian wurden Alleinherrscher, weil sie in offener Schlacht ihre politischen Gegner besiegt hatten. Gestützt auf ihre Legionen, ordneten sie den Staat; es war die einzige Lösung, die für die völlig zerfahrenen Verhältnisse übrig blieb.

b) Das Maß der Brauchbarkeit und Tüchtigkeit dieser Söldnerscharen hing von der Persönlichkeit des Führers ab. Es wird von Sulla erzählt, daß er deshalb bei den Soldaten so

beliebt gewesen sei, weil er ihnen jede Ausschreitung und Ausschweifung nachgesehen habe. Daher seien auch in Asien und später in Italien ganze Heere der Parteigegner zu ihm übergelaufen. — Andererseits waren die Soldaten mit Lucullus unzufrieden. — Cäsar vermochte seine meuternden Truppen durch ein Wort wieder an sich zu ketten.

Diese Proletarierheere wollten immer bei guter Laune erhalten sein. Besonders beanspruchten sie von ihrem Feldherrn, den sie zum Sieg geführt hatten, angemessene Belohnung. Die Frage der Veteranenversorgung ist im letzten Jahrhundert vor Chr. zu einer der wichtigsten Angelegenheiten geworden. Als Sulla im Jahre 82 über die Gegenpartei gesiegt hatte, standen 23 (nach anderer Angabe 47) Legionen auf italischem Boden und bildeten eine große Gefahr. Jedenfalls waren es 120000 Veteranen, die er über ganz Italien auf die einzelnen Gemeinden verteilte und ansiedelte. Eine neue Art von Bodenreform! Staatsländereien (ager publicus) waren genug vorhanden: man hatte die großen Güter der Proskribierten konfisziert und sich von widerspenstigen Gemeinden zur Strafe Land abtreten lassen; auch waren durch das große Morden während der Jahre 91—81 manche Äcker herrenlos geworden. Die den Veteranen zugewiesenen Güter hat Sulla zwar für unverkäuflich erklärt, um die Leute an den Boden zu fesseln. Aber noch viel weniger als heute aus den Proletariern unserer Industriestädte, konnte damals aus den verwilderten, an ein wüstes Lager- und Kriegsleben jahrelang gewöhnten Söldnern ein Bauernstand geschaffen werden.

Im Jahre 60 hat Pompejus hauptsächlich deshalb den Bund mit Cäsar und Crassus (das ‚Triumvirat‘) geschlossen, um seine Veteranen zu versorgen. Cäsar hat denn auch im folgenden Jahre seine Ackergesetze durchgebracht, wonach das Staatsland in Italien an die ärmeren Bürger, namentlich die Veteranen des Pompejus zur Verteilung kommen sollte. Weil der ager publicus nicht mehr genügte, wurde beschlossen, mit den erbeuteten Schätzen so viel Land dazu zu kaufen, wie zur Ansiedlung nötig war. Diese Bauerngüter sollten 20 Jahre lang unverkäuflich sein.

Man muß zugeben, daß Cäsar hierbei, wie auch später große Mäßigung zeigte. Als er im Jahre 46 Alleinherrscher

geworden war, nahm er den Plan von Ansiedelungen in großem Maßstabe wieder auf. Nicht nur seine Veteranen, sondern auch die ärmeren Bürger sollten in Italien, besonders aber in Gallien, Spanien, Afrika Landbesitz erhalten; er faßte die Anlegung von großen Kolonien ins Auge. Leider geriet dieses Werk durch Cäsars Ermordung ins Stocken. — Weil in den folgenden Jahren der Bürgerkriege große Geldknappheit eintrat, wurde die Veteranenversorgung, außer den drückenden Finanzmaßregeln, zu einer verhängnisvollen Plage. Nach dem Siege bei Philippi (42) sollten 170 000 Veteranen in Italien angesiedelt werden; man hatte ihnen im vorigen Jahre 18 der reichsten Städte Italiens mit der dazu gehörigen Feldmark versprochen. Das Geld, womit die bisherigen Eigentümer entschädigt werden sollten, war nicht vorhanden. Auch genügte das Land nicht, so daß die benachbarten Gemeinden mit betroffen wurden. Es kam zu Widersetzlichkeiten. Tatsächlich sind damals unzählige Bürger von Haus und Hof vertrieben, um den Veteranen Platz zu machen.

c) Dazu kamen die wachsenden Schenkungen (largitiones) an die Soldaten und den Stadtpöbel. Die von Sulla abgeschafften regelmäßigen Getreidespenden wurden im Jahre 74 vor Chr. wieder aufgenommen. Crassus speiste als Konsul im Jahre 70 das Volk an 10 000 Tischen und schenkte ihm Getreide für drei Monate. — Als Cäsar im Jahre 46 seinen Triumph feierte, schenkte er allen gemeinen Soldaten je 5000 Denare (= Franks), jedem Centurio das Doppelte, jedem Militärtribunen oder Präfekten das Vierfache. Die Bürger Roms erhielten je 400 Sesterzien (= 100 Franks); außerdem gab er ein Festessen an 22 000 Tischen.

Um die Veteranen Cäsars für sich zu gewinnen, gab ihnen Octavian 43 vor Chr. je 500 Denare. Den 170 000 Veteranen, die nach der Schlacht bei Philippi (42) angesiedelt werden sollten, hatte man je 5000 Denare versprochen, den Centurionen und Militärtribunen noch viel mehr.

4.

Ergebnisse.

Wie sah das römische Reich am Ende der republikanischen Zeit (31 vor Chr.) aus?

a) Der Bauernstand war vernichtet, Italien verödet. In einem hundertjährigen blutigen Parteikampf, namentlich aber von 91—31, waren die edelsten, tüchtigsten Kräfte des Volkes ausgerottet. Der Ackerbau lag danieder; an dessen Stelle war Plantagen- und Weidewirtschaft getreten, die von großen Sklavenherden besorgt wurde. Die Hauptstadt war angefüllt mit einer lungernden, hungernden, vom Staate lebenden Pöbelmasse. Eine Erschütterung aller Besitz- und Eigentumsverhältnisse war eingetreten.

b) Von den Leiden der römischen Provinzen gewinnen wir eine Vorstellung, wenn wir einige Notizen über die asiatischen Besitzungen zusammenstellen:

Im Jahre 133 vor Chr. erbten die Römer vom Könige Attalos das westliche Viertel von Kleinasien und nannten diese Provinz „Asia". Hier betrieben die Staatszollpächter ein gewinnreiches Nebengeschäft dadurch, daß sie freie Leute, welche aus den benachbarten Reichen der mit Rom verbündeten Könige geraubt waren, als Sklaven aufkauften und an die römischen Sklavenhalter in den Provinzen verkauften. Als der König Nikomedes von Bithynien im Jahre 104 von Marius um Sendung von Hilfstruppen gebeten wurde, antwortete er, er könne keine Hilfstruppen senden, da die freien Leute aus Bithynien größtenteils als Sklaven in den römischen Provinzen dienten.[1])

Wie groß muß die Erbitterung gewesen sein, wenn im Jahre 88 an einem Tage sämtliche Römer, welche sich in Kleinasien aufhielten, niedergemacht wurden; es sollen 80 000 gewesen sein.

Am Ende des Mithridatischen Krieges (83) legte Sulla den asiatischen Städten eine Kriegssteuer von 20 000 Talenten (ungefähr 100 Millionen Mark) auf. Die Eintreibung übernahmen die Staatspächter (publicani), gaben aber bei Zahlungsunfähigkeit Kredit. So kam es, daß die Schuldforderung, die Cicero (ad fam. XV, 4) ausdrücklich unbillig nennt, bei 12 Prozent Zinsen schnell aufs Zehnfache (ungefähr 1 Milliarde Mark) angewachsen war.

In der ersten Rede Ciceros gegen Verres hören wir von den ruchlosen Schandtaten und Räubereien, die dieser in den Jahren 80/79 als Legat des Dolabella in Kleinasien verübte.

[1]) Lange, Römische Altertümer III, S. 75.

Wichtig sind einige Briefe Ciceros: sein Bruder Quintus war 3 Jahre lang (61—59) Statthalter der Provinz Asia; er selbst Juli 51 bis Juli 50 Statthalter von Cilicien in Kleinasien. Zur Ehre der beiden Brüder müssen wir ausdrücklich betonen, daß sie sich keiner Bedrückungen der Untertanen schuldig gemacht haben. M. Cicero kann sich rühmen, daß die Verwaltung seiner Provinz keinen Groschen gekostet habe. Wir besitzen einen ausführlichen, inhaltreichen Brief, den Cicero im Jahre 60 an seinen Bruder Quintus nach Asien geschickt hat (ad Quint. fr. I, 1). Da hören wir denn und lesen zwischen den Zeilen, wie von anderen Statthaltern in der Regel die Provinzen ausgeplündert wurden; eine besondere Plage bildeten:

die Amtsreisen des Statthalters;
die Lieferungen für den Haus- und Hofhalt;
die „freiwilligen" Geschenke und Ehrenbezeugungen;
die Bestechlichkeit bei der Rechtsprechung;

die Gemeinden kauften oft mit großen Summen die Einquartierungen ab; sie wurden zu Pantherjagden gezwungen, damit man Rom das Material für die Tierhetzen lieferte. Die Steuerpächter und Wucherer teilten mit den Statthaltern ihre Beute. Dazu kam, daß die Unterbeamten oft willkürlich schalten, ja sogar mit dem Amtssiegel Mißbrauch treiben durften. —

Bei den altadeligen römischen Familien hatte sich eine sonderbare doppelte, aristokratische Moral entwickelt. Unter ihren Standesgenossen, ja vielleicht auch unter den römischen Bürgern ließen sie sich nichs zuschulden kommen; sie konnten sich sogar in einen Tugendmantel hüllen und als Verehrer der strengen stoischen Moral aufspielen. Aber die Bewohner der Provinzen hielten sie für eine niedere Gattung von Menschen, denen gegenüber man sich alles erlauben dürfte. Während seiner Statthalterschaft in Cilicien (51/50) machte M. Cicero eine unangenehme, überaus peinliche Entdeckung. Er konnte sich den unglaublichen Zumutungen von zwei unverschämten Wucherern kaum erwehren. Diese hatten der Stadt Salamis auf Cypern im Jahre 56 vor Chr. $53^1/_2$ Talente zu 48 Prozent geliehen; durch besondere Senatsbeschlüsse und Empfehlung hochstehender Männer waren sie gegen Bestrafung wegen Wuchers gesichert. Nun sollte Cicero 51/50 ihnen zu dem Geld verhelfen,

wobei sie die Summe mit den aufgelaufenen Zinsen und Zinseszinsen auf 200 Talente abzurunden versuchten. Cicero war aufs höchste erstaunt, als er die Entdeckung machte, daß diese Wucherer nur Strohmänner, und daß der dahinter stehende Gläubiger niemand anders als der „ehrenwerte" Brutus war, der spätere Cäsarmörder.[1]) —

Entsetzliche Bedrückungen hatten die asiatischen Länder in den Jahren 43—31 vor Chr. zu erdulden. Nur zwei Tatsachen will ich erwähnen: Als die Cäsarmörder Brutus und Cassius sich im Jahre 43 zum Krieg rüsteten, forderten sie in ganz „Asien" den zehnjährigen Betrag der Steuern auf einmal ein. Zwei Jahre später verlangte Antonius dasselbe, um die Geschenke auszahlen zu können, welche er den 170 000 Soldaten gemacht hatte; es handelte sich dabei um die Summe von 200 000 Talenten (ungefähr 1 Milliarde Mark).

C. Die Geschichtsquellen[2]) für die soziale Bewegung dieser Periode (133—31).

1.

Die letzte Periode der römischen Republik (133—31), welche mit sozialen Kämpfen und Bestrebungen ausgefüllt ist, fällt zum Teil mit der „klassischen" Zeit der römischen Literatur zusammen. Es ist klar, daß damals nicht nur mit Eisen und Blut, sondern auch mit Reden, Flugschriften, Pamphleten gekämpft wurde. Aber alles dies ist verloren gegangen; wir besitzen nicht einmal eine zeitgenössische zusammenhängende Erzählung dieser Bewegung. Und die späteren, griechischen Geschichtsschreiber, welche jene verloren gegangenen Quellenbücher benutzten und auf welche wir vielfach allein angewiesen sind, Appian (Mitte des 2. Jahrhunderts nach Chr.), Plutarch (gest. um 120 nach Chr.), Dio Cassius (geb. 155 nach Chr.), haben weder Interesse noch Verständnis für die sozialen Fragen und überliefern hauptsächlich biographische, militärische und

---

[1]) Vgl. Bardt, Anmerkungen zu Ciceros Briefen I, S. 119—127.

[2]) Vgl. Pöhlmann, Ant. Soz. und Komm. II, S. 474 ff. u. S. 559 ff.

politische Nachrichten. Die wenigen für unsere Fragen wichtigen Stellen habe ich auf Seite 178 ff. mitgeteilt.

2.

Wie steht es denn mit den zeitgenössischen Schriftstellern Cäsar, Sallust und Cicero?

a) Cäsar hat ja als Führer der Volkspartei, der Popularen, persönlich eine außerordentlich bedeutende Rolle in diesen Kämpfen gespielt. Und wir besitzen von seiner Hand zwei wertvolle Schriften: „der gallische Krieg“ und „der Bürgerkrieg“. Doch suchen wir vergebens nach Material für die Geschichte der sozialen Gegensätze. Offenbar hat Cäsar absichtlich davon geschwiegen; ging doch sein Streben später dahin, über den streitenden Parteien zu stehen.

b) Von großem Wert sind unstreitig die beiden interessanten Bücher Sallusts: der „Jugurthinische Krieg“ und „die Catilinarische Verschwörung.“ Aber es ist bei der Benutzung dieser Quellen große Vorsicht geboten; denn Sallust war selbst Parteimann. Er gehörte zur Volkspartei und war eifriger Anhänger Cäsars. So kommt es denn, daß seine historischen Berichte eine etwas tendenziöse Färbung erhalten haben, welche man allerdings erst bei sorgfältiger Lektüre bemerkt.[1]) Einerseits wird die Schuld für die sozialen Mißstände und Kämpfe nur bei der verkommenen und verdorbenen Nobilität gesucht, und er kann sich nicht genug tun, ihre Niedertracht ins grellste Licht zu stellen. Andererseits bemüht er sich, die verbrecherischen Catilinarier von der eigenen, demokratischen Partei, von den Popularen, abzuschütteln; vor allem sollte Cäsar von dem Verdachte gereinigt werden, als hätte er jemals dem Catilina und seinen Bestrebungen irgendwie nahe gestanden.

c) Und Cicero? der uns durch seine philosophischen und politisch-rhetorischen Schriften, durch seine zahlreichen Reden und Briefe mitten in das Leben und Treiben des letzten Jahrhunderts der römischen Republik hineinführt? Allerdings sind seine Schriften für den Historiker eine reiche und wichtige Fundgrube. Aber für unsere sozialen Fragen finden wir doch

---

[1]) Cauer hat in seinem Werke Palaestra vitae S. 86 f. in glänzender Weise dargelegt, mit wie einfachen Mitteln dem Obersekundaner die Augen dafür geöffnet werden können.

verhältnismäßig wenig Aufschlüsse. Vor allem ist Cicero selbst in seinem Urteil über die gesellschaftlichen Verhältnisse sehr befangen, einseitig und engherzig. Wir haben in einem anderen Abschnitt bereits sein merkwürdiges Urteil über anständige und unanständige Berufe erwähnt (vgl. S. 172 f.); die Arbeit des Handwerkers und Tagelöhners findet vor seinen Augen keine Gnade.

Cicero ist der Typus eines politischen Advokaten und Rechtsanwalts, der die Interessen der Besitzenden, des Geldbeutels, vertritt, dabei aber in großen Versammlungen auch volksfreundliche und volkstümliche Töne anzuschlagen versteht. Seine Jugend fällt in die Zeit des großen Gegensatzes zwischen Nobilität und Ritterstand, zwischen dem Geburts- und dem Geldadel. Von den Mitgliedern der hohen Aristokratie wurde Cicero, der dem Ritterstande angehörte, als Emporkömmling, als homo novus, angesehen. Wir dürfen uns deshalb nicht wundern über die heftigen, leidenschaftlichen Worte, die er in seinen Verres-Reden (im Jahre 70) und in der Rede de imperio Pompei (66) gegen die entartete Nobilität schleudert. Dann aber kamen die für die Entwicklung Ciceros wichtigsten Jahre 64/63. Damals hat er die Aussöhnung und enge Verbindung zwischen Nobilität und Ritterschaft herbeigeführt; als in der Zeit der Catilinarischen Verschwörung die Interessen des Besitzes aufs höchste gefährdet erschienen, da entstand aus Nobilität und Ritterstand die eine große Partei der Besitzenden, die Cicero fortan ‚Optimaten' nennt. Seitdem ergreift Cicero ebenso einseitig Partei gegen die Popularen, wie Sallust gegen die Nobilität.

Wie befangen Cicero in seinem Urteil ist, beweisen die berühmten Ausführungen in der Rede pro Sestio § 96 ff.[1]) Der Ankläger hatte die Optimaten als abgeschlossene Kaste, als Staat im Staat (natio) bezeichnet. Was hat Cicero darauf zu erwidern? Er sagt:[2])

„In unserem Staate gab es immer zwei politische Parteien: die Popularen und die Optimaten. Die Volkspartei hat bei all ihrem Tun und Wollen von jeher nur den Beifall der Menge im Auge gehabt, während die Optimaten das Urteil der Besten zur Richtschnur aller Politik machen."

---

[1]) Vgl. Pöhlmann, Geschichte des a. S. u. K. II, S. 474 ff.

[2]) Das Folgende ist keine wörtliche Übersetzung, sondern eine Inhaltsangabe und Erklärung von Cic. pro Sestio § 96 ff.

Als echter Advokat macht er nun die reinen Taschenspielerkunststücke mit dem Worte ‚Optimaten‘: „Optimaten sind diejenigen, deren Absichten und Bestrebungen optimo cuique (den Besten) gefallen. Wer ist denn optimus quisque? Ihre Zahl ist unermeßlich; denn sonst könnten wir nicht bestehen. Es sind die Wortführer des Staatsrats (d. h. des Senats) und ihre Gesinnungsgenossen daselbst; es sind die Mitglieder der Stände, denen der Zutritt in den Senat offen steht (d. h. denen Abstammung und Vermögen die hohen Ämter zugänglich macht); es sind römische Bürger aus Munizipien und vom Lande, Handelsleute, sogar Freigelassene ‚Optimaten‘. So ist denn ihre Zahl groß und mannigfaltig; aber was sie von anderen unterscheidet, kann kurz angegeben und bezeichnet werden. ‚Optimaten‘ sind alle Bürger, die keine Schuld drückt, die nicht schlecht und frech von Natur oder von Raserei besessen oder in ihren Vermögensverhältnissen beengt sind; es sind vielmehr die unbescholtenen und vernünftigen Leute, die sich in geordneten Verhältnissen befinden. Diejenigen, welche bei der Verwaltung des Staates ihren Wünschen, Urteilen und Erwartungen dienen, sind die Stützen der Optimaten und werden selbst als die gewichtigsten Optimaten, die hervorragendsten Bürger und die Ersten des Staates angesehen. Und was ist Aufgabe und Ziel dieser Staatslenker? Was für alle verständigen, ordnungsliebenden und begüterten Bürger das Herrlichste und Wünschenswerteste ist: ehrbare Ruhe (otium cum dignitate) . . .

Und folgendes sind die Elemente und Fundamente dieser ehrbaren Ruhe, welche die Führer schützen und mit ihrem Leben verteidigen müssen: Die Staatsreligion, die Auspizien, die Amtsgewalt der Behörden, das Ansehen des Senates, die Gesetze, das Herkommen, das Kriminal- und Zivilrecht, der Kredit, Provinzen, Bundesgenossen, Kriegs- und Finanzwesen.“

Während früher das Wort ‚Optimaten‘ eine das griechische Wort ‚Aristokraten‘ übersetzende Bezeichnung für die Nobilität war, dehnt Cicero seine Bedeutung willkürlich aus: Optimaten sind optimus quisque, alle ‚Gutgesinnten‘, d. h. die sogenannten Ordnungsparteien, die Konservativen, die als Besitzende ein Interesse daran haben, daß an den bestehenden Verhältnissen nicht gerüttelt wird. Wie er im Jahre 64/3 die Nobilität und Ritterschaft vereinigt hat, so möchte er jetzt alle Besitzenden zu einer politischen Interessengemeinschaft verbinden, überträgt auf sie den Namen ‚Optimaten‘ und läßt selbst Freigelassene dazu gehören. Ja, in § 104—106 redet Cicero von einer völligen Harmonie zwischen hoch und niedrig.

Und die demokratische Partei, die Popularen? Wenn man Ciceros Worten glauben dürfte, so bestände sie im Jahre 56 vor Chr. nur noch aus gemieteten Banden von Verbrechern, wie der Volkstribun Clodius war. Es heißt in § 99: „Es gibt in unserer zahlreichen Bürgerschaft eine große Menge von Leuten, die teils infolge bösen Gewissens und aus Furcht vor dem Strafgesetz nach Revolution und Umsturz verlangen, teils infolge angeborener Schlechtigkeit nur in Bürgerzwist und Rebellion ihre Befriedigung finden, teils wegen zerrütteter Verhältnisse lieber in einem allgemeinen Brand als für sich allein zugrunde gehen wollen.“ Und in § 104 ff. will uns Cicero weismachen, daß es zwischen Volk und Senat, zwischen hoch und niedrig keine Gegensätze mehr gebe: „Deshalb müssen die Volksaufwiegler und Unruhestifter,

weil sie das römische ‚Volk‘ durch keine Lockungen aufreizen können, und weil die plebs nach all den schlimmen Zwistigkeiten sich nach Ruhe sehnt, dazu übergehen, bezahlte Leute zu ihren Versammlungen zusammenzubringen und gedungene Claqueure für den Beifall sorgen zu lassen.“

Der Weisheit Schluß steht in § 137: „Seid konservativ, haltet fest an den bewährten Einrichtungen unserer Vorfahren! Der Senat und die Senatsregierung ist das Fundament unseres Staatswesens; in den Senat können aber alle tüchtigen und strebsamen Leute gelangen. Der Senat verbürgt den hochstehenden Klassen ihren Glanz, dem niederen Volk seine Freiheit und seine Vorteile. Wer diese Grundlagen des Staates erhalten will, der gehört zu den Optimaten.“

Das ist die Politik der begüterten Klassen, die nicht fragen, durch welche Ursachen, durch welche Schuld die große soziale Ungleichheit entstanden ist, sondern um jeden Preis das Bestehende erhalten wollen. Nach ihrer Auffassung ist die oberste und einzige Aufgabe des Staates, den Besitz zu schützen. Wir müssen es bedauern, daß Cicero zu einer Zeit, wo der ganze römische Staat in seinen Grundfesten erbebte, wo eine völlige Umwälzung aller Besitzverhältnisse vor der Tür stand, für die dringendsten Erfordernisse kein Verständnis hatte. Er sieht in der demokratischen Bewegung seit der Zeit der Gracchen nur das Schlechte, nur die Fehler; für das Berechtigte der popularen Bestrebungen, für die soziale Krankheit, für die unverschuldete Not der kleinen Leute hat er kein Auge. Das Staatsinteresse identifiziert er mit dem Interesse der besitzenden Klassen; eine alle umfassende Wohlfahrtspolitik ist ihm fremd. Dem entspricht es, was Cicero in seinem Werk „über die Pflichten“ sagt, II, 73:

„Staaten und Städte sind hauptsächlich deshalb da, damit jeder im Besitze des Seinigen bleibt.“

Interessant ist eine Gegenüberstellung, wie Cicero hier und anderswo über die Gracchen urteilt. Die Rede pro Sestio ist vor Gericht, also vor einer Körperschaft der Besitzenden gehalten. Da heißt es § 103:

„Damals standen die Wünsche und Interessen des Volkes in vielen Dingen dem allgemeinen Staatswohl feindlich gegenüber. Tiberius Gracchus beantragte das Ackergesetz. Es wurde vom Volke mit Freuden begrüßt, weil es meinte, nun würde die Existenz der armen Leute sicher begründet. Aber die Optimaten bekämpften es, weil sie darin eine Quelle des Unfriedens erkannten und der Ansicht waren, der Staat würde seiner Verteidiger beraubt, wenn die Vermögenden aus ihrem langjährigen Besitz verdrängt würden. —

C. Gracchus beantragte das Getreidegesetz; es gefiel natürlich der Menge, daß reichliche Lebensmittel umsonst geliefert würden. Aber die Optimaten widersetzten sich, weil sie erkannten, daß dadurch das Volk zur Trägheit erzogen und der Staatsschatz erschöpft würde. — Auch zu meiner Zeit hat die Begehrlichkeit der Masse oft im Gegensatz zu der besonnenen Einsicht der oberen Klassen gestanden."

Und das sagt derselbe Cicero, von dem wir doch oft genug hören, wie verkommen diese oberen Klassen waren! Ja, wiederholt hat er die Ermordung der beiden Gracchen ausdrücklich gebilligt und gepriesen. — Anders aber lautet sein Urteil in der Volksversammlung; da bringt er es fertig, die beiden Gracchen zu rühmen, geniale Männer, Lieblinge des römischen Volkes zu nennen:

„Ich gehöre keineswegs zu den zahlreichen Leuten, die schon ein Verbrechen darin sehen, wenn man die Gracchen lobt; vielmehr weiß ich, daß durch ihre kluge Politik und durch ihre Gesetze die Republik in vieler Hinsicht befestigt worden ist."

Sollen wir den Cicero wegen seiner schwankenden Haltung verurteilen? Freilich kann man ihn nicht mit einem Plato, Aristoteles oder Zeno vergleichen; sicherlich ist sein Verhalten keineswegs nachahmenswert, und von dem Nimbus, der oft um die Person Ciceros verbreitet wird, geht vieles verloren. Aber handeln nicht unzählige Politiker unserer Tage genau ebenso? Cicero war ein Kind seiner Zeit und seines Volkes. Die Römer haben es trotz ihrer großen juristischen Begabung überhaupt nicht zu einer sozialen Gesetzgebung gebracht; auch dürfen wir nicht vergessen, daß Cicero in einer verkommenen Zeit sich selbst zu einer bedeutenden Höhe echter Moral erhoben hat.

3.

So sind denn die zeitgenössischen Quellen für die sozialen Kämpfe der letzten Periode der römischen Republik sehr dürftig und unzuverlässig. Und doch besitzen wir noch außerdem eine eigenartige, wichtige Quelle in den Erzählungen des Livius und des Dionys von Halikarnaß über den langwierigen Streit zwischen den Patriziern und den Plebejern. Zwar fallen jene Ständekämpfe in das 5. und 4. Jahrhundert vor Chr.; aber es ist längst erkannt, daß jene beiden Geschichtsschreiber, deren Jugend noch in die republikanische

Zeit fällt,[1]) die Farben für ihre Erzählung den sozialen Kämpfen der *eigenen* Zeit entlehnt haben. Was sie den Parteiführern des 5. und 4. Jahrhunderts in den Mund legen, sind die *theoretischen Auseinandersetzungen*, wie sie seit der Zeit der Gracchen für oder gegen eine soziale Reform vorgebracht wurden. Pöhlmann sagt: „In der römischen Quasihistorie des 5. und 4. Jahrhunderts besitzen wir bis zu einem gewissen Grade ein Spiegelbild der sozialen Geschichte Roms im letzten Jahrhundert der Republik."

a) *Dionys von Halikarnaß:*

Die demokratische, populäre Bewegung beginnt mit dem Volkskönig und Volksfreund *Servius Tullius* im 6. Jahrhundert vor Chr. Ihm legt Dionys IV, 9, 6 eine Rede in den Mund, welche Ideen enthält, wie man sie in der Zeit der Gracchen und des Catilina in Rom oft genug gehört haben mag:

„So viele von euch Schulden haben und aus Armut nicht bezahlen können, denen will ich helfen, weil sie Bürger sind und viele Mühen für das Vaterland auf sich genommen haben; und damit nicht Leute, welche des Vaterlandes Freiheit verteidigt haben, ihre persönliche Freiheit verlieren, verspreche ich, aus eigener Tasche ihre Schulden zu bezahlen. — So viele aber in Zukunft Geld leihen, da will ich verbieten, daß man sie in die Schuldknechtschaft führe; ich will ein Gesetz geben, daß niemand Geld leiht, *wobei die freie Person haftet.* Denn den Gläubigern muß es genügen, sich an dem Vermögen der Kontrahenten schadlos zu halten. — Damit aber auch die Steuerlast, durch welche die Armen bedrückt und zum Schuldenmachen gedrängt werden, erleichtert werde, will ich anordnen, daß alle Bürger ihr Vermögen selbst einschätzen und daß jeder, der Schätzung entsprechend, seinen Anteil an den Steuern zahle. So geschieht es, wie ich höre, auch in den besten und geordnetsten Staaten, und ich glaube, es ist gerecht und liegt im Interesse des Staates, daß diejenigen, die viel besitzen, viel Steuern bezahlen, die wenig besitzen, wenig. Und ich bin der Meinung, daß das Staatsland (ager publicus), welches ihr mit eurem Blute erworben habt, nicht dem Keckften zufällt, ohne Verdienst und ohne Kauf, sondern nur solchen, die nicht im Besitze eigenen Ackerlandes sind. Es widerspricht meinem Begriff von Freiheit, daß ihr als freie Männer Knechte auf fremdem Boden sein und nicht vielmehr eigenes Gut bearbeiten sollt. Denn wie kann sich freier Bürgersinn bei Leuten finden, die nicht einmal *das* besitzen, was das Bedürfnis des Tages fordert? — Über alles dies aber habe ich beschlossen, Gleichheit und Brüderlichkeit im Staate durchzuführen und das Recht für alle gegen alle gleich zu machen. Denn einige gehen in ihrem Klassenhochmut

---

[1]) Livius hat 59 vor bis 17 nach Chr. gelebt. Dionys von Halikarnaß ist noch vor der Alleinherrschaft des Augustus nach Rom gekommen.

so weit, daß sie den kleinen Bürger beschimpfen zu dürfen glauben und ihn, weil er arm ist, auch nicht für frei gelten lassen wollen. Damit aber die Mehrzahl der Bürger gleiche Rechte erhält und behauptet, wie die Minderheit, will ich Gesetze geben, welche die Gewalt hemmen und die Gerechtigkeit schützen; ich will niemals unterlassen, selbst für die allgemeine Gleichheit Sorge zu tragen."

Bald nach der Vertreibung der Könige beginnt im 5. Jahrhundert der Kampf zwischen den beiden Ständen der Patrizier und Plebejer. Da ist es nun besonders interessant, wie Dionys im V. und VI. Buch seines Werkes die verschiedenen Ansichten über die soziale Frage einander gegenüberstellt. Zuerst spricht der volksfreundliche M. Valerius für einen Antrag auf Schuldenerlaß; es heißt V, 64 f.:

„M. Valerius sagte, daß bei denen, die für gleiche Interessen kämpften, auch die Tatenlust gleich zu sein pflegte; daß aber die, welche keinen Anteil am Gewinn hätten, auch keine wackere Gesinnung haben könnten. Alle Besitzlosen seien aufgeregt, gingen auf dem Markt umher und sprächen: ‚Welchen Vorteil haben wir davon, wenn wir die äußeren Feinde besiegen, dann aber von den Wucherern in die Schuldhaft geführt werden? wenn wir dem Staate die Herrschaft erkämpfen, selbst aber nicht einmal die persönliche Freiheit behaupten können?'" . . .

Valerius erinnert an die Sozialreform Solons und spricht die Befürchtung aus, daß man durch Verweigerung der Hilfe das Volk auf die Bahn gewaltsamen Umsturzes dränge.

Gegen den Valerius tritt der Patrizier Appius Claudius auf. Er ist ein starrer Individualist, will von staatlicher Fürsorge nichts wissen; sein Standpunkt ist das laissez-faire. Dionys legt ihm folgende Rede in den Mund:

„Die Unzufriedenheit werde, wenn man den Schuldenerlaß beschließe, nicht beseitigt, sondern noch schlimmer werden, da sie aus den Reihen der Besitzlosen auch in die der Besitzenden gelange. Offenbar würden doch diejenigen, die man um ihr Geld bringen wolle (es seien Bürger, im Vollbesitz der Bürgerrechte, die alle Feldzüge für das Vaterland mitgemacht hätten), sich bitter beschwert fühlen. Sie würden sich dagegen auflehnen, daß ihr von den Vätern ererbtes oder durch Fleiß und Sparsamkeit erworbenes Eigentum zum Gemeingut gemacht würde zu Gunsten der Schlechtesten und Faulsten in der Bürgerschaft. Es sei eine große Torheit, in der Absicht dem schlechten Teil der Bürgerschaft einen Gefallen zu erweisen, den besseren zu verletzen und denen, die ihr Vermögen rechtschaffen erworben hätten, es zu nehmen, um es unter die schlechtesten Bürger aufzuteilen. Sie sollten bedenken, daß von den Armen und gesellschaftlich Schwachen kein Umsturz herbeigeführt würde, solange die Polizei ihre Schuldigkeit tue, wohl aber von den Besitzenden und politisch Starken, wenn sie ihr Recht nicht erlangten und von den unteren Klassen mißhandelt würden."

[Wenn die Gläubiger durch einen solchen Schuldenerlaß ihres Geldes beraubt würden, höre aller Kredit auf. Ohne Kapital könne aber weder der Ackerbau gedeihen noch der Handel blühen; das ganze öffentliche Leben würde den größten Schaden leiden.]

„Deshalb solle man sich bei der Neueinrichtung des Staates hüten, daß keine schlechte Gewohnheit eingeführt werde. Denn so wie die öffentlichen Verhältnisse seien, so würde sich auch das private Leben gestalten. Es gebe aber keine schlimmere Gewohnheit für die Städte und für den einzelnen, als daß von den oberen Klassen alles den unteren nachgegeben werde, freiwillig oder unfreiwillig. Denn die Begierden der Unvernünftigen würden keineswegs gesättigt, wenn sie ihre Wünsche erlangten; sondern sie forderten alsbald mehr, und so gehe das fort ins Unendliche. Dies sei besonders schlimm, wenn die Leute sich zu großen Vereinigungen zusammenschlössen.

Da also die Wünsche der unvernünftigen Menge unersättlich und grenzenlos seien, müsse man ihnen von Anfang an eine Schranke setzen, solange sie noch schwach seien; sonst müsse man, wenn man sie stark und groß werden ließe, gewaltsam vorgehen. Denn es rufe eine viel schlimmere Erregung hervor, wenn man gemachte Zugeständnisse wieder entziehe, als wenn sie überhaupt ihre Wünsche nicht erlangten. Viele griechische Staaten hätten, nachdem sie einmal mit solchen Maßregeln begonnen hatten, nicht mehr die Kraft gehabt, die Bewegung zum Stillstand zu bringen; sie seien auf der abschüssigen Bahn in schändliches und unheilbares Verderben hineingerissen.

Der Staat gleiche dem Einzelmenschen: Der Senat sei die Seele, das Volk der Leib. Wenn sie das unvernünftige Volk über den Senat herrschen ließen, so würde es ihnen geradeso ergehen, wie den Menschen, welche die Seele dem Leib untertan machen und nicht nach der Vernunft, sondern nach den Begierden leben. Dagegen wenn sie das Volk daran gewöhnten, sich vom Senat führen und regieren zu lassen, so handelten sie wie der Mensch, der den Leib der Seele unterordnet und sein Leben zum Guten, nicht zum Genuß führt.“ (Wie sophistisch! Also Begehrlichkeit ist nur bei den unteren, nicht bei den oberen Ständen!)

Wer Mitleid mit der Armut seiner Mitbürger habe, dem stellt Appius anheim, freiwillig aus eigener Tasche ihnen zu helfen. Aber mit allem Nachdruck wehrt er sich dagegen, daß jemand vom Staate zu irgendwelchen Leistungen für die Armen gezwungen werde, oder daß es Aufgabe des Staates sei, aus den Taschen der Steuerzahler die Not der Armen zu lindern:

„Die Hilfe allen ohne Unterschied zukommen zu lassen, so daß die Schlechten ebenso daran Anteil haben wie die Guten, und nicht aus eigenen Mitteln, sondern aus anderer Leute Tasche freigebig zu sein und denen, deren Geld man nimmt, nicht einmal den Dank für die Wohltat übrig zu lassen: das sei durchaus nicht römische Tugend.“

Mit großer Ausführlichkeit erzählt Dionys im VI. Buch die Ereignisse der Jahre 495/494, welche zur Einrichtung des Volkstribunats führten. Wiederum will Appius Claudius von einer schwächlichen Nachgiebigkeit gegen die Plebejer nichts wissen; denn nach seiner Ansicht ist bei den Patriziern die gesunde Vernunft, bei den Plebejern die Unvernunft des Wahnsinns:

„Übermäßig ist ihnen der Kamm geschwollen, seitdem sie frei geworden sind, befreit von den Steuern, die sie früher den Königen zahlen mußten, und befreit von den körperlichen Strafen, die sie von ihnen erlitten, wenn sie nicht schnell die Befehle ausführten. Meine Meinung ist: Sollten sie sich zu Wahnsinn und Empörung fortreißen lassen, so wollen wir sie gewaltsam zur Ruhe bringen mit dem besonnenen und gesunden Teil der Bürgerschaft, der sich dem kranken überlegen zeigen wird."

Die Nachbarstämme waren in das römische Gebiet eingefallen; die Volsker, Herniker und Sabiner standen unter Waffen; die Bedrängnis wurde immer größer. Während der Senat über die Mittel der Abwehr beriet (VI, 26),

„erschien auf dem Markte ein älterer Mann, in Lumpen gekleidet, mit langem Bart und verwildertem Haar, und rief die Leute um Hilfe an. Da die Menge von allen Seiten zusammenlief, stellte er sich auf einen erhöhten Platz, wo er von allen gesehen werden konnte, und sagte: ‚Als freier Mann bin ich geboren, habe meine Kriegsdienste getan, in 28 Schlachten gekämpft und oft Auszeichnungen davongetragen. Da aber die Kriegszeiten lange anhielten, wurde ich gezwungen, Schulden zu machen, um die auferlegten Steuern zu zahlen, und nachdem die Feinde meinen Acker zertreten und die Teurung meinen städtischen Besitz verzehrt hatte, besaß ich nichts mehr, um meine Schulden zu bezahlen, und wurde von dem Gläubiger mit meinen zwei Söhnen in die Schuldknechtschaft geführt. Als aber der Herr mir eine schwere Arbeit auftrug und ich ihm widersprach, erhielt ich viele Hiebe mit der Geißel.'[1])

Nach diesen Worten zerriß er die Lumpen und zeigte seine Brust voller Narben und seinen Rücken, blutunterlaufen infolge der Schläge. Da murrte das Volk . . . ."

Mit vieler Mühe gelang es dem wohlgesinnten Konsul Servilius, die Plebejer zu beschwichtigen, so daß sie ruhig nach Hause gingen.

(Kap. 27): „In der Senatssitzung des nächsten Tages nannte Appius seinen Kollegen Servilius ‚Volksschmeichler' und ‚Urheber der Tollkühnheit

---

[1]) Wie im 2. Jahrhundert vor Chr. erscheinen die langen Kriege als die Hauptursache für die Verarmung des Volkes.

der Armen', Servilius aber jenen ‚rücksichtslos', ‚hochfahrend' und ‚schuld an der augenblicklichen Bedrängnis der Stadt.'"

Inzwischen kam die Nachricht von dem Anrücken eines gewaltigen Volskerheeres. Die Patrizier ergriffen die Waffen; aber die Plebejer verweigerten den Kriegsdienst. Da bat der Senat den Servilius zu vermitteln, und dieser berief eine Volksversammlung. — Servilius erscheint als das Gegenstück zu dem starren Individualisten Appius Claudius; er hält die Lösung der sozialen Frage für eine Aufgabe des Staates und sucht einen Ausgleich der widerstreitenden Interessen herbeizuführen. Er fordert die Plebejer auf, in der augenblicklichen gemeinsamen Not die inneren Streitigkeiten zu vergessen und einträchtig ins Feld zu ziehen. Dann fährt er fort (VI, 28, 2):

„Wenn aber Patrizier und Plebejer in wetteifernder Tapferkeit die Feinde besiegt hätten, dann sollten sie untersuchen, wie sie es einrichten könnten, daß der Staat ein allen in gleicher Weise gemeinsames, heilbringendes Gut sei. Dabei dürften weder die Armen nach dem Vermögen der Reichen trachten noch diese die vom Glück weniger Begünstigten in den Kot treten; denn das sei die politisch größte Torheit. Aber wenn den Armen von Staats wegen geholfen und den Gläubigern eine mäßige Entschädigung für ihre Verluste gegeben werde: dann werde das wichtigste Gut in der menschlichen Gesellschaft, Treue und Glauben im Verkehr, nicht ganz und für immer aus dem römischen Staate verschwinden."

Die Plebejer ließen sich von Servilius überreden, folgten ihm in den Krieg und besiegten die Volsker. Aber als sie zurückkehrten, kümmerte sich Appius Claudius nicht um die Versprechungen, die sein Kollege den Plebejern gemacht hatte.

Im nächsten Jahr (494) wiederholen sich dieselben Vorgänge: Einfall der Volsker, große Bedrängnis der Römer, Weigerung der Plebejer, in den Krieg zu ziehen. Wiederum wird eine Senatssitzung berufen. T. Larcius spricht:

(Kap. 35): „Nicht den äußeren Krieg halte ich für die größte Gefahr, sondern den inneren Zwist, den Ungehorsam der Plebejer und die Härte der Patrizier. Meiner Meinung nach gibt es augenblicklich nichts Wichtigeres zu überlegen, als wie solche Zustände beseitigt werden und wir alle einmütig zusammenleben, indem wir das Gemeinwohl höher stellen als das eigene Interesse. Denn wenn die Stadt einträchtig ist, wird sie imstande sein, die Freunde zu schirmen und die Feinde abzuwehren; wenn sie aber uneins ist, wird sie nichts ausführen können. Vielmehr wird sie sich selbst zugrunde richten und den Feinden das Feld räumen.

Augenblicklich sind wir in zwei Staaten zerrissen: in dem einen herrschen Armut und Not, in dem anderen Überfluß und Übermut. Fromme Scheu, Sinn für Ordnung und Recht, die Grundsäulen aller staatlichen Gemeinschaft, finden wir weder hüben noch drüben mehr. Mit der Faust suchen wir gegenseitig unser Recht; das größte Recht sehen wir in der größten Gewalt. Gleich wilden Tieren wollen wir lieber zu unserem eigenen Schaden unsere Gegner vernichten, als mit ihnen erhalten bleiben."

Aber Appius Claudius bleibt unbeugsam und sagt:

„Ich nehme von meinen früheren Ausführungen nichts zurück. Niemals werde ich für eine staatliche Regelung der Verschuldungsfrage zu haben sein; denn ich bin der Ansicht, daß dies der Anfang jeglicher Schlechtigkeit und Verderbnis, ja des Untergangs des Staates sein wird."

Er verlangt eine eiserne Faust, einen unumschränkten Diktator, der mit Gewalt hoch und niedrig zwingen soll, ihre Schuldigkeit zu tun. —

Abermals lassen sich die Plebejer durch den mildgesinnten Diktator M. Valerius, der den Qu. Servilius zum Reiterobersten macht, bewegen, in den Kampf zu ziehen; abermals werden nach errungenem Sieg die Versprechungen nicht gehalten.

Vergebens ermahnt in einer Senatssitzung Menenius Agrippa seine Standesgenossen zur Versöhnlichkeit:

(Kap. 54): „Bedenket, daß nicht bei uns allein oder jetzt zum ersten Mal die Armut gegen den Reichtum, der niedere Stand gegen den höheren sich erhoben hat. Vielmehr besteht sozusagen in allen Staaten, den großen wie den kleinen, ein feindlicher Gegensatz zwischen der Mehrheit und der Minderheit. Jedesmal wenn die Regierenden maßvoll waren, haben sie das Vaterland gerettet; wenn sie aber in ihrem Standeshochmut verharrten, so haben sie mit den übrigen Optimaten sich selbst zugrunde gerichtet."

Er riet dringend zur Nachgiebigkeit und friedlichen Beilegung des Klassenkampfes; schneide man doch auch beim menschlichen Körper ein krankes Glied nicht ohne weiteres ab.

Appius Claudius tritt in seinem starren Eigensinn den Vorschlägen einer staatlich geregelten Schuldenerleichterung entgegen und sagt:

„Dadurch werden wir zu Sklaven der schlechtesten Elemente unter den Bürgern." —

Bekanntlich soll damals, als der Gegensatz sich aufs schärfste zuspitzte und die Plebejer auf den Heiligen Berg auswanderten, um eine neue Stadt zu gründen, Menenius Agrippa ihnen die berühmte Fabel von dem Aufruhr der Glieder gegen den Magen erzählt und sie beruhigt haben:

(VI, 86): „Der Staat gleicht einem menschlichen Körper: beide sind aus vielen Teilen zusammengesetzt, und weder hat jeder Teil dieselbe Bedeutung noch denselben Nutzen. Denkt euch nun, daß die Teile des menschlichen Körpers besonderes Bewußtsein und Sprache bekämen und ein Zwist unter ihnen entstände; alle Glieder vereinigten sich gegen den Magen, und die Füße sagten: ‚auf uns ruht der ganze Leib;‘ die Hände: ‚wir verrichten die Arbeit, schaffen die Lebensmittel herbei, kämpfen gegen die Feinde und verrichten sonst noch viele Dinge für das Ganze;‘ die Schultern: ‚wir tragen alle Lasten‘; der Mund, daß er rede; der Kopf, daß er sehe und höre. Dann fragten sie zusammen den Magen: ‚Freund, was tust du, und welches ist dein Dienst und Nutzen? Aber du denkst gar nicht daran, mitzuarbeiten und etwas Nützliches zu tun; vielmehr wirkst du uns entgegen, belästigst und zwingst uns, dir zu dienen und zur Befriedigung deiner Begierden von allen Seiten alles herbeizuschaffen. Weshalb machen wir uns nicht frei und verweigern dem Magen die Dienste?‘ Wenn sie nun dieses beschlössen und keiner mehr seine Arbeit verrichtete, was würde die Folge sein? könnte der Körper es lange aushalten? würde er nicht vielmehr recht bald vom schlimmsten Siechtum befallen werden? Ich denke, ihr könnt nicht nein sagen.

Ebenso liegt die Sache beim Staate. Zahlreich und verschiedenartig sind die Menschenklassen, die ihn sättigen; jede leistet dem Ganzen einen besonderen Dienst, wie die Glieder dem menschlichen Körper. Denn die einen bearbeiten den Acker, die anderen kämpfen gegen die Feinde, die anderen treiben Handel übers Meer, wieder andere sind Handwerker. Wenn nun alle diese Gesellschaftsklassen gegen den aristokratischen Senat sich auflehnten und sagten: ‚Du, Senat, was tust du Gutes und mit welchem Recht begehrst du über die anderen zu herrschen? Du wirst nichts antworten können. Sollen wir uns nicht von dieser Tyrannei frei machen und ohne Führer wohnen?‘ Wenn sie das nun beschlössen und ihre gewohnten Arbeiten unterließen, würde dann nicht der Staat ebenso durch Hunger und Krieg und andere Leiden elendiglich zugrunde gehen?

Lernet hieraus: ‚Wie in unserem Leib der von den Vielen mit Unrecht gelästerte Magen nährt, indem er ernährt wird, und erhält, indem er erhalten wird, und gleichsam alle bewirtet, indem er das gewährt, was allen zuträglich und die Bedingung des ganzen Stoffwechsels ist: so ist es im Staate der den Aufgaben der Gemeinschaft dienende und für das, was einem jeden zukommt, sorgende Senat (d. h. die Patrizier), der alles erhält und bewahrt und in die rechte Ordnung bringt.‘ Hört deshalb mit den gehässigen Reden auf, daß ihr aus dem Vaterlande ausgestoßen wäret und als Bettler und Landstreicher euer Leben fristetet!“

Ist dieser Vergleich falsch? Durchaus nicht! Im Gegenteil, das Ideal eines sozialen Staates wäre verwirklicht, wenn alle Glieder willig sich der Obrigkeit unterordneten und jeder seine ihm zugewiesene Aufgabe erfüllte; wenn andrerseits die Obrigkeit nichts für sich behielte, sondern alle Einkünfte wieder zurückgäbe und so verteilte, daß ‚jedem das Seine‘ zufiele. Suum

cuique: wie könnte es etwas Schöneres geben! — Aber es war entweder eine ungeheuerliche Selbsttäuschung oder eine maßlose Überhebung und zugleich abgefeimte Sophistik, wenn man die egoistische, nur auf eigenen Gewinn bedachte Senatspartei mit dem Magen im menschlichen Körper verglich und das habgierige Ausbeutungs- und Bedrückungssystem damit rechtfertigte. Mehr Recht hatten diejenigen, welche die Regierenden mit Drohnen verglichen, die sich von der Arbeit anderer mästen.

b) Livius VI:

Als Parallele zu jenen Erörterungen bei Dionys von Halikarnaß nehme ich das VI. Buch des Livius.[1]) Die Römer waren im Jahre 390 vor Chr. von den Galliern an der Allia besiegt und ihre Hauptstadt zerstört worden; es folgte eine Zeit der höchsten Bedrängnis, wo Jahr um Jahr gegen die feindlichen Nachbarn oder die neu einfallenden Gallier gekämpft werden mußte. Durch die fortwährenden Kriege gerieten die Bauern in Schulden.

Da trat im Jahre 385 der Retter des Kapitols, T. Manlius, für die verarmten Plebejer auf. Livius hat so wenig soziales Verständnis für die Absichten des Manlius, daß er dessen Handlungen aus gekränktem Ehrgeiz ableitet und sich nur so zu erklären vermag. Tadelnd sagt er c. 11:

„Manlius war der erste Patrizier, der zur Volkspartei übertrat und mit den plebejischen Beamten gemeinsame Sache machte; indem er die Patrizier anschwärzte und die Plebejer an sich lockte, ließ er sich durch die Volksgunst, nicht durch besonnene Überlegung leiten und wollte lieber einen großen, als einen guten Namen haben. Er begnügte sich nicht mit Ackergesetzen, welche ja immer den Volkstribunen Stoff zu Aufreizungen geben; sondern er scheute sich nicht, den Kredit zu erschüttern. Denn der Druck der Schuldgesetze sei größer, weil sie nicht nur Armut und Schande in Aussicht stellten, sondern den freien Bürger mit Fußblock und Ketten bedrohten. — Und in der Tat waren große Schulden gemacht worden durch eine sogar für reiche Leute verhängnisvolle Sache, durch den Wiederaufbau der Häuser."

Es wurde nun, scheinbar wegen eines neuen Einfalls der Volsker, tatsächlich wegen der Agitation des Manlius, ein Diaktator gewählt: Cornelius Cossus. Dieser zog in den Krieg und besiegte die Volsker. Unterdessen geschah in Rom folgendes:

---

[1]) Vgl. Pöhlmann.

(VI, 14, 3 ff.): „Als Manlius sah, wie ein Centurio, der sich im Kriege ausgezeichnet hatte, wegen Zahlungsunfähigkeit ins Gefängnis geführt wurde, da eilte er mitten auf dem Forum mit seinen Begleitern herbei und erhob Einspruch. Mit lauter Stimme ließ er sich über den Hochmut der Patrizier aus, über die Grausamkeit der Wucherer, das Elend der Plebejer, über die Tapferkeit und unverschuldete Not dieses Centurio; er sagte: ‚Fürwahr, umsonst hätte ich mit meiner Faust das Kapitol und die Burg gerettet, wenn ich ruhig zusehen wollte, daß mein Mitbürger und Mitstreiter in Knechtschaft und Gefängnis geführt würde, als wäre er von den siegreichen Galliern gefangen.‘

Dann bezahlte er den Gläubigern die Schuld und ließ den Mann frei. Der Centurio flehte zu den Göttern und Menschen, sie sollten dem Manlius, seinem Befreier, dem Vater der römischen Plebejer, die Tat vergelten. Er trat unter die aufgeregte Menge und erhöhte noch ihre Wut, indem er die im Vejentischen, Gallischen und den späteren Kriegen empfangenen Narben zeigte. Um während der Kriegszeit seine Familie zu unterhalten und später um sein zerstörtes Haus wieder aufzubauen, habe er Kapital aufgenommen; da er die Wucherzinsen nicht habe bezahlen können, hätte er neue Schulden machen müssen und sei schließlich unter der Last zusammengebrochen . . .“

Bald darauf verkaufte Manlius das Hauptstück seines väterlichen Vermögens und sagte: „Solange ich noch etwas besitze, werde ich nicht dulden, daß einer von euch in die Schuldknechtschaft geführt wird.“

Dann kehrte der Diktator vom Kriegszug heim und rief den Manlius, der nicht aufhörte, die Patrizier durch heftige Vorwürfe zu reizen, vor seinen Richterstuhl und ließ ihn ins Gefängnis werfen. Die Optimaten entschlossen sich, um das aufgeregte Volk zu beschwichtigen, ein klein wenig nachzugeben; sie gründeten für 2000 Bürger eine Kolonie und wiesen jedem $2\frac{1}{2}$ Morgen zu: eine völlig unzureichende Maßregel!

Livius erzählt weiter, VI, 14. u. 18:

„Es traten öffentlich Leute auf und schalten die Menge, daß sie ihre Beschützer zwar durch ihren Beifall hoch emporhöbe, aber in der Stunde der Gefahr im Stich ließe. So sei es dem Sp. Cassius und Spurius Mälius ergangen, und jetzt überließen sie den Manlius der Rache der Gegner, der doch den durch Wucher ausgebeuteten und unterdrückten Teil der Bürgerschaft aus der Knechtschaft zur Freiheit, aus Nacht zum Licht führen wollte . . .

Die Menge wich in der Nacht nicht vom Platze, und sie drohten den Kerker erbrechen zu wollen: Da wurde Manlius auf Senatsbeschluß aus der Haft entlassen. Dadurch war aber keineswegs der Aufruhr beendet, sondern hatte einen Führer erhalten . . .

Im folgenden Jahre schürte Manlius den Haß der Plebejer weiter und sprach (Kap. 18, 5 ff.):

‚Die Natur hat selbst den Tieren das Bewußtsein ihrer Kraft gegeben; wann werdet ihr dazu gelangen? Zählt doch, wie stark ihr seid und wie stark eure Gegner! Selbst wenn auf jeden Mann ein Gegner käme, so würdet ihr doch wohl tapferer für eure Freiheit kämpfen als jene für ihre Herrschaft. Aber ihr seid ja in großer Überzahl; denn soviel Klienten ihr um einen Patron gewesen seid, so zahlreich seid ihr jetzt gegen einen Feind. Zeigt euch nur entschlossen zu Krieg und Gewalt: so werdet ihr Frieden haben, und sie werden ihre Ansprüche aufgeben. Hier ist nur die Wahl: entweder müßt ihr alle zusammen etwas wagen oder jeder sich alles gefallen lassen. Wie lange wollt ihr nach mir umschauen? Gewiß, ich werde keinen von euch verlassen; aber sorgt dafür, daß nicht das Glück mich verläßt. Denn ich, euer Schützer, war, sobald die Gegner wollten, plötzlich nichts mehr; und ihr habt ruhig zugesehen, wie der ins Gefängnis geschleppt wurde, der euch die Krücken abgenommen hatte. Was habe ich zu hoffen, wenn die Patrizier Größeres gegen mich wagen? soll ich den Ausgang des Cassius und Mälius erwarten? Es ist ja brav, daß ihr voll Abscheu ausruft: ‚Die Götter werden dies verhindern‘; aber meinetwegen werden sie niemals vom Himmel heruntersteigen. Nein, euch müssen sie den Willen eingeben, es zu hindern, wie sie ihn mir gegeben haben, daß ich euch draußen gegen die feindlichen Barbaren, drinnen gegen die übermütigen Mitbürger schützte.

Ist so klein der Mut eines so großen Volkes, daß ihr euch an dem Beistand der Volkstribunen gegen eure Bedrücker genügen laßt und keinen anderen Kampf gegen die Patrizier kennt, als wie weit ihr euch von ihnen beherrschen lassen wollt? Solche Schwäche ist euch nicht von Natur angeboren, sondern ihr habt euch selbst dazu erzogen. Warum zeigt ihr denn gegen die äußeren Feinde so viel Mut, daß ihr es für recht haltet, über sie zu herrschen? weil ihr euch daran gewöhnt habt, mit ihnen um die Herrschaft zu ringen. Gegen die inneren Bedrücker aber macht ihr nur schüchtern eure Freiheit geltend, statt sie ganz zu behaupten.

Trotzdem habt ihr bisher alle eure Forderungen durchgesetzt, sei es mit Gewalt oder infolge günstiger Umstände. Jetzt ist es Zeit, Größeres zu wagen! Versucht es nur mit eurem Glück und mit mir, der sich doch glücklich bewährt hat! Es ist weniger schwierig, jetzt einen Mann einzusetzen, der über die Patrizier gebietet, als früher, Volkstribunen einzusetzen, die ihren Geboten sich widersetzen sollten (d. h. wir müssen von der Verteidigung zum Angriff übergehen). Dem Boden müssen gleichgemacht werden die Diktaturen und die Konsulate, damit Roms Volk sein Haupt erheben kann . . . .“

Immer von neuem ist solchen Leuten, die für die Not des Volkes eintraten, der Vorwurf gemacht worden, sie gefährdeten die Verfassung und wollten mit Hilfe der Masse die Alleinherrschaft erringen. Mit dieser Anklage ist man in den Jahren

133 und 121 gegen die beiden Gracchen vorgegangen; diese Anklage soll, ohne einen Schatten von Beweis, im Jahre 384 vor Chr. gegen Manlius erhoben sein. Livius erzählt, er hätte ebenso, wie Cassius und Mälius, sein Unternehmen mit dem Leben gebüßt. —

Die Not der Kleinbauern wurde immer größer; die Verarmung und Verschuldung wuchs von Tag zu Tag. Die Volkstribunen warfen dem Senat geradezu vor, daß er absichtlich immer neue Kriege anfange, um der brennenden Frage der Entschuldung auszuweichen (Liv. VI, 27, 6 f.). Endlich wurden im Jahre 376 die Anträge der Volkstribunen Licinius und Sextius gestellt:

1. Bei der Tilgung der Schulden wurden den Plebejern zwei Erleichterungen gewährt: die bereits gezahlten Zinsen sollten vom Kapital abgezogen und der Rest in einer angemessenen Frist abgetragen werden;

2. vom Staatsland (ager publicus) sollte niemand mehr als 500 Morgen haben; dadurch wurden Äcker zur Verteilung unter die armen Bürger frei;

3. von den beiden Konsuln sollte immer einer ein Plebejer sein (Liv. VI, 35, 4 f.). —

Auch bei Livius (VI, 40. 41) heißt der Hauptvorkämpfer der Patrizier und des Kapitalismus Appius Claudius, der den Führern der Volkspartei nur unlautere Absichten zuschreibt, daß sie nach der Alleinherrschaft strebten; in seinen Augen sind die Männer, die gegen die Alleinherrschaft des Geldes auftreten, ‚Räuber‘:

„Sollen Sextius und Licinius in der römischen Hauptstadt regieren, weil sie fremder Leute Geld und Gut rauben, um es an die Masse zu verschenken? Ist so groß das Verlangen, sich aus fremder Leute Besitz zu bereichern? Kommt euch nicht in den Sinn, daß durch den einen Antrag (niemand solle mehr als 500 Morgen vom ager publicus haben) große Strecken Landes verödet werden, wenn man die Eigentümer davon verjagt, und daß durch den anderen Antrag (nämlich der Schuldentilgung) Treu und Glauben (Kredit) abgeschafft und alle Bande gelöst werden, welche die menschliche Gesellschaft zusammenhalten?“

Es wird heute mit Recht allgemein angenommen, daß die sogenannten Anträge des Sextius und Licinius über Schuldentilgung und Verwendung des Staatslandes (des ager publicus) erst im 2. Jahrhundert vor Chr. gestellt sind, und daß sie unmittelbar zusammenhängen mit dem Auftreten der beiden Gracchen. Wir dürfen nicht vergessen, daß das Geld erst seit

der Mitte des 3., besonders seit dem Anfang des 2. Jahrhunderts eine entscheidende Macht in dem wirtschaftlichen und sozialen Leben des römischen Volkes gewinnt. Dionys von Halikarnaß und Livius haben den Männern des 5. und 4. Jahrhunderts die Gedanken und Schlagworte in den Mund gelegt, wie man sie im 2. und 1. Jahrhundert vor Chr. oft genug hören konnte. Deshalb sind sie uns eine wichtige Quelle für die Geschichte der sozialen Kämpfe in der letzten Periode der römischen Republik.

IV.

Kaiserzeit.

A. Segnungen der Kaiserzeit.

Abgesehen von kleineren und größeren Kämpfen, die bei der riesigen Ausdehnung des Reichs bald hier, bald dort unvermeidlich waren, wurde durch Augustus dem großen römischen Staat ein mehr als 200jähriger Friede gebracht. Was das bedeutete nach den gewaltigen Kriegen der vorigen Jahrhunderte, nach der langen Revolutionszeit mit ihren entsetzlichen Greueltaten, nach der raffinierten, gewissenlosen Ausbeutung der Provinzen, davon können wir uns heute gar keine Vorstellung machen. Die Dichter sangen, das ‚goldene Zeitalter‘ sei wiedergekehrt; die Völker ringsum bis zum fernen Osten priesen den Augustus als den Friedefürst, als den ‚Heiland‘ und Retter der Welt, mit dem eine neue Zeitrechnung beginnen müsse.[1])

Natürlich nahmen damals die Werke des Friedens einen neuen Aufschwung: Landwirtschaft, Industrie und Handel, Kunst und Wissenschaft. Kunststraßen verbanden alle Teile des weiten Reichs mit der Hauptstadt; starkgebaute Brücken führten über die Ströme; die höchsten Gebirge boten für den Wegebau kein Hindernis. Ein starkes, wohlgeschultes stehendes Heer hielt nach außen und innen die Ordnung aufrecht. An besonders gefährdeten Stellen waren viele Meilen weit großartige Grenzbefestigungen angelegt; dahinter lagen in kleinen Kastellen und großen Garnisonen die Truppen. Tausende von Schiffen fuhren auf dem Mittelländischen Meere hin und her; zum Schutz der Küsten und des Handels ankerten mächtige Kriegsflotten in den Häfen Ravenna und Misenum. Die Getreidezufuhr zur Hauptstadt war eine der wichtigsten Aufgaben des Staates und wurde einem hohen Beamten übertragen. Rom erhielt vortreffliche Wasserleitungen. Als Erben der griechischen Kultur pflegten die Römer Kunst und Wissenschaft.

---

[1]) Vgl. Wolf, Religion der alten Römer. S. 90 ff., Gymn.-Bibl. Nr. 42.

Zu den schlimmsten Übelständen der Vergangenheit hatten die Verwaltung und Rechtsprechung gehört; auch hiermit wurde es jetzt besser; die Willkür der Beamten hörte auf. Namentlich die bisher stets ausgebeuteten Provinzen zogen aus der neuen Gestaltung der Dinge, aus dem Übergang zur monarchischen Regierung den größten Gewinn. Das Bürgerrecht wurde allmählich immer mehr ausgedehnt. An den äußersten Grenzen, Rhein, Donau, Nordengland, Sahara, legen noch heute bedeutende Reste römischer Bauwerke Zeugnis ab von dem Wohlstand, der in den Provinzen herrschte.

Die Proletarier, die besitzlosen römischen Bürger, wurden in zahlreichen Kolonien angesiedelt. Auch schaffte man durch eine riesige Bautätigkeit reiche Gelegenheit zur Arbeit. Im 2. Jahrhundert nach Chr. wurde der Anfang mit einer geregelten Armenfürsorge gemacht.

Oft ist die römische Kaiserzeit, besonders von 31 vor bis 180 nach Chr., als eine der glücklichsten Perioden der Weltgeschichte bezeichnet. Und mit Recht, wenn man Ruhe und Frieden als die höchsten Güter ansieht. Mehrere Jahrhunderte hindurch bedrohten und gefährdeten weder ebenbürtige äußere Feinde noch innere Unruhen ernstlich den Bestand des Reiches. Und doch ist es zugrunde gegangen. Weshalb? wodurch? Die Antwort muß lauten: an innerem Siechtum ist es allmählich zusammengebrochen.

B. Zunehmende Entartung und Entvölkerung.

Verhängnisvoll war vor allem der Umstand, daß das Kaisertum, bei seinem demokratischen Ursprung, sich dauernd auf zwei höchst unzuverlässige Elemente stützte: auf den Stadtpöbel und das Heer.

Woraus setzte sich dieser Stadtpöbel zusammen? Es waren die besitzlosen römischen Proletarier, die während der letzten Jahrhunderte in immer größeren Scharen nach Rom gewandert waren, deren einziges Eigentum in ihrem Bürgerrecht bestand; als ‚Bürger‘ hielten sie sich für die Herren der Welt und erhoben den Anspruch, auf Kosten des gewaltigen Reichs gratis gefüttert zu werden. Die Zahl der Getreide-

empfänger, welche gegen Vorzeigung einer Marke (tessera) monatlich ein bestimmtes Quantum Getreide umsonst erhielten, war in Rom bis zur Alleinherrschaft Cäsars auf 320 000 gestiegen; Cäsar setzte sie auf 150 000 herab, Augustus wieder auf 200 000 hinauf. Und so hoch ist die Zahl in Rom jahrhundertelang geblieben: unentgeltlich bekamen sie Getreide; außerdem fielen ihnen bei zahlreichen Festen und Siegesfeiern Gnadengeschenke zu (largitiones und congiaria).

Diese Hunderttausende bildeten ein arbeitsscheues Gesindel. ‚Panem et circenses' war ihr Ruf, d. h. sie verlangten ‚Brot' und immer neue ‚Belustigungen' vom Staat. Dabei erfolgte die Verteilung dieser Almosen völlig planlos; Seneka sagt (de beneficiis IV, 28):

„Das öffentliche Getreide empfängt ebensowohl der Dieb als der Meineidige und Ehebrecher, ohne Unterschied der Sitte überhaupt jeder, dessen Name in die Erztafeln eingegraben ist; ebenso erhalten jede andere Spende in gleichem Maße Gute und Schlechte, nicht nach Verdienst, sondern als römische Bürger."

Die damalige Armenpflege beweist für alle Zeiten, daß Armut durch gesteigerte Wohltätigkeit nicht aus der Welt geschafft, im Gegenteil noch vermehrt und gezüchtet wird. Der Fürsorge für den Unterhalt und die Belustigungen des Stadtpöbels galt ein großer Teil der kaiserlichen Regierungstätigkeit.

Und das Heer? Cäsars Alleinherrschaft war eine Militärdiktatur, und die Macht seiner Nachfolger beruhte wesentlich darauf, daß sie imperatores (‚empereurs') waren, Höchstkommandierende über die Truppen. Aber die Zeiten waren längst vorbei, wo das Heer zugleich die Blüte der Nation vorstellte. Seitdem Marius (107 vor Chr.) vorwiegend die nichtbesitzenden Bürger, die Proletarier, zum freiwilligen Kriegsdienst gewonnen und herangezogen hatte, war allmählich aus dem Volksheer ein Söldnerheer geworden; durch Augustus wurde das Söldnerherr zu einem stehenden Heer. Seitdem sind mehrere Jahrhunderte lang gegen 300 000 Mann ständig unter Waffen gewesen. Die Hälfte (die Leibgarde, die bei Rom lag, und die 25—30 Legionen, welche an den gefährdeten Grenzen ihr Standlager hatten) bestanden aus Bürgern; die andere Hälfte stellten die Untertanen in den Provinzen. Aber schon früh zeigte sich, welch traurige Folgen das Schwinden des

römischen Bauern- und Mittelstandes für die Waffentüchtigkeit des Volkes hatte; trotz des Wachstums der Städte nahm das erforderliche Menschenmaterial ab; die Rekrutierung und Ergänzung wurde immer schwieriger. Mit Staunen lesen wir, wie schwer es schon unter Augustus wurde, die 15000 Bürgersoldaten zu ergänzen, welche in der Schlacht im Teutoburger Wald gefallen waren. Immer mehr verschob sich das Verhältnis: die alten Kulturländer, Griechenland und Italien, die jahrhundertelang von geborenen Kriegern dicht bevölkert waren, stellten einen ständig kleiner werdenden Bruchteil der Truppen; die Untertanen in den äußersten Grenzbezirken wurden mehr und mehr in die Legionen und damit ins Bürgertum aufgenommen. Ja, schon unter Mark Aurel (161—180) fing man an, *jenseits* der Grenzen, im freien Germanien, Truppen für die Ergänzung der römischen Legionen anzuwerben. Im 4. und 5. Jahrhundert nach Chr. bestand auch das Offizierkorps bis zu den obersten Heerführern aus Germanen; ich erinnere an den Franken Arbogast, den Vandalen Stilicho, den Sueben Ricimer. —

Das waren die beiden Stützen des römischen Kaisertums: der Stadtpöbel und das Heer. In unbegreiflicher Verblendung taten die Kaiser nichts, um bessere Stützen ihrer Herrschaft zu gewinnen, einen neuen Mittel- und Bauernstand zu gründen. *So nimmt denn die Entartung und Entvölkerung ständig zu.* Wir dürfen uns durch das riesige Wachstum der Großstädte gerade während der Kaiserzeit und durch die gewaltigen Baudenkmäler, die noch heute allenthalben von der Macht des römischen Reiches beredtes Zeugnis ablegen, nicht täuschen lassen. Es ist freilich wahr, erst das 19. Jahrhundert hat solchen Umfang und solche Einwohnerzahl der Städte wieder aufzuweisen. Damals erstanden Korinth und Karthago von neuem aus der Asche und wuchsen in kurzer Zeit zu volkreichen Handelsplätzen empor: Karthago wird um 200 nach Chr. 700000 Einwohner gehabt haben. Ebenso groß waren im Orient Alexandria und Antiochia, in Oberitalien Mailand. Zu Großstädten mit mehreren hunderttausend Einwohnern entwickelten sich auch Cäsarea, Lyon, Trier, Tarrako in Spanien, Seleukia und Laodikea in Syrien, Smyrna und Ephesus in

Kleinasien. Seit dem 4. Jahrhundert nach Chr. begann Konstantinopel alle anderen Städte an Größe und Einwohnerzahl zu überflügeln. — Aber dieses Wachstum von einem oder zwei Dutzend großer Städte in dem riesigen Reich ist keineswegs ein Beweis für blühende und glückliche Zustände. Im Gegenteil! es muß geradezu als bedenkliche Krankheitserscheinung betrachtet werden; der Zug in die Großstädte war zum großen Teil eine Folge der steigenden Proletarisierung der Gesamtbevölkerung.

Vor allem aber dürfen wir bei der künstlichen Treibhausblüte einiger Städte nicht die zunehmende Entvölkerung des Landes übersehen. Bei den obigen Ausführungen über das Heer haben wir bereits darauf hingewiesen, daß die Ergänzung der Bürgerheere von Jahrhundert zu Jahrhundert schwieriger wurde. Wir sehen da einen der wunderbarsten Vorgänge der Weltgeschichte: die Griechen haben nach den Perserkriegen, die Römer nach den blutigen Kämpfen des 4. und 3. Jahrhunderts vor Chr., England nach dem Krieg der beiden Rosen, Holland nach den Kämpfen mit Spanien, Deutschland nach dem Dreißigjährigen, dem Siebenjährigen und den Napoleonischen Kriegen die Verluste in unglaublich kurzer Zeit nicht nur ersetzt, sondern ihre Bevölkerung rasch verdoppelt und vervielfacht; dagegen hatte das weite römische Reich seit Augustus mehrere Jahrhunderte hindurch Ruhe und Frieden, und doch nahm die Bevölkerung unheimlich schnell ab. Nicht die äußeren und inneren Kämpfe und Kriege haben die antiken Länder entvölkert, sondern der Mangel an jungem Nachwuchs, der Überschuß der Todesfälle über die Geburten.

In leichtsinniger Kurzsichtigkeit hatte man die Quelle der Verjüngung verstopft: Seit dem Anfang des 2. Jahrhunderts vor Chr. nahm das Latifundienwesen, der Großgrundbesitz mit Sklavenbetrieb ständig zu, jahrhundertelang: erst in Italien, dann auch in den außeritalischen Provinzen. Es wird uns erzählt, daß zur Zeit Neros (54—68 nach Chr.) die Hälfte des gesamten Grundbesitzes in der Provinz Afrika in den Händen von sechs römischen Bürgern gewesen sei. Der Stand der Kleinbauern nahm allenthalben ab; sie wurden in die Städte gedrängt, und ihre Familien starben dort meist nach wenigen Generationen aus.[1])

[1]) Wenn wir in unseren preußischen Provinzen des Ostens vor 100 Jahren angefangen hätten, an die Stelle des Großgrundbesitzes ein Klein-

Das Menschenmaterial versiegte. Allmählich konnte man sogar den Bedarf an Sklaven nicht mehr decken; so kam denn zu der Schwierigkeit der Heeresergänzung auch der Mangel an Arbeitskräften. Große, weite Strecken Italiens verödeten und blieben unbebaut; wo früher fruchtbare Äcker gewesen waren, dehnte sich mehr und mehr der Sumpf aus. Im 2. Jahrhundert nach Chr. hat der Kaiser Mark Aurel sich zu zwei folgenschweren Neuerungen entschlossen: einerseits ließ er, wie schon erwähnt, zahlreiche Germanen über die Grenze kommen und als Soldaten in seine Legionen eintreten; andererseits siedelte er Tausende von Germanen im Reich als halbfreie Pächter und Bauern an. Diese friedliche Einwanderung der Germanen nahm im 3. und 4. Jahrhundert ständig zu; das römische Reich wurde germanisiert, schon ehe die große Völkerwanderung hereinbrach.

Die alten Kulturvölker schwanden dahin; mitten im Frieden wurde die Bevölkerungsabnahme immer rascher.[1]) Die beiden ersten Jahrhunderte nach Chr. tragen die Signatur einer allgemeinen Ermattung und Erschlaffung; es war eine müde Zeit; Lebensüberdruß hatte zahlreiche Menschen ergriffen, und wir hören von vielen Selbstmorden. Die Ehelosigkeit und die Kinderlosigkeit nahmen einen erschreckenden Umfang an. Weit verbreitet war die Scheu, überhaupt eine Ehe einzugehen; man empfand es als eine Last, Frau und Kinder zu ernähren. Wohl erkannten schon Cäsar und Augustus die große Gefahr, welche hierin für den Bestand des Staates lag; seitdem wurden immer neue Gesetze gegen die Ehelosigkeit gegeben und Belohnungen auf Kinderreichtum gesetzt. Aber was konnte das nützen, wenn die Kaiser und die kaiserlichen Frauen und Töchter selbst mit dem schlechtesten Beispiel vorangingen; wie ekelhaft sind die Ehe- und Familienverhältnisse im Julisch-Claudischen Kaiserhaus!

---

bauerntum seßhaft zu machen, so würden dort heute viel gesundere Verhältnisse sein.

[1]) Es ist bekannt, daß man im heutigen Frankreich mit ängstlicher Beklommenheit den fortwährenden Rückgang der Bevölkerung beobachtet. Der französische Gelehrte Beaulieu rechnet aus, daß bei dem gegenwärtigen Tempo des Rückschritts die französische Bevölkerung — von der Zuwanderung abgesehen — Ende des 20. Jahrhunderts nur noch 4 oder 5 Millionen betragen werde. Auch in Deutschland hat in den letzten Jahren die Bevölkerungszunahme sich zu verlangsamen begonnen.

Dazu kam noch folgender Übelstand: Während auf der einen Seite die Ehe tief herabgewürdigt wurde, hielten auf der anderen Seite ernste, fromme Leute die Ehe überhaupt für ein Übel; es entstand nicht nur bei den Christen, sondern auch bei heidnischen Sekten die Vorstellung, daß die Ehelosigkeit ein Verdienst sei.

Fürwahr! nicht mit ihren Waffen haben die Germanen das römische Reich erobert, sondern mit ihrem Kinderreichtum, mit der Reinheit und Keuschheit ihrer Ehe. Beinahe fünf Jahrhunderte hindurch, vom Ende des 2. Jahrhunderts vor Chr. bis zum Ende des 4. Jahrhunderts nach Chr., wurden die Germanen von den kriegsgeübten Legionen immer wieder zurückgeworfen und erlitten die entsetzlichsten Verluste. Aber bald trat der Nachwuchs in die Lücken, und die römischen Schriftsteller können nicht genug ihre Verwunderung darüber aussprechen, daß nach kurzer Zeit wieder neue Scharen vorrückten.

C. Der große Nivellierungsprozeß.

Man spricht heute viel von der gewaltigen räumlichen, sozialen und nationalen Umschichtung bei den Kulturvölkern der Gegenwart, vor allem in den deutschen Ländern, während des 19. und 20. Jahrhunderts. In der Tat ist dies eine besonders charakteristische Erscheinung, vielleicht Krankheitserscheinung, unserer Zeit.

Wenn man heute die Herkunft aller Einwohner einer deutschen Großstadt, z. B. Düsseldorfs, feststellen will, so wird man finden, daß nur ein verhältnismäßig geringer Teil am Orte selbst oder in der näheren Umgebung geboren, daß die Mehrzahl aus allen Teilen des deutschen Vaterlandes während der letzten Jahrzehnte zusammengeströmt ist. Auf dem platten Land klagt man fortwährend über den Mangel an Arbeitskräften; dagegen in den Städten gibt es bei jeder geschäftlichen Krisis Hunderte und Tausende von Arbeitslosen, deren Unterhalt ungeheure Kosten verursacht. Dazu kommt die andauernde Wanderung aus dem Osten in den industriellen Westen: Im Ruhrkohlengebiet wohnen jetzt Hunderttausende von Polen; einzelne Gegenden Westfalens, von deren Bewohnern man bis

vor kurzem sagen konnte, daß sie die deutsche Rasse am reinsten darstellten, haben ein völlig verändertes Gepräge erhalten. — Durch die freiheitlichen Zustände, die wir in den letzten hundert Jahren errungen haben, sind zahlreiche schlummernde, gebundene Kräfte geweckt und entfesselt worden. Aus den niederen Schichten des Volkes heraus sind viele Familien zu Wohlstand und großem Ansehen gelangt; andere sind von ihrer Höhe herabgesunken oder ausgestorben. Zugleich sind mit der Entstehung des Großbetriebs und der wachsenden Bedeutung des Kapitals viele Volkskreise, die früher eine bescheidene Selbständigkeit besaßen, in wirtschaftliche Abhängigkeit geraten. — Bei der zunehmenden Demokratisierung aller Verhältnisse haben die fremden Volkssplitter, die nichtdeutschen Bürger unseres Vaterlandes, eine ungeahnte Bedeutung im öffentlichen Leben erlangt und den Charakter ganzer Landstriche verändert. Das beobachten wir in den östlichen Provinzen Preußens. — Besonders stark aber sind die Folgen dieser nationalen, räumlichen, sozialen Umschichtung in Österreich hervorgetreten. Ein klassisches Beispiel ist die Stadt Prag: „Die Deutschen hatten dort von jeher alle maßgebenden Lebensstellungen inne; sie waren Kaufleute, Fabrikanten, Gelehrte, Beamte in höheren Stellungen, wohlsituierte Gewerbetreibende, und so erschien Prag bis vor wenigen Jahrzehnten als eine vorwiegend deutsche Stadt. Jedoch fast jeder zuwandernde Hausknecht, Dienstmann, Droschkenkutscher, Fabrikarbeiter, Handwerksgesell, Kleinkrämer war ein Tscheche. Die moderne industrielle Entwicklung brachte es mit sich, daß diese unteren Volksschichten an Zahl ungemein anschwollen, während die führenden Klassen auf ihren früheren Umfang beschränkt blieben, ja vielleicht im gewerblichen Leben an Zahl zurückgingen, da der Großbetrieb den mittleren und kleineren verdrängte. Wo früher ein Dutzend Handwerksmeister 100 Gesellen beschäftigte, da ist heute an deren Stelle vielleicht ein einzelner Großunternehmer getreten, der mehreren hundert Arbeitern Lohn gibt. Die Männer in leitenden Stellungen, die zumeist Deutsche waren, haben sich also vermindert, während die untere Masse, die fast ausschließlich von Tschechen gebildet wird, unheimlich anwuchs. — Diese veränderte Bevölkerungszusammensetzung kam aber im öffentlichen Leben erst zum Ausdruck durch die demokratische Staatsverfassung. Nachdem jeder ohne Ansehen

des Ranges und der Person eine Wahlstimme erhalten hatte, war das Scepter den herrschenden Händen entwunden und in die Hände der Masse gelegt.[1])"

Viel bedeutender ist diese Umschichtung in den alten Kulturländern um das Mittelländische Meer während der Jahrhunderte vor und nach Chr. gewesen. Dieser Vorgang ist für uns deshalb so wichtig und lehrreich, weil wir ihn in seinem ganzen Verlauf, in seinen Ursachen und Wirkungen verfolgen können. Folgendes erscheint mir hier besonders beachtenswert:

α) Wir haben ausführlich davon gesprochen, daß seit dem 5. Jahrhundert vor Chr. viele Menschengeschlechter hindurch bis tief in die Kaiserzeit hinein fortgesetzt die Besten, Mutigsten, Kräftigsten hingemordet wurden: zuerst in den zahlreichen Griechenstaaten, wo die Oligarchen und die Demokraten sich abwechselnd gegenseitig abschlachteten, dann seit dem 2. Jahrhundert vor Chr. in Rom und Italien, wo in dem Kampf zwischen Optimaten und Popularen Ströme Blutes flossen. Die Feiglinge blieben am Leben und pflanzten die Menschheit fort. Bei Tacitus lesen wir, was für eine kriechende, knechtisch gesinnte Gesellschaft zur Zeit des Kaisers Tiberius (14—37 nach Chr.) aus dem einst so stolzen Senat geworden war. Und was es noch von edlen Familien gab, das ging unter den grausamen Verfolgungen des Tiberius, Caligula, Claudius, Nero, Domitian zugrunde. — In den Provinzen waren es die Kühnsten, die Tüchtigsten, welche immer neue Aufstände gegen das verhaßte römische Joch veranstalteten; mit ihnen wurde die beste Kraft ausgerottet, und zuletzt geboten die Statthalter über eine Bevölkerung, die in knechtischem Sklavensinn sich duckte. Auch bei den Christenverfolgungen waren es die Mutigsten, die Edelsten, die in den Tod gingen; die Feiglinge blieben am Leben.

β) Dazu kam eine weitgehende Völkermischung: Zuerst im Osten. Durch Alexander den Großen wurden ganz Vorderasien und Ägypten unter griechische Herrschaft gebracht; allenthalben entstanden Griechenstädte im Orient. Aber die Griechen schlossen

---

[1]) Vgl. Hammer-Flugblätter Nr. 135.

sich seit dem Ende des 4. Jahrhunderts vor Chr. nicht mehr stolz von den „Barbaren" ab; kosmopolitische Ideen hatten das Nationalbewußtsein verdrängt. Indem Hellenen und Orientalen sich verbanden, bildete sich in wenigen Jahrhunderten ein ganz neues Geschlecht. — Dieselbe Völkermischung begann in den westlichen Mittelmeerländern im 2. Jahrhundert vor Chr; zahlreiche römische und italische Kolonien wurden in Oberitalien, Gallien, Spanien, Afrika gegründet. Besonders in der Kaiserzeit verschmolzen immer mehr die Römer mit den Provinzialen.

Dieser gewaltige Vereinigungsprozeß der gesamten alten Kulturwelt, diese Verschmelzung aller Völker um das Mittelländische Meer zu einer großen Nation, diese Vermischung der verschiedenen Rassen wird vielfach als etwas Herrliches und Großes hingestellt, und sie mag für die Entwicklung des Menschengeschlechts, namentlich für die Verbreitung des Christentums auch notwendig gewesen sein. Aber das darf uns nicht über die unbestreitbare Tatsache hinwegtäuschen, daß seit dem 3. Jahrhundert vor Chr. im Osten, seit dem 2. Jahrhundert vor Chr. im Westen die Kultur in demselben Maße sank, wie die Menschen sich mischten, daß die antike Welt ganz allmählich, Stufe um Stufe, zur Barbarei zurückkehrte, daß daran auch der Sieg des Christentums nichts änderte. Die Verhältnisse wurden erst nach vielen Jahrhunderten besser, als die Germanen begannen, sich von der Bevormundung loszumachen und auf ihre nationale Eigenart zu besinnen.

γ) Bei dieser Völkermischung haben die gewaltigen Massen eingeschleppter Sklaven eine verhängnisvolle Rolle mitgespielt Wir müssen Arbeits- und Luxussklaven unterscheiden. Die Arbeitssklaven auf den Gütern, in den Fabriken, bei den Bauten bildeten das bessere, kräftigere Menschenmaterial; aber sie durften nur in seltenen Fällen heiraten und hinterließen keinen Nachwuchs. Anders war es mit den Luxussklaven, deren Zahl immer größer wurde: Jeder wohlhabende Bürger hatte einige Sklaven; in den Häusern der Reichen und Vornehmen gab es Hunderte, die am ganzen Tag nur einen kleinen Dienst, eine Handreichung zu leisten hatten, im übrigen faulenzten. Diese Sklaven stammten aus den verschiedensten Ländern rings um das Mittelmeer; besonders eigneten sich aber die geschmeidigen Leute des syrischen Orients. Es wurde in Rom Sitte

und gehörte zum guten Ton, daß man seine Haussklaven, wenn sie sich ordentlich geführt hatten, nach sechs Jahren freiließ und daß jeder vornehme Römer in seinem Testament die Freilassung von Dutzenden, ja oft von 100 Sklaven verfügte. Diese Freigelassenen durften heiraten; ihre Nachkommen waren Vollbürger. Also das nichtsnutzigste, faulste, knechtischste Geschlecht pflanzte sich fort; ihre Kinder und Enkel vermischten sich mit den Römern. Die schlechtesten Elemente drangen in das Bürgertum.

d) Welch erbitterte Kämpfe sind im 1. Jahrhundert vor Chr. in Italien um das römische Bürgerrecht geführt worden! In der Kaiserzeit war man freigebig damit; ja, im Anfang des 3. Jahrhunderts nach Chr. wurde vom Kaiser Caracalla das Bürgerrecht an alle Gemeinden des Reichs erteilt und damit die rechtliche Gleichheit für alle freien Reichsangehörigen festgestellt. Aber es wäre töricht, wenn wir darin einen Fortschritt erblicken wollten; es war nicht mehr eine Gleichheit der Freiheit, sondern der Knechtschaft. — Das wird uns besonders klar, wenn wir die planmäßige Erziehung aller Untertanen zur Knechtschaft seit dem Kaiser Diokletian (284—305) beobachten.

Bei Horaz lesen wir den berühmten Satz: Graecia capta ferum victorem cepit: „Das eroberte Griechenland eroberte seinen Sieger," d. h. „äußerlich wurde Griechenland von den Römern, innerlich die Römer von den Griechen erobert." — Ich möchte den Satz erweitern und folgende Stufen unterscheiden.

1. Asia capta ferum victorem cepit;
2. Graecia capta ferum victorem cepit;
3. Roma capta ferum victorem cepit.

Zuerst wurden die Hellenen nach Alexander dem Großen in die asiatische Erstarrung und den asiatischen Knechtessinn hineingerissen; dann die Römer, später auch die Germanen. Das Ergebnis ist geistige Knochenerweichung, die man bis heute mit dem vielsagenden Namen „Byzantinismus" bezeichnet.

Der extreme Individualismus, den wir zuerst bei den Griechen, dann bei den Römern verfolgt haben, endet mit einem extremen Sozialismus, mit einer allgemeinen

Gleichheit, die nicht darin besteht, daß die Masse von unten nach oben, sondern daß alles Überragende von oben nach unten gezogen ist.

D. Rückkehr zur Barbarei.

Von Stufe zu Stufe sank man während der römischen Kaiserzeit tiefer hinab. Auf allen Gebieten kehrte man zu Zuständen zurück, welche die Vorfahren längst überwunden hatten:

Der intensive Ackerbau wurde durch die Weidewirtschaft verdrängt;

zur Zeit des Cäsar und Augustus hatte das Geld eine ähnliche Rolle gespielt, wie im modernen wirtschaftlichen Leben; die Goldwährung war eingeführt. Aber im 3. und 4. Jahrhundert n. Chr. gelangte man wieder zu vorsündflutlichen Verhältnissen; für kleine Geldsummen hatte man große Säcke voll Kupfer- und Silbermünzen nötig. Wie vor vielen Jahrhunderten, wurde der Handel zu einem Tauschverkehr, hatte man Naturalwirtschaft. Den Soldaten, den Beamten wurde Sold und Gehalt nicht mehr in Geld, sondern in Naturalien ausgezahlt;

auch die feine Organisation im Heerwesen ging verloren;

besonders interessant ist die Tatsache, daß auch alle Religionen sanken und mehr und mehr nivelliert wurden; das Christentum wurde mit hineingezogen;

man vergaß die großen Werke der Kunst und Wissenschaft, die Technik. Allenthalben waren die gleich niedrigen Bildungsinteressen. —

Wollen wir uns eine Vorstellung machen von dieser Rückkehr zur Barbarei, so müssen wir annehmen, daß heute nach 300 oder 500 Jahren alles vergessen wäre, was unsere großen Dichter und Denker, Künstler und Techniker, Erfinder und Staatsleute geschaffen haben; daß niemand mehr verstände, eine Lokomotive zu bauen und zu führen, Elektrizität zu erzeugen, Eisenbahnbrücken zu errichten.

Es ist völlig verkehrt, den erobernden Germanen die Schuld an diesem allgemeinen Untergang zuzuschreiben. Nein, die große antike Kulturwelt war bereits, ohne zwingenden äußeren Anlaß, an innerer Krankheit zusammengebrochen, bevor die Germanen kamen.

Rückblick und Ausblick.

I. Es ist ein wunderbarer **Kreislauf**, den wir verfolgt haben: Vom Herdenmenschen zum Herdenmenschen. Der zunehmende Individualismus, die wachsende persönliche Freiheit hat die alten Griechen und durch sie die anderen Völker am Mittelmeer allmählich zu einer erstaunlichen Höhe der Kultur und Zivilisation emporgehoben: Zuerst traten aus der Masse des Volkes einige wenige hervor, die sich nicht nur durch ihre körperliche Kraft und Stärke auszeichneten, nicht nur die ritterlichen Festspiele schufen, sondern auch durch ihre Freude am Gesang die Entstehung der herrlichen epischen Lieder, vor allem der homerischen Gedichte, ermöglichten. Es war die Zeit der Blüte der Adelsherrschaft.

Darauf wurde durch innere Verfassungskämpfe, besonders aber durch die glorreichen Siege über die Perser und Karthager die politisch-rechtliche Gleichheit aller Bürger herbeigeführt. Dies hatte eine beispiellose Entfesselung reicher, schlummernder Kräfte, großer Talente zur Folge. Im 5. und 4. Jahrhundert vor Chr. erreichten auf allen Gebieten die Künste und Wissenschaften, Handel und Gewerbe eine Höhe, die man niemals aufhören wird staunend zu bewundern. Damals sind die Griechen die Lehrmeister der Menschheit geworden.

Je glänzender die Kultur jener Zeit, um so tragischer das Schauspiel, welches folgt. Es ist ein unaufhaltsamer, durch Jahrhunderte schleichender, aber mit tödlicher Sicherheit zum Ziel führender Selbstmord: die gesamte antike Kulturwelt, ein Werk, an dem Jahrtausende gearbeitet, das im Osten bei den Babyloniern und Ägyptern begann, durch die Griechen die größte Entfaltung, durch die Römer die weiteste Verbreitung gefunden hatte, ging zugrunde. Weshalb? weil die Freiheit entartete. Trotz der Mahnungen eines Thukydides, Plato und Aristoteles, trotz der edlen Bestrebungen eines Agis und Kleo-

menes, trotz des Opfertodes der beiden Gracchen vergaß man die sozialen Pflichten, die der einzelne gegen die Gesamtheit, gegen seine Mitbürger, gegen den Staat hat. Der extreme Individualismus hat die alte Kulturwelt zugrunde gerichtet.

Im 5. Jahrhundert nach Chr. standen die Völker um das Mittelmeer auf einer viel tieferen Stufe, als im 2. Jahrtausend vor Chr. Denn damals lebten sie in ihrem Kindesalter; zahlreiche schlummernde Kräfte warteten auf die Stunde, wo sie geweckt würden; die Keime für ein edles Wachstum waren da. Jetzt war alle Kraft erschöpft, alles nivelliert; die Völker starben aus.

Die Germanen sind nicht die Vernichter, sondern die Retter gewesen. Zunächst freilich wurden sie mit in die Entartung hineingerissen, und unter dem Einfluß der christlichen Kirche gelangte man im Mittelalter zu einer ungesunden Überspannung des Sozialprinzips, zum extremen Sozialismus: das Individuum galt nichts mehr; mit Gewalt wurde alles uniformiert, nivelliert und die Entfaltung jeder Eigenart unterdrückt. Aber die Germanen haben seit dem 2. Jahrhundert nach Chr. durch ihr frisches Blut die kranken, aussterbenden Völker verjüngt; sie brachten neues Leben. Und wenn wir es auch bedauern, daß so viele Tausende unserer Vorfahren weiter nichts gewesen sind als Völkerdünger; wenn es uns auch schmerzlich berührt, daß die Germanen jahrhundertelang in Abhängigkeit gerieten von der entarteten antiken Kultur: es war diese Verbindung schließlich doch von den größten Wirkungen; langsam wurde der Boden bereitet für die Schöpfung einer neuen großen Kulturwelt.

Im Anfang des 10. Jahrhunderts nach Chr. war der niedrigste Tiefstand erreicht; es schien, als sollte alles für immer vergessen sein, was die antiken Kulturvölker gebracht hatten; man hatte sogar allgemein das Schreiben und Lesen verlernt; die Menschheit war stumm geworden ringsum. — Aber bald begann durch die mündig werdenden Germanen eine neue Entwicklung: sie brachte vom Ende des 12. Jahrhunderts bis ins 19. Jahrhundert hinein einen zunehmenden Individualismus, eine wachsende Befreiung der menschlichen Per-

sönlichkeit. Die wichtigsten Stufen werden durch die Namen Renaissance, Humanismus, Reformation, Aufklärung bezeichnet. Das Ende des 18. Jahrhunderts hat große Ähnlichkeit mit der Aufklärungszeit bei den Griechen im 5. Jahrhundert vor Chr. Damals begann die Entartung zum extremen Individualismus. Steht unserer heutigen Kulturwelt wiederum die tragische zweite Hälfte des Kreislaufs bevor, die selbstmörderische Ausartung der Freiheit?

II. Was uns retten kann, ist einzig und allein ein richtiger Ausgleich zwischen Sozialismus und Individualismus; dies ist die wichtigste Aufgabe der Gegenwart.

a) Erst durch einen gesunden Individualismus, durch individuelle Freiheit werden die Menschen zu höherer Kultur und Zivilisation emporgehoben; ohne Individualismus sind wir Herdenmenschen.

„Höchstes Glück des Erdenlebens
Ist nur die Persönlichkeit."

Die Geschichte der alten Griechen ist deshalb für uns so wichtig, weil in diesem mit den reichsten Anlagen ausgestatteten Volk jeder Bürger die Freiheit erlangte, seine individuellen Kräfte ungehemmt zur höchsten Entfaltung zu bringen. Dadurch ist im 5. und 4. Jahrhundert vor Chr. die unvergleichliche Höhe der Kultur erreicht worden.

Die überragenden Persönlichkeiten sind die wahren Träger jeder echten Kultur, die „Übermenschen" die Krone der Menschheit. Aber dieses Übermenschentum muß wesentlich darin bestehen, daß der Mensch sich zu einer innerlich freien Persönlichkeit auswächst, daß er die geistigen Fähigkeiten ungehemmt entwickelt. —

Und wie aus der Masse eines Volkes Einzelmenschen hervorragen, welche durch die Entfaltung ihrer individuellen Eigenart die Gesamtkultur heben und fördern: so gibt es auch einzelne Völker, die vor anderen von der Vorsehung reich ausgestattet sind. Aufgabe jedes Kulturvolkes ist es, seine nationale Eigenart auszubilden und zur Entfaltung zu bringen. Die gesunden, kräftigen Nationen mit starkem Nationalbewußtsein: das sind die Persönlichkeiten unter

der Masse der Völker und Stämme; das sind die Kulturbringer der Menschheit. Auch sie müssen darnach streben, sich innerlich frei und unabhängig zu machen, sich nichts von außen aufzwingen zu lassen, sondern nach eigener Entschließung die Kultur zu gestalten.

Solange die Babylonier, Ägypter, Phönizier, Griechen, Karthager und Römer sich als abgeschlossene Nationen fühlten, sich als das „auserwählte Volk" betrachteten, die Griechen alle Nichtgriechen als Barbaren ansahen, die Römer sich für das geborene Herrenvolk hielten, haben sie Großes geleistet. Als sie ihre Eigenart aufgaben, sich als Weltbürger fühlten und untereinander vermischten, sanken sie immer tiefer nach unten.

b) Ohne Individualismus keine Kultur! Aber er birgt große Gefahren in sich. Wir haben festgestellt, daß unsere Gegenwart sehr große Ähnlichkeit hat mit der Entwicklung der griechischen Geschichte nach den Großtaten der Perserkriege, zum Teil auch der römischen Geschichte nach dem 2. Punischen Krieg. Damals, wie heute, folgte auf glorreiche Kriege ein gewaltiger Aufschwung: Zahlreiche Schranken wurden beseitigt, eine ungeahnte Fülle von Volkskräften wurde frei und schuf reiches Leben auf allen Gebieten. Wie in Athen, so ist auch bei uns die politisch-rechtliche Gleichheit der Bürger durchgeführt; unsere Industrie und Landwirtschaft, unser Handel und Verkehr haben sich in wenigen Jahrzehnten in einer Weise gehoben, wie es in der Weltgeschichte einzig dasteht. — Aber die Entwicklung hat auch ihre Kehrseite: Wir dürfen uns nicht darüber täuschen, daß gerade durch die individuelle Freiheit und politisch-rechtliche Gleichheit heute, wie damals, die Ungleichheit des Besitzes und die wirtschaftliche Abhängigkeit größer geworden ist. Deshalb wird heute, wie damals seit dem 4. Jahrhundert vor Chr., zu der politisch-rechtlichen Gleichheit auch die wirtschaftliche Gleichheit gefordert: die Sozialdemokratie!

Was müssen wir tun, um nicht abermals auf die schiefe Ebene zu gelangen, um nicht demselben Untergang entgegenzusteuern? Können wir aus der Geschichte des Altertums für die Gegenwart lernen?

Wir lernen, daß Plato recht hatte, wenn er als die beiden größten Gefahren für ein Staatsleben bezeichnete: 1. die un-

gehemmte, durch nichts gehinderte Herrschaft des Geldes; 2. die Herrschaft der Masse.

In der Tat liegt hier die doppelte Ursache für die Entartung des Individualismus. Die Herrschaft des Geldes, der Bourgeois, deren Freiheitsprinzip auf ein laissez-faire hinausläuft oder, wie Aristoteles sagt, πάντα ἐατέον, hat im Altertum den freien, gesunden Kleinbauernstand vernichtet. Das muß uns eine ernste Mahnung sein; wir begehen Selbstmord, wenn wir nicht alles aufbieten, um eine starke, deutsche Bauernschaft auf dem Lande zu erhalten und zu kräftigen. Hier sind die Wurzeln unseres Seins, hier die Quelle für immer neue Verjüngung. — Ebenso schlimm ist die Herrschaft der Masse, das allgemeine gleiche Stimmrecht, der Terrorismus der jeweiligen Majorität, die Herrschaft der Fäuste, die Cheirokratie. Wir sehen im Altertum, wohin die zunehmende Demokratisierung aller Verhältnisse führt. Unwillkürlich drängt sich uns die Frage auf: Was würde unter ähnlichen Verhältnissen aus unseren Großstädten und aus unseren blühenden See- und Handelsplätzen werden? Und würde England groß geworden sein, wenn dort seit 400 Jahren das gleiche Stimmrecht gegolten hätte? Bei den Massen kommt es dahin, daß Erziehung und Bildung geradezu verhaßt werden, daß der Geistesadel das Feld räumen muß. Alles Überragende wird hinweggeräumt, alles nach unten gezerrt, und diese Nivellierung wirkt kulturfeindlich, kulturzerstörend.

Die größte Gefahr tritt dann ein, wenn der Staat aufhört, eine Einheit zu sein, wenn die Reichen und die Armen, die Bourgeois und die Proletarier, sich wie zwei Staaten, wie zwei feindliche Raubtiere gegenüberstehen, wenn bald die einen, bald die anderen am Ruder sitzen und eine egoistische Klassenherrschaft einrichten.

c. Wie ist ein Ausgleich zwischen Sozialismus und Individualismus zu finden? Wiederum gibt uns Plato eine treffliche Antwort:

1. Der soziale Gedanke kommt in seiner Forderung zum Ausdruck, daß wir stets das Ganze im Auge behalten und alle Bürger als unsere Brüder betrachten sollen. Geschieht das, so werden wir dafür sorgen, daß die Vermögensunterschiede nicht

zu groß werden, daß alle Bürger ihr auskömmmliches Einkommen haben und wirtschaftlich zufrieden gestellt sind.

2. Anderseits betont Plato aber auf das entschiedenste die individuelle Ungleichheit der Menschen, die Verschiedenheit der geistigen Anlagen und der politischen Tüchtigkeit. Darin liegt sein Individualismus, daß die Tüchtigsten durch eine sorgfältige Erziehung zur Regierung vorbereitet werden; er fordert eine starke Staatsgewalt. —

In ähnlicher Weise bringt mit verblüffender Einfachheit das wahre, echte Christentum eine Verschmelzung von Individualismus und Sozialismus:

1. keine Religion hat den Einzelmenschen so auf sich selbst gestellt und von jeder Bevormundung frei gemacht, als das Christentum. Der Mensch wird zur Gotteskindschaft erhoben, der keines Mittlers bedarf außer Christus, für den alle Schranken des Orts, der Zeit, des Standes und Geschlechtes fallen, der sein Verhältnis zu Gott allein regeln soll;

2. anderseits predigt Christus: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“ sieh in ihm deinen Bruder, für den du nur Gutes tun willst!

Besonders wichtig erscheint mir das Gleichnis von den Pfunden (Talenten): die Menschen sind ungleich; sie empfangen von Gott verschiedene Gaben und Anlagen, der eine fünf, der andere zwei, der dritte ein Pfund. Trotz dieses Unterschiedes sind wir vor Gott alle gleich, wenn nur ein jeder nach dem Maß seiner Kräfte ernstlich mit den ihm anvertrauten Gaben arbeitet. Wir hören die ernste Mahnung, daß von dem, der am meisten erhalten hat, auch das meiste verlangt wird, daß er auch die größte Verantwortung trägt.

In der römischen Kaiserzeit bestand zwischen den verschiedenen Religionen ein Wetteifer in den sozialen Bestrebungen: zwischen den Stoikern, den Neuplatonikern, den Mithrasverehrern, den Christen. Das Christentum siegte, weil es mehr als alle anderen die Nächstenliebe betonte und ausübte. Leider wurde es aber hierbei in den allgemeinen Nivellierungsprozeß hineingerissen. Das Mittelalter führte zu einem ungesunden extremen Sozialismus. Es war eine Befreiung, daß Renaissance, Humanismus, Reformation, Aufklärung zum Individualismus zurückführten. Wir dürfen es wohl aussprechen, daß noch heute

die katholische Kirche in Gefahr ist, das Sozialprinzip zu überspannen, die protestantische Kirche, das Individualprinzip einseitig zu betonen.

Aufgaben des Staates:

Alle Staaten, welche Verfassung sie auch haben mögen, bestehen aus Herrschern und Beherrschten, und die oberste Forderung ist, was den republikanischen Staaten des Altertums fehlte, eine starke Staatsgewalt. Der Zweck des Staates besteht nicht nur in dem Schutz gegen Angriffe von außen und einer gewissen Rechtsordnung im Innern; er ist nicht nur dafür da, um Leben und Eigentum der Untertanen zu schützen, sondern seine Aufgaben gehen viel weiter. Vor allem hat er einen Ausgleich zu schaffen zwischen den Forderungen des Ganzen und des Einzelnen, zwischen Sozialismus und Individualismus. Daß der moderne Staat sich seiner sozialen Aufgaben bewußt geworden ist, darin liegt der wesentlichste Fortschritt der Gegenwart gegenüber dem Altertum.

Worin besteht der Ausgleich? Daß der Staat unsere innere Freiheit fördert und schützt, dagegen unsere äußere Freiheit durch Gesetze einschränkt, soweit dies zum Wohle des Ganzen nötig ist:

1. Was die innere Freiheit angeht, so sind alle berechtigten Forderungen eines gesunden Individualismus erfüllt. Die Fundamente unserer Kultur sind Denk-, Glaubens-, Lehr- und Redefreiheit. Wir dürfen behaupten, daß diese hohen Güter niemals in solchem Maße Gemeinbesitz gewesen sind, als heute in unserem deutschen Vaterlande. Alle Schranken, die durch Tradition und Geburt, durch Staat und Kirche errichtet waren, sind gefallen. Es ist oberste Pflicht des modernen Staates, seine Untertanen gegen jeden Eingriff in diese Freiheit zu schützen. — Jeder Staatsbürger kann seine individuellen Anlagen ungehemmt entwickeln, hat volle Freiheit des Berufs, kann nach dem Maße seiner Tüchtigkeit sich emporarbeiten.

Auf diesem Gebiet handelt es sich nicht mehr um eine Steigerung, sondern um Wachsamkeit und Sicherung des hohen Gutes einerseits gegen irgendwelche Eingriffe und Schmälerung, anderseits gegen Entartung in einen extremen Individualismus.

2. Ebenso wichtig, in der Gegenwart vielleicht noch wichtiger sind die sozialen Aufgaben des Staates. Sie laufen im wesentlichen auf eine Beschränkung unserer äußeren Freiheit zugunsten der Gesamtheit hinaus. Seit mehreren Jahrzehnten ist die Zahl solcher Gesetze fortwährend gewachsen, durch welche die Untertanen zu Leistungen gezwungen werden, die dem Gemeinwohl dienen. Man hat in anderen Ländern, wo die äußere Freiheit besonders hoch geschätzt wird, oft darüber gelacht, daß wir Deutschen von der Geburt bis zum Tode „unfrei“ seien. Wozu werden wir nicht alles gezwungen? Wir haben Schulpflicht, Dienstpflicht, Steuerpflicht. Für unsere Kranken-, Unfall- und Altersversicherung wird sowohl den Arbeitgebern wie den Arbeitern das Geld gewaltsam abgenommen. Die Armenpflege verursacht in unseren Gemeinden alljährlich gewaltige Kosten, die aus den Taschen der Besitzenden bestritten werden. Der Staat schützt die wirtschaftlich Schwachen, Männer, Frauen, Kinder gegen eine willkürliche Ausbeutung ihrer Arbeitskraft; es gibt Vorschriften über Sonntagsruhe, Ladenschluß 2c. Wir dürfen mit unserem Geld nicht machen, was wir wollen, dürfen nicht bauen, wo und wie wir Lust haben, müssen es uns gefallen lassen, daß die Polizei in jeden Winkel unseres Hauses hineinleuchtet; wir werden zur Straßenreinigung, zum Anschluß an die Kanalisation gezwungen. Auf unseren Spaziergängen und Reisen, in unserem Beruf, im Handel und Verkehr, in Stadt und Land: überall sind wir von Vorschriften umgeben, „dies mußt du tun!“ und „das ist verboten!“ Es wird darüber gewacht, daß niemand die Not seiner Mitbürger ausbeutet und Geld zu einem beliebigen Zinsfuß ausleiht. Beim Kauf und Verkauf sind wir manchen Beschränkungen unterworfen, und selbst beim Tod und Begräbnis verfolgen uns die Vorschriften der Polizei.

Staat und Stadt sind heute große Arbeitgeber: Post, Telegraphie, Eisenbahnen, Gas, Wasser, Straßenbahnen sind staatliche oder städtische Einrichtungen geworden.

Solange diese umfangreiche Tätigkeit des Staates dem Wohle der Gesamtheit dient, ist sie gut. Natürlich dürfen die sozialen Verpflichtungen und Einrichtungen nicht so weit gehen, daß sie einerseits den Besitzlosen alle Sorgen abnehmen, anderseits für die Besitzenden eine drückende Last werden, die

das individuelle Streben und die Unternehmungslust erstickt. Hier die richtige Grenze zu finden, ist für die modernen Politiker ein Gegenstand schwerster Sorge. Für den einzelnen aber gilt das schöne Wort Goethes:

„Äußerlich begrenzt,
Innerlich grenzenlos."

Für die inneren Güter Freiheit, damit der Mensch sich individuell entwickeln kann; für die äußeren Güter Beschränkung, damit nicht der eine den anderen hemmt, damit das Ganze gedeiht. Ja, es scheint sogar eine Art von Wechselwirkung dazwischen zu bestehen: Je mehr unsere äußere Freiheit um des Gesamtwohls willen beschränkt ist, um so größer kann die innere Freiheit werden; anderseits wird die innere Freiheit durch grenzenlose äußere Freiheit aufs höchste gefährdet. Umgedreht ist der Spruch auch richtig:

„Äußerlich grenzenlos,
Innerlich begrenzt."

Wie schon Plato und Aristoteles erkannt haben, ist für den Staat die *Erziehung der Jugend* eine der allerwichtigsten Aufgaben:

Erziehung zur Waffentüchtigkeit,
Erziehung zu sittlicher und geistiger Tüchtigkeit,
Erziehung zu treuen Staatsbürgern.

Wichtiger als alles Einzelwissen über staatliche Einrichtungen ist einerseits die Erkenntnis von der Bedeutung der wahren individuellen Freiheit, von dem Wert der *Persönlichkeit*, anderseits die Erkenntnis von den *sozialen Pflichten*, die der einzelne gegen das Ganze und gegen seine Mitmenschen hat. Und wenn es gelingt, eine große Zahl der Bürger zu der Höhe der Schillerschen Auffassung zu führen,

„Daß der entjochte Mensch jetzt *seine Pflichten denkt*,
Die Fessel *liebet*, die ihn lenkt",

dann ruht der Staat auf sicherem Fundament.

Namen- und Sachverzeichnis.

Verzeichnis der übersetzten und besprochenen Schriftstellen.

Das Christentum und der moderne Geist.

Von Prof. D. **Eugen Sachsse.** 2,50 M., geb. 3 M.

Eine Apologie des Christentums darf dieses Buch genannt werden. Verf. hat einen offenen Blick für die großen Kämpfe der Gegenwart und möchte mit seinem Werk zur Klärung unserer Verhältnisse beitragen. Verfasser ist nicht geneigt, am alten Evangelium irgendwelche Abstriche zu machen, und meisterhaft versteht er den Gründen einer sogenannten Wissenschaft entgegenzutreten. Besonders gelungen sind die Abschnitte über die Predigt, über den Tod und über die Auferstehung Jesu, über die Naturwissenschaft und über die Geschichtswissenschaft; hier finden sich ganz prächtige Partien. Wir können nur wünschen, daß in Zweifel geratene Laien dieses Buch zur Hand nehmen, sie werden reichen Gewinn daraus schöpfen und zu einem vertieften Bibelstudium angeregt werden. **Ev. Kirchenzeitung.**

Ein apologetisch sehr wertvolles Buch! Nach der Schilderung der Lehre und des Werkes Christi behandelt es den in Wissenschaft und Staat sich offenbarenden modernen Geist. Weder Wissenschaft noch Staat können das Christentum entbehren. Das wird alles klar und wahr dargelegt.

Glauben und Wissen.

Apologetik.

Wissenschaftliche Rechtfertigung des Christentums

von Dr. **J. H. A. Ebrard.**

2, verb. Aufl. 2 Teile. 16,20 M., komplet geb. 18,80 M.

Das Werk ist wie kaum ein anderes geeignet, den der christlichen Wahrheit und ihren Grundlehren widersprechenden Theoremen mit den Waffen der Wissenschaft und einer selten vielseitigen, gründlichen Gelehrsamkeit entgegenzutreten. **Glauben und Wissen.**

„Klar zum Gefecht!“

Fingerzeige zur Verteidigung des Christentums gegen die moderne Weltanschauung von P. **Herm. Wagner.**

1 M., geb. 1,50 M.

Wir finden in dieser apologetischen Schrift keine langen Untersuchungen, sondern eine knappe, klare Beantwortung der hauptsächlichsten Einwendungen, welche man in der Unterhaltung mit gebildeten Leuten gegen das Christentum hört. Das kleine, lesenswerte Büchlein gibt manche gut zu brauchende Waffen in die Hand. **Der christliche Apologete.**

Wolf
Geschichte des antike
sozialismus und
individualismus



REGULATIONS

Books not on reserve will be issued for home use after 4:30 P
and reserve books after 9:00 P.M., upon proper registration in
charging book. Books so issued must be returned to the desk be
9:40 A.M. the following day, or the first succeeding day on which
library is open. Persons registering for books either for hom
library use are responsible for them while the registration stands;
should therefore not sign until the book is received, and when it i
turned should see the registration cancelled. The penalty for fai
to return books on time is 15 cents per day or fraction thereof;
sistent offenders will be refused the privileges of the library.
person removing a book from the library except in accordance with
regulations will be excluded from the library and reported to
University authorities for further action.

